Aus Beruf und Leben

von

Paul Cauer



Aus Beruf und Leben



Aus Beruf und Leben

Heimgebrachtes

von

Paul Cauer
Professor an der Universität Münster

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1912

Die Aufgabe der Philologie erstreckt sich auf die ganze Breite und Tiefe menschlicher, vor allem geistiger Existenz. Drum ist der rechte Wahlspruch des Philologen der Vers des Terentius:

„Ein Mensch bin ich, nichts Menschliches bleibt ferne mir."

Hermann Usener, 1882.

ALMAE MATRI
PORTENSI

PAULUS CAUER

ALUMNUS 1871 VALEDIXIT 1872

Vorwort.

Wenn man den dritten Teil eines Jahrhunderts ein Menschenalter nennt, so bezeichnet dieses Maß fast genau den Zeitraum, während dessen ich im höheren Schuldienste tätig gewesen bin, und der jetzt, früher als zu erwarten gewesen war, sein Ende erreicht hat. Da ist ein Rückblick wohl angezeigt, nicht um persönlich Erlebtes zu erzählen, doch um von der Auffassung des Berufes Rechenschaft zu geben, die mich bei seiner Ausübung geleitet hat. Geleitet, indem sie selber sich ausbreitete und vertiefte. Es war mir vergönnt, für Aufgaben von zunehmender Bedeutung die Kräfte einzusetzen. Und dabei brachten es äußere Umstände wie eigene Neigung mit sich, daß ich vor allem zwei Ziele im Auge hatte: den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Unterrichtspraxis zu pflegen und den zwischen Schule und Leben. Was in beiden Beziehungen an öffentlichen Vorträgen und amtlichen Gelegenheitsreden im Laufe der Jahre entstanden ist, wird hier gesammelt vorgelegt, nicht vollständig, doch in reichlicher Auswahl. Hinzugefügt sind aus Zeitschriften und Zeitungen einige Aufsätze von verwandtem Charakter. Auch von den Reden und Vorträgen waren manche schon früher gedruckt; das Genauere darüber ist in jedem Falle unter der Überschrift angegeben.

In Düsseldorf habe ich wiederholt einige Wochen des Winters hindurch öffentliche Vorträge gehalten, wobei deutsche Gedankenlyrik, dramatische Poesie, Homer die Gegenstände bildeten. Was davon hier mitgeteilt wird, ist erst jetzt für den Druck ausgearbeitet worden, wenn auch in genauem Anschluß an den seinerzeit im voraus fixierten Inhalt und Gedankengang. Das gleiche gilt von den Vorträgen über Goethe und Paul de Lagarde wie von der Besprechung einer schulpolitischen Streitschrift von Arthur Bonus (Nr. XIX). Dagegen erscheinen die bisher nicht gedruckten Reden zur Entlassung der Abiturienten (Nr. IV. XXIII. XXX), die zu Kaisers Geburtstag (Nr. XIII) und die Schulandachten wörtlich so, wie sie einst gehalten worden sind.

Als ich, zu Ostern 1896, Direktor wurde, empfand ich es als

eine der schönsten Pflichten dieses Amtes, nicht nur bei feierlichen Anlässen, sondern auch in den regelmäßigen Andachten zur ganzen Schulgemeinde zu sprechen. Das habe ich denn in Flensburg zwei und ein halbes Jahr hindurch jeden Sonnabend zum Schlusse des Unterrichts getan. In Düsseldorf, wo in einem großen Kollegium auch die Zahl derer, die gerne mitwirken wollten, größer war, lag in dieser allgemeineren Beteiligung ein so entschiedener Gewinn, daß ich persönlich etwas mehr zurücktrat. Doch ist in sieben Jahren auch dort eine ansehnliche Reihe von Andachten entstanden, alle von der Art wie die hier veröffentlichten. Bei deren Auswahl ist der Wunsch maßgebend gewesen, in einigen Proben erkennen zu lassen, wie von dogmatisch freiem Standpunkte aus, der weder verleugnet noch hervorgekehrt wurde, versucht werden konnte, Persönlichkeit und Lehre Jesu zur Einwirkung auf die Jugend lebendig zu machen.

Die fortgesetzte eigne Bemühung um diese Aufgabe hatte mich auch innerlich vorbereitet, an den jährlichen Beratungen der evangelischen Religionslehrer der Provinz Westfalen teilzunehmen, in der ich längere Zeit das einzige evangelische Mitglied des Provinzial-Schulkollegiums war. Im einzelnen ist das, was ich dort gesagt habe, immer erst durch Vortrag und Debatte angeregt, also auch dem Gegenstande nach bestimmt worden. Doch mögen die so aus dem Augenblick erwachsenen kurzen Darlegungen (Nr. XXVII) vielleicht besser als eine ad hoc verfaßte Abhandlung ein Bild davon geben, wie ich den Anteil des Religionsunterrichts am Organismus der höheren Schule verstanden und zu fördern versucht habe. Derselben Periode gehören zwei Aufsätze polemischer Art an (Nr. XX. XXI), in denen ich der allgemeinen Gefahr eines Hinabgleitens von der Höhe unserer Aufgaben entgegentrat, und ebenso das Nachwort zu Nr. XXII, den Viermal zehn Geboten. Diese selbst mit ihren Erläuterungen bildeten ein höchst persönliches Programm, das in Althoffs Auftrage niedergeschrieben wurde, zu einer Zeit wo über meine Berufung zum Schulrat schon mehrfach verhandelt worden war. Die in diesem Amte dann gesammelten Erfahrungen klingen mit in der Skizze der Wirksamkeit Wilhelms von Humboldt (Nr. XV); unmittelbar sind sie dem Vortrag zugute gekommen, den ich auf Einladung des Bundes für Schulreform am 4. Oktober d. J. in München gehalten habe (Nr. XXIV), während die von mir beantragte Entlassung schon vollzogen war.

Auf den im Amte gewonnenen Anschauungen beruhte auch zum guten Teil und soll weiter beruhen diejenige Berufstätigkeit, die mir geblieben ist. Viel wird neuerdings darüber gesprochen und geschrieben, welcher Platz etwa im akademischen Unterrichte der Pädagogik einzuräumen sei; ob sie überhaupt da hinein gehöre, oder ob es besser sei, diese schönen Jahre der Freiheit, die im Leben nicht wiederkehren, ganz dem eigentlichen Studium und der Vertiefung in die Wissenschaft zu überlassen. Vielleicht dürfen wir die Frage etwas anders wenden. Ist es gut, daß während dieser Zeit der Sammlung der Gedanke an die geistbildenden Kräfte, die aus den Quellen der Wissenschaft, recht aus der Tiefe hervorgeholt werden sollen, völlig schweige? daß in der Art, die Schule und ihre Aufgaben anzusehen, sich an den Standpunkt des Schülers unmittelbar der des Schulamtskandidaten anschließe? Oder sind gerade die Jahre der akademischen Freiheit so recht geeignet, um, wie andere Probleme die unsere Zeit bewegen, so die der Erziehung mit frischem Geiste zu erfassen und zu durchdenken? nicht voraussetzungslos — wo gäbe es das? — doch außerhalb des Bannes, in den ein nach amtlichen Vorschriften geregelter Betrieb den angehenden Lehrer sogleich wieder aufnimmt! — Nach dem Interesse zu urteilen, das die Studenten selber dem, was ihnen in diesem Sinne geboten wird, entgegenbringen, kann die Antwort auf die so gestellten Fragen kaum zweifelhaft sein.

Vor vier Jahren erbat ich — und erhielt dann auch — den Auftrag, außer Vorlesungen über Gegenstände der klassischen Philologie auch solche aus dem Gebiete der Pädagogik zu halten. Dabei war mir von vornherein klar, daß ich nicht unternehmen wollte, mit anderen Vertretern dieser Disziplin in begrifflicher Herleitung und systematischem Aufbau zu wetteifern. Aber dadurch konnte ich hoffen etwas Eigenes hinzuzubringen, daß ich Gedanken vortrug und zum Nachdenken empfahl, die sich mir aus eigener Praxis wie aus fortgesetzter Beobachtung von mehr als 20 Schulen der verschiedensten Art entwickelt hatten. Der Hinblick auf gegebene Verhältnisse braucht kein enger Blick zu sein. Der Wunsch, an das Gewordene anzuknüpfen, ist vereinbar mit entschlossener Kritik des Überlebten und Ungesunden; und diese wieder findet ihr bestes Gegengewicht in der unzerstörbaren Freude an allem Wirklichen, Lebendigen, Fruchtbringenden.

Ob von solcher Grundstimmung in meinen Reden und Aufsätzen etwas zu spüren ist, werden andere beurteilen. Jedenfalls mag dieser Band, obwohl eigentlich kein Stück einer akademischen Vorlesung darin enthalten ist, einen Einblick gewähren in Berufsauffassung und Lebensansichten, von denen aus an der jüngsten deutschen Universität von einem alten Schulmann zu der immer sich erneuernden Aufgabe mitgewirkt wird, das Geschlecht von Lehrern heranzubilden, dem künftighin die deutsche Jugend anvertraut sein soll.

Münster i. W., November 1912.

Inhalt.

Lebensfragen.

Berichtigung.

S. 84 unten lies „Deutung" für „Denkung".

Denkart.



I.

Die Methode des Zirkelschlusses.

Vortrag

gehalten in Kiel im Mai 1897.

[Preußische Jahrbücher, Band 92 (1898) S. 43 ff.]

Der große und fruchtbare Gegensatz zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften ist heutzutage in Gefahr verkannt zu werden. Bei den glänzenden, immer aufs Neue überraschenden Erfolgen, zu denen die Methode der naturwissenschaftlichen Forschung in unserm Jahrhundert geführt hat, kann es nicht Wunder nehmen, wenn es Leute gibt, die nun meinen, diese Methode sei die einzig mögliche, mit ihrer Hilfe müßten alle wissenschaftlichen Aufgaben gelöst werden können. So suchte vor 40 Jahren der Engländer Buckle in seiner „Geschichte der Zivilisation in England" eine neue Betrachtungsweise einzuführen, durch welche die Geschichte erst zum Range einer wirklichen Wissenschaft erhoben werden sollte. Er hoffte in der Entwickelung der menschlichen Kultur Gesetze aufzufinden, die an Schärfe und Unerbittlichkeit den Naturgesetzen gleichkämen; ein Unternehmen, das, wenn es gelänge, bedeuten würde, daß man das persönliche Element aus der Geschichte eliminiren müsse, um sie recht zu verstehen. Neuerdings ist Benjamin Kidd mit seinem Buche „Social evolution" in Buckles Fußstapfen getreten. Er wundert sich, daß die Wissenschaft, die doch alle Erscheinungen des organischen Lebens von den niedrigsten Formen bis zu den höchsten begleitet habe, plötzlich stehen geblieben sei, als sie in dieser Entwickelungsreihe zum Menschen kam. Zwar gebe es auch eine Wissenschaft der menschlichen Entwickelung, die Geschichte; aber der Historiker begnüge sich, uns die Begebenheiten der Vergangenheit vorzuführen und lasse uns im Stich, wenn wir ein daraus abgeleitetes Gesetz haben wollten, nach dem sich dann auch derjenige Teil des Verlaufes beurteilen ließe, der noch in der Zukunft liege. Solche Gesetze zu finden, ist denn des Verfassers eigene Absicht. — Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte

hat man ähnliche Gedanken verfolgt, wenn auch nicht gerade zu dem Zwecke, künftige Erscheinungen vorauszusagen. Der Versuch, ein literarisches Kunstwerk aus den Bedingungen, unter denen es entstanden ist, abzuleiten und zu erklären, hat etwas Verwandtes; und in einem Aufsatz zum Gedächtnis Scherers hat einer seiner Berliner Kollegen gerade dies hervorgehoben, daß er es verstanden habe die in der Naturforschung ausgebildete Methode auf einen neuen Stoff zu übertragen.

Wie viel oder wie wenig Recht solche Bestrebungen haben, lehrt am besten die Wissenschaft, die in Wahrheit beiden großen Gebieten zugleich angehört, die der Sprache. Hier hat sich der Glaube, daß die lautlichen Veränderungen mit der Sicherheit von Naturgesetzen erfolgten, sehr nützlich erwiesen. Man hat wirklich Gesetze gefunden, die den physikalischen gleichartig sind; und indem man verlangte, daß jede Ausnahme aus irgendwelchen störenden Momenten besonders gerechtfertigt werde, ist man in das Verständnis der Erscheinungen viel tiefer als vorher eingedrungen. Aber die Störungen, die nirgends ganz ausblieben, meist psychologischer Art, erinnern zugleich an die Grenze der neuen Lehre. Sie muß da Halt machen, wo der menschliche Gedanke die Sprache zu beherrschen anfängt; darum hat sich die Syntax bisher der naturwissenschaftlichen Betrachtung entzogen und wird es weiter tun. Und eben deshalb wird es niemals möglich sein, in all den Wissenschaften, deren Stoff vollends ein Erzeugnis des menschlichen Geistes ist, irgend etwas den Naturgesetzen Entsprechendes aufzustellen. Was man uns bisher geboten hat: das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch im Geistesleben, das von dem Überdauern des Besseren, ferner die Theorie, daß ein jedes Individuum, ehe es zur Reife kommt, alle die Umwandlungen erleiden müsse, durch die hindurch seine Gattung zu ihrem nunmehrigen Typus gelangt sei — eine Lehre, die nicht ungeschickt benutzt wurde, um für die Erziehung des modernen Menschen den Gang durch die Entwickelungstufen des klassischen Altertums zu fordern — das sind alles anregende Gedanken, zum Teil geistreiche Vergleichungen. Aber die Sache steht doch immer so, daß irgendein bestimmtes Naturgesetz bereits fertig vorliegt, nach dessen Analogie dann geistige und geschichtliche Vorgänge betrachtet und damit allerdings erfolgreich durchleuchtet werden; selbständige Gesetze im strengen Sinne des Wortes hat man weder in Philologie noch in Geschichte bisher gefunden.

Richtiger wäre es gewesen, nicht erst danach zu suchen; denn damit drängt man den historischen Wissenschaften eine Bestimmung auf, die

sie überall nicht haben. Ihr letztes Ziel ist immer: „aus der Masse des Stoffes die wahre Gestalt des Vergangenen zu lebensvoller Deutlichkeit herauszuarbeiten." So hat es einmal Windelband in seiner Rektoratsrede (1894) ausgesprochen, in der er „Geschichte und Naturwissenschaft" nach ihren Problemen scharfsinnig vergleicht. Die eine geht auf das Allgemeine, Gesetzmäßige, Unveränderliche, die andere auf die einzelnen zeitlichen Erscheinungen, die, so wie sie gewesen sind, nie wiederkehren und von der geschichtlichen Forschung eben in ihrer Besonderheit erfaßt werden. Die eine Wissenschaft „sucht Gesetze, die andere Gestalten": damit ist ihr Gegensatz in der Tat treffend bezeichnet.

Trotzdem gibt es ein großes Gebiet von Aufgaben, für das es scheint, als müßten beide zusammengehen, weil hier die volle Exaktheit auch von dem Historiker oder Philologen gefordert wird. Das geschieht überall da, wo es etwas zu beweisen gibt. Ein eigentlicher Beweis ist doch nur dann erbracht, wenn ein Zweifelnder oder Widerstrebender zur Anerkennung gezwungen wird. In all den Gebieten der Naturwissenschaft, die auf mathematischer Grundlage ruhen, und vollends in der Mathematik selbst ist dies möglich. Vermag der philologische Beweis den gleichen Zwang auszuüben?

Unter den „Zehn Geboten für klassische Philologen", die Lehrs und Ritschl gemeinsam aufgestellt haben, lautet das vorletzte: „Du sollst nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten." Eine ähnliche Warnung ist in den exakten Wissenschaften schwerlich schon nötig geworden. Auch in der Mathematik ist es ein beliebtes Verfahren, einen Satz auf mehrere Arten zu beweisen. Aber dann ist ein Beweis auch für sich allein vollgültig; die weiteren dienen nur dazu, dieselbe Wahrheit von einer andern Seite her zu betrachten, in einem neuen Zusammenhang anschaulich zu machen. Auf dem philologischen Gebiete dagegen beruht wirklich ein Beweis oft auf der Kombination mehrerer, ich will nicht sagen schlechter, aber doch nicht ganz vollständiger Gründe. Eine eigentlich zwingende Beweisführung ist wohl in chronologischen Untersuchungen möglich, die eben ein mathematisches Element enthalten, vielleicht noch an manchen Stellen der Epigraphik und der Handschriftenkunde, wo die Handgreiflichkeit des Stoffes einen festeren Anhalt gewährt. Hier mag denn auch oftmals ein einziges, äußeres Merkmal es sein, das die Entscheidung bringt. Sobald man aber zu den Problemen kommt, die ins Innere der Dinge und der Gedanken hineinführen und naturgemäß nur nach inneren Gründen beurteilt

werden können, da hört die Einfachheit und Sicherheit der Schlußfolgerung auf. Sei es, daß eine Konjektur für eine Textstelle erörtert wird, oder eine Frage der höheren Kritik, oder daß es sich für den Geschichtschreiber darum handelt, die Motive zu erkennen, die einen Staatsmann oder Feldherren geleitet haben — immer wird es nötig sein, mehrere Argumente zusammenzufassen, von denen jedes einzelne nicht voll ausreicht, um eine Überzeugung zu begründen, die aber nun durch ihr Zusammentreffen sich gegenseitig ergänzen. Und dabei mag denn leicht jene unkritische Neigung hervortreten, vor der das Lehrs'sche Gebot warnt.

Aber auch wenn gewissenhaft und streng verfahren wird, bleibt doch immer im Beweis eine offene Stelle; und zwar gerade die Stelle bleibt offen, an der die endliche Entscheidung, ob man zustimmen soll oder nicht, getroffen werden muß. In philologischen Beweisen ist der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß, ein Werk des Willens, des Charakters. Nicht ein einzelnes, wägbares und mitteilbares Moment gibt den Ausschlag, sondern die ganze Denkweise und Sinnesart des Menschen, die ein Erzeugnis seiner Persönlichkeit ist, und, aus ihr wieder hervorgewachsen, die Gesamtanschauung von dem Stoffe und den Verhältnissen, denen das behandelte Problem angehört. Auch dieser geistige Besitz ist, obwohl erworben, doch bei dem rechten Gelehrten ein Stück seines Wesens. Niebuhr sagt einmal: „Der Forscher, vor dessen jahre„langer, immer erneuter, unverwandter Beschauung die Geschichte ver„kannter, entstellter, verschwundener Begebenheiten aus Nebel und Nacht „Wesen und Bildung gewonnen hat: der darf fordern, daß ein andrer, „der nur vorübereilend seine Blicke dorthin wirft, wo er lebt und ver„weilt, nicht über die Richtigkeit seiner Wahrnehmungen abspreche, weil „er sie nicht erblickt." Dasselbe gilt von jeder geschichtlichen Wissenschaft, von jeder philologischen Beweisführung. Die einzelnen Argumente lassen sich auseinanderlegen und sicherstellen; aber um sie für das kommende Ergebnis recht zu würdigen, müßte der Leser eigentlich die Gesamtanschauung im voraus besitzen, in die sie sich einordnen. Wem daran liegt, andere zu überzeugen, der wird deshalb versuchen, während er die einzelnen Stücke seines Beweises vorführt, zugleich schon durch leise Andeutungen, durch das was zwischen den Zeilen steht, sei es auch nur durch vorsichtig gewählten oder vermiedenen Ausdruck die Gesamtansicht entstehen zu lassen, auf die er hinaus will. Keine leichte Aufgabe. Und sie kann nur da gelingen, wo ein gewisses Maß von gutem

Willen der Mitteilung entgegenkommt. Der Leser, der dies versagt, ist manchmal mehr als der Autor daran schuld, wenn er nicht überzeugt wird. „Sein Urteil befreit nur, wer sich willig ergibt": dieser Ausspruch Lachmanns ist viel gemißbraucht worden; er hat doch sein gutes Recht. Nicht gefangen geben sollen wir uns einer neuen Lehre, nur versuchsweise sie annehmen, uns in die Grundanschauung dessen, der sie vertritt, hineindenken, weil wir erst von hier aus den Zusammenhang seiner Gedanken und die Bedeutung seiner einzelnen Beweisgründe erkennen können. Wenn wir so in der rechten Beleuchtung die einzelnen Stücke geprüft haben, werden wir zu dem andern Ende der Betrachtung zurückkehren und zusehen, ob die Gründe wirklich ausreichen, um das Ergebnis, daß wir bloß vorläufig angenommen hatten, zu stützen.

Dieser Rundgang vom Ganzen zum einzelnen und von den Einzelheiten zum Ganzen ist nun überall die Form, in der sich der Fortschritt der Erkenntnis vollzieht, wenn es gilt ein Werk oder irgendeine Äußerung des menschlichen Geistes zu verstehen. Nach den Regeln der Logik gibt es keinen schlimmeren Fehler als die petitio principii; im philologischen und historischen Denken ist sie unentbehrlich. Den Inhalt eines jeden Satzes gewinnen wir durch Zusammenfassung der einzelnen Worte; was aber dies oder jenes Wort an der vorliegenden Stelle bedeute, läßt sich oft nur aus dem Zusammenhang beurteilen. Also müssen wir zuvor den Sinn des Ganzen erfaßt haben, nicht vollständig und scharf, sondern in flüchtigem Überblick vorausgreifend, ahnend. Von hier aus gesehen, wird ein schwieriges Wort, eine verwickelte Konstruktion erst verständlich; und wenn wir nun aufs Neue zusammenfassen, so gelingt es wieder unsere Auffassung des ganzen Gedankens zu berichtigen. In diesem Kreislauf geht es hin und her, so schnell und so oft, daß wir uns der einzelnen Schritte und Wendungen gar nicht bewußt werden, und daß es ganz unmöglich wäre zu sagen, auf der einen Seite lägen die Prämissen, auf der anderen die Folgerung. — Wenn wir bei der beschriebenen Arbeit ein Wort finden, das sich durchaus nicht einfügen will und zu dem Gesamtinhalt des Satzes, den wir immer deutlicher erkennen, gar nicht stimmt, so kann es dahin kommen, daß wir einen Fehler im Texte vermuten oder daß uns von selbst plötzlich eine Änderung des Wortlautes einfällt, durch die an der dunklen Stelle alles klar werden und der im ganzen erfaßte Gedanke nun auch überall im einzelnen durchgeführt sein würde. Das ist die Art, wie eine Kon-

jektur entsteht, jedenfalls entstehen sollte. Neben zahllosen verfehlten gibt es doch auch viele überzeugende; der Beweis aber, der für sie erbracht werden kann, ist niemals exakt im Sinne der exakten Wissenschaften, sondern ist ein — berechtigter — Zirkelschluß.

Das Gleiche wiederholt sich auf dem Gebiete der sogenannten höheren Kritik. Ob ein Gedicht, ein Kapitel, ein ganzes Buch wirklich von dem verfaßt ist, unter dessen Namen es geht, läßt sich, wo kein äußerer Anhalt gegeben ist, nur dadurch entscheiden, daß man sich von dem Stil, der Denkart, den Kenntnissen und Anschauungen des Autors ein möglichst vollständiges Bild verschafft und dann prüft, ob die angefochtene Stelle oder Schrift sich als ein natürlicher, wenigstens als ein möglicher Zug mit einordnet, oder ob sie allem übrigen so schroff widerspricht, daß wir an gemeinsame Herkunft nicht glauben können. Zu dem Material, aus dem sich unsere Gesamtvorstellung bildet, gehört aber das angezweifelte Stück selber; es soll also Ausgangspunkt und Ziel der Schlußfolgerung sein, unser Urteil darüber zugleich Resultat und Prämisse. Bei Untersuchungen dieser Art ist es denn ein geläufiger Einwand, womit die Echtheit verteidigt wird, daß der Gegner das, was er beweisen wolle, schon als gegeben voraussetze. Und oft genug geschieht das so geradezu und handgreiflich, daß man recht hat den Fehler aufzumutzen. Ganz vermieden aber wird dieses irrationale Element des Denkens auch von dem vorsichtigsten und schärfsten Verstande nicht. Vielmehr liegt gerade darin die Entscheidung, ob der verbleibende Rest klein genug sei um ertragen werden zu können, das Gewicht der greifbaren und wägbaren Gründe groß genug um ihn aufzuheben. Diese letzte Frage zu lösen gibt es keine Regeln; deshalb scheuen ängstliche Gemüter überhaupt davor zurück. Mutige wagen es, ihr Gefühl sprechen zu lassen, und übernehmen damit für die Richtigkeit des Urteils eine persönliche Verantwortung. Deshalb soll man sich nicht darüber wundern, daß der Streit über philologische Probleme so leicht eine bittere und persönliche Färbung annimmt; er ist seiner Natur nach am letzten Ende ein Kampf zwischen Gefühlsrichtungen und Charakteren, also ein persönlicher Gegensatz.

Ein solcher tritt übrigens auch da kräftig genug hervor, wo es sich gar nicht um Aufgaben der Kritik, sondern nur darum handelt, etwas sicher Überliefertes richtig zu deuten. „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt“, sagt Goethe in einem seiner Sprüche in Prosa. Wenn man den Satz für sich nimmt,

so scheint er ein entschiedenes Lob der historischen Wissenschaft zu enthalten; aber lag das auch in Goethes Absicht? Von dem Stück Geschichte, das er selbst erlebt hat, wollte er nichts wissen; auf seinen Reisen in Italien und Sizilien verfolgte er die mannigfaltigsten Interessen, kein geschichtliches; wo der Eifer eines Erklärers ihn darauf hindrängen wollte, wies er ihn ärgerlich zurück; in der Fülle wissenschaftlicher Aufgaben, die ihn sein Leben lang beschäftigt haben, fehlt das historische Element so gut wie gänzlich: die Natur und der einzelne Mensch, das war sein Stoff. Zieht man dies alles mit in Betracht, so bekommt jener Spruch einen ganz anderen Sinn. Nicht das Beste von vielem Guten, will er sagen, sondern: immerhin noch das Beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie erweckt. Gegen diese Interpretation könnte jemand einwenden: Goethes Verhältnis zur Geschichte lasse sich doch nur nach seinen Äußerungen darüber beurteilen, unter ihnen aber sei die hier in Frage stehende die unmittelbarste, und die enthalte schlechthin ein Lob. Wer danach bei der herrschenden Auffassung des Spruches bleiben wollte, würde sich zwar irren, aber mit Gründen nicht bezwungen werden können. — Für wenige Perioden der Weltgeschichte fließen uns die Quellen so reichlich wie für die Zeit des siebenjährigen Krieges; und zwar sind es Quellen ersten Ranges, vor allem die Korrespondenz des Königs selber mit seinen vertrautesten Helfern. Trotzdem hat ein heftiger Streit geführt werden können, und er ist noch nicht geschlichtet, welcher Art der eigentliche Beweggrund zur Eröffnung der Feindseligkeiten gewesen sei. Entscheiden läßt sich das bei all der großen Menge von Nachrichten und persönlichen Äußerungen doch nur mit Hilfe der Gesamtansicht, die man vom Charakter und der Politik Friedrichs des Großen hat; und wer wird eine solche Ansicht sich bilden wollen oder können, ohne die Vorgänge und Entschlüsse, die den dritten schlesischen Krieg herbeigeführt haben, mit in Rechnung zu ziehen?

Fast möchte man verzweifeln und auf die Beschäftigung mit Problemen solcher Art ganz verzichten, wenn nicht der Erfolg lehrte, daß es doch möglich ist ihrer Herr zu werden, ja daß diese Kunst auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht werden kann. Aber allerdings versagen die Denkformen der exakten Wissenschaften dabei ihren Dienst; es bedarf einer besonderen Methode, wie sie klar und kurz Franz Bücheler formulirt hat (1878), wenn er von dem „Zirkel" spricht, „durch welchen die historischen Wissenschaften fortwährend sich empor„ringen müssen, aus der Summe der einzelnen Momente die General-

„frage zu entscheiden und nach diesem Ergebnis wiederum das Urteil „im einzelnen zu bemessen." — Emporringen müssen wir uns durch die geschilderte Art des Rundlaufes. Also ist es kein genauer Kreis — denn der würde uns nicht vom Fleck bringen — sondern eine Spirale, wie in den feinen Windungen einer Mikrometerschraube. Wir kommen immer wieder auf dieselbe Stelle; aber jedesmal finden wir uns eine kleine Stufe höher, oder umgekehrt betrachtet, wir haben uns um ein weniges tiefer in den Gegenstand, den wir durchdringen möchten, eingebohrt.

Dasselbe erleben wir im großen, wenn wir nicht im Zusammenhang einer fortlaufenden Untersuchung, sondern nach Jahren oder Jahrzehnten zu dem zurückkehren, was uns einmal lebhaft beschäftigt hat. Aristoteles wirft gelegentlich die Frage auf, wie es komme, daß ein Knabe ein Mathematiker sein könne, aber nicht ein Weiser. Daran knüpft Willmann an einer Stelle seiner „Didaktik" an und gibt die treffende Antwort, daß eben der jugendliche Geist zu den Stoffen der Mathematik in keinem anderen Verhältnis steht als der gereifte. Den Beweis eines Lehrsatzes, den der Knabe überhaupt begreift, versteht er auch ebenso wie der Mann und der Greis. Gewiß treten diesem, während er den Gang des Beweises sich wieder vergegenwärtigt, mancherlei Beziehungen ins Bewußtsein, die der Anfänger nicht kennt; aber der eigene Inhalt des vorliegenden Satzes mit den Voraussetzungen und Folgerungen, auf denen er beruht, ist für die verschiedenen Altersstufen ganz der gleiche. Im Philologischen dagegen gilt der alte Spruch, dessen Goethe gern gedachte: „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius." Dasselbe Lied, dieselbe Tragödie eines großen Dichters, dieselbe Charakteristik bei Tacitus bedeutet für den Vierzigjährigen etwas wesentlich anderes als für den Jüngling, nicht blos weil er manches dazu gelernt hat, was nun seine Vorstellungen begleitet, sondern weil das Organ, mit dem er die Gedanken erfaßt, sich verändert hat. Rechnerisch nachweisen, überhaupt mit dem Verstande ergreifen läßt sich der Unterschied nicht; man mag versuchen ihn in Worte zu fassen und zu beschreiben — das Letzte, Entscheidende darin bleibt immer zurück, es kann nur empfunden werden.

Wie dies für den Genuß literarischer Kunstwerke richtig ist, ebenso für die Beurteilung philologischer und geschichtlicher Streitfragen; und zwar nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch bei Generationen, die aufeinander folgen. Die Ungerechtigkeit, mit der Thukydides, wo

er den Beruf des Geschichtschreibers erörtert, über Herodot spricht, ist auch heute bei den Gelehrten geläufig. Der Einzelne sieht zunächst nur das, womit er über seinen Vorgänger hinausgekommen ist, nicht die Menge dessen, was er von ihm übernommen hat. Erst bei einer Betrachtung aus größerer zeitlicher Ferne tritt die Stetigkeit der Entwickelung hervor. Und da zeigt sich, daß vieles, was neu erscheint oder als Neues wirkt, schon dagewesen ist, nur in anderer Verbindung und Färbung, auf einer früheren Stufe des gesamten Wachstums.

Die Wolfenbüttler Fragmente meinte man mit dem Nachweis zu vernichten, daß die darin verwerteten Anstöße und Widersprüche in der biblischen Überlieferung längst vorgebracht und längst erledigt seien. Lessing beklagte sich über diese Art des Kampfes, und hatte Recht damit; aber die Gegner hatten in ihrer Weise auch Recht und würden noch heute Recht haben, wenn sie den gleichen Einwand gegen die Untersuchungen der modernen kritischen Theologie erheben wollten. Es sind wirklich im Kern immer wieder dieselben Beobachtungen und Bedenken, mit denen gearbeitet wird, und freilich auf der anderen Seite dieselben Verteidigungsgründe; nur nehmen beide auf einer vorgeschrittenen Stufe des Gesamterkennens und bei einem später lebenden Geschlecht eine andere Gestalt an, die so noch niemals dagewesen ist und nicht wiederkehren wird. — In der Horazkritik gilt die Hypothese von Hofman Peerlkamp schon lange als überwunden; aber mancher, der über den pedantischen Holländer lächelt, würde sich wundern, wenn er bei genauerem Zusehen erkennte, wie viele von seinen Bemerkungen und wie viel von seinem Gesamturteil über die Oden in der heute herrschenden Ansicht nicht nur aufgehoben, sondern aufbewahrt ist. Die Geschichte der homerischen Frage vollends bietet ein Bild jenes Kreislaufes zwischen entgegengesetzten Anschauungen, die sich wechselweise bekämpfen, ablösen, fördern und zu immer feinerer Abgrenzung und Ausbildung steigern. — Das römische Staatswesen suchte man früher so zu verstehen, daß man Ämter und Befugnisse in der Zeitfolge, wie sie entstanden sind, betrachtete und aus geschichtlichen Veranlassungen erklärte. Etwas Gewaltiges war es, als Mommsen mit diesem Verfahren als einem äußerlichen brach und überall die staatsrechtlichen Begriffe und Grundsätze erkannte, die, wenn auch im Äußeren mannigfaltig ausgestaltet, doch einheitlich und gleichmäßig durch die Jahrhunderte fortgewirkt haben. Aber die Zeit muß kommen, wo die dogmatische Betrachtung wieder der historischen Platz macht, die dann, auf einer

höheren Stufe, nicht mehr darauf ausgehen wird die Reihenfolge der getroffenen Einrichtungen festzustellen, sondern dem allmählichen Werden der Begriffe und Grundsätze selber nachzuspüren. Und wer mag ermessen, was für Probleme in einer ferneren Zukunft auf demselben Gebiet noch erwachsen werden!

Auch in den exakten Wissenschaften ist jedes abschließende Resultat zugleich der Ausgangspunkt für neue Aufgaben; es fügt sich als Glied in ein weiter geführtes, umfassenderes System ein: aber es selber bleibt bestehen. Der pythagoreische Lehrsatz, die Keplerschen Gesetze, Newtons Lehre von der Zusammensetzung des weißen Lichtes gelten noch heute und verewigen die Namen ihrer Entdecker. In den historischen Wissenschaften gibt es nichts Ähnliches; hier sind alle Ergebnisse nur Näherungswerte, bestimmt, dereinst durch genauere Werte ersetzt zu werden. Die fanatischen Jünger großer Männer haben dies manchmal verkannt, und gemeint den Meister zu verherrlichen, wenn sie die Forschung an der Stelle festhielten, bis zu der er selber gelangt war. Ein vergebliches Bemühen. Was von der schöpferischen Tätigkeit eines genialen Forschers bleibt, ist die neue Betrachtungsweise, die in ihm sich aufgetan hat; und diese muß, eben indem sie siegreich durchdringt, in das Denken der nachkommenden Menschen aufgehen und ihr Sonderdasein verlieren. So haben die Naturwissenschaften den persönlichen Vorteil eines besser gesicherten Nachruhms und den sachlichen der vollkommneren Resultate. Das wollen wir getrost zugeben. Die Stärke der Geisteswissenschaften liegt in dem Wert ihrer Probleme, die uns näher ans Herz gehen als die Erforschung der Natur, und darin, daß deren Bewältigung an letzter Stelle nicht dem Verstande gelingt, sondern den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, darum auch für den ganzen Menschen ein Stoff zur Nahrung und ein Element inneren Wachstums werden muß.

II.

Über philologische Weltanschauung.

Rede

vor der XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Straßburg am 2. Oktober 1901 gehalten.

[Preußische Jahrbücher, Band 106 (1901) S. 234 ff.]

Hochansehnliche Versammlung! Wenn gewagt wird von einer „philologischen Weltanschauung" zu sprechen, so kann das nicht so gemeint sein, als ob unsere Wissenschaft berufen sei, wie es die Philosophie immer aufs Neue versuchen wird, ein System aufzustellen, in dem alle Vorgänge und Erscheinungen der Welt ihre Erklärung fänden. Von dem Vertrauen zu einer Weltanschauung in diesem Sinne ist man allgemach überhaupt etwas zurückgekommen; Heinrich Heines Spott über den deutschen Professor, der „mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfe", würde heute kaum noch ein rechtes Ziel finden. Aber keine selbständige Wissenschaft kann darauf verzichten, eine Betrachtungsweise zu schaffen, die nicht nur an den Aufgaben der eigenen Forschung sich bewährt, sondern mit der es auch außerhalb der Grenzen des Faches gelingt den Inhalt der Welt zu erfassen und zu deuten. Ja, eine eigentümliche Art die Dinge anzusehen wird sich immer da von selber erzeugen, wo der Geist eines Menschen dauernd an Problemen einer eigenen Art arbeitet. Der Naturforscher achtet überall auf die natürlichen Bedingungen des Geschehens, und da von diesen auch die scheinbar freieste Tätigkeit sich nie ganz loslöst, so vermag er, freilich nur von einer Seite her, die Gesamtheit des Daseins mit geübtem Blicke zu umspannen. Alles menschliche Tun und Treiben durchziehen Verhältnisse des Rechtes; durch sie werden die Formen bestimmt, in denen persönliche Kräfte aufeinander und miteinander wirken: so ist die juristische Denkweise eine tüchtige Waffe geworden, um unser Leben einem scharfen Verständnis zu unterwerfen

ohne welches die praktische Herrschaft, über die wir gern klagen, niemals möglich gewesen wäre. — Ob der alte Pessimist Recht hat, daß alles, was entsteht, wert sei zugrunde zu gehen, bleibe dahingestellt; daß es von Natur zu diesem Schicksal bestimmt ist, wird niemand bestreiten. Jedes Erzeugnis des tätigen Menschengeistes — jede gewonnene Erkenntnis, jede befestigte Ordnung — regt zu der doppelten Frage an: wodurch ist es entstanden? und wo liegen die Ansätze der Ursachen, durch die es wieder vergehen wird? In der gleichmäßigen Gespanntheit auf diese beiden Fragen beruht das Wesen der historischen Weltanschauung, die wieder eine universelle Form bietet, um die Menschenwelt zu begreifen.

Soll eine so weltfremde Wissenschaft wie die Philologie imstande sein etwas ähnliches zu leisten? Solches Bedenken könnte nur von dem erhoben werden, der sie nicht kennt. Schwerer wiegt eine andere Sorge: ob philologische Betrachtungsweise sich als eigenartig neben der geschichtlichen behaupten könne. Das Verhältnis zwischen beiden Wissenschaften ist in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten durch geistvolle Vergleichung klarer gestellt worden, wovon wir als Ergebnis dies festhalten dürfen: jede der beiden kann in die Lage kommen, ja ist fortwährend darauf angewiesen, die andere als Gehilfin heranzuziehen. Philologische Kritik und Interpretation dient dem Geschichtsforscher, die einzelnen Glieder der Entwicklung zu gewinnen die er darstellen möchte; und eine ganze solche Entwicklung ist wieder für den Philologen ein Mittel zu seinem Zweck, eine einzelne Äußerung des Geisteslebens, die dadurch vorbereitet ist, zu verstehen und aufs Neue wirksam zu machen. Damit ist die eigentümliche Aufgabe der Philologie angedeutet; wir müssen sie etwas näher ins Auge fassen, wenn wir die Geistesrichtung erkennen wollen, die von dauernder Bemühung um sie zurückbleiben wird.

Boeckhs Erklärung, Philologie sei „Wiedererkennen des Erkannten, Reproduzieren des Produzierten", ist mehr ein geistreiches Gedankenspiel als eine Definition; aber ein Grundverhältnis ist darin doch für immer unzweideutig ausgedrückt. Die Tätigkeit des Philologen setzt voraus, daß ein Erzeugnis menschlichen Geistes bereits vorliegt und verstanden werden soll; sie besteht darin, daß man versucht, für dieses Produkt — sei es eine sprachliche Form oder eine Einrichtung des öffentlichen Lebens, ein einzelner Ausspruch oder ein literarisches Kunstwerk — die Bedingungen, unter denen es entstanden ist, in Gedanken wieder her-

zustellen, so daß es von da aus frische Kraft gewinnt und uns wie etwas Gegenwärtiges anmutet. Dies kann nicht anders geschehen, als indem man entsprechende Erscheinungen in der eigenen, jetzt lebenden Welt aufsucht, aus ihnen die Elemente entnimmt, die von den zufälligen Umständen unabhängig sind, und mit diesen die Umrisse ausfüllt, die entweder aus dem Altertum überliefert oder durch gelehrten Scharfsinn aufgedeckt sind, um so schließlich mit nachschaffender Phantasie das Vergangene in lebensvollem Bilde noch einmal erstehen zu lassen. So führt den Philologen sein wissenschaftlicher Beruf notwendig zur Vergleichung zwischen Altem und Neuem, und dabei wird er durch lehrreiches Zusammentreffen immer wieder überrascht. Der Sinn der scheinbar übel angebrachten Erzählung von Agamemnons Plan, das Heer vor der Schlacht auf die Probe zu stellen, ist mir erst deutlich geworden, als ein Zufall mich an den ähnlichen Versuch des großen Königs vor der Schlacht bei Leuthen, der freilich einen sehr anderen Verlauf nahm, erinnerte. Übereinstimmungen dieser Art finden sich im Großen wie im Kleinen, in den äußeren Formen des Daseins wie in den das Innerste bewegenden Fragen des Denkers. Platons Dichtung von der Höhle des Lebens, in der die uns umgebende körperhafte Wirklichkeit auf eine Fläche projiziert erscheint, eine Mahnung daran, daß es eine jenseitige Welt geben könnte, die der bekannten, irdischen ebenso überlegen und übergeordnet wäre wie diese den Schattenbildern an der Felswand: dieses Phantasiebild beruht im Grunde auf demselben kühnen Streben, den Geist von den Schranken des Gegebenen frei zu machen, das in der modernen Mathematik zu der Vorstellung eines Raumes von mehr als drei Dimensionen gedrängt hat. Von der reinen Höhe der Spekulation bis herab zu der Alltäglichkeit des Heronischen Automaten, der gegen Einwurf eines Fünfdrachmenstücks die nötige Menge von Weihwasser herausgab, ist ein weiter Weg. Aber wo wir gehen, auf Schritt und Tritt, begegnet uns die gleiche Erfahrung, daß wir versucht sind, mit dem Prediger im Alten Testamente zu sagen: „Was gewesen „ist, eben das wird sein, und was geschehen ist, eben das wird geschehen, „und es giebt gar nichts Neues unter der Sonne.“

Das wäre allerdings eine trübselige Weisheit. Und fast könnte es scheinen, als bringe die Philologie doch keinen rechten Lohn für all die mühevolle Forschung und Kleinarbeit, von der zuletzt für die Beurteilung der Welt kein anderer Gewinn bliebe als das resignierte Bekenntnis: „es ist alles schon einmal dagewesen.“ Aber ist der Gedanke in unserem

Falle wirklich ein Ausdruck der Resignation? Wenn wir eine griechische Tragödie oder einen Dialog des Platon oder eine Charakteristik bei Tacitus gelesen haben und von da den Eindruck mitnehmen, daß die Menschennatur mit ihren Leidenschaften, Irrtümern und Hoffnungen im Grunde dieselbe geblieben sei, so ist diese Erkenntnis wohl dazu angetan, uns bescheiden zu machen; aber einen schmerzlichen Verzicht bedeutet sie wahrlich nicht. Vielmehr fühlen wir uns bereichert, je mehr wir entdecken, daß eine von der unsrigen äußerlich so verschiedene Welt ihr im Innersten verwandt und gleichartig ist. Denn um die Gleichheit wahrzunehmen, müssen wir die Unterschiede wegdenken; und um sie wegdenken zu können, müssen wir die Verschiedenheiten selbst erst recht würdigen gelernt haben.

In der modernen Ethnologie ist es ein anerkanntes Prinzip, daß die mannigfaltigen Zustände der Sitten, die sich jetzt bei wilden Stämmen finden, den Entwicklungstufen entsprechen, welche die geschichtlichen Nationen durchgemacht haben müssen. Erst neuerdings hat man angefangen, mit dieser Einsicht auch die Kultur der Griechen und Römer zu durchleuchten und manche bisher unverständliche Elemente darin als Überlebsel, wenn das Wort gestattet ist, aus uralter Vergangenheit zu erklären. Erwin Rohdes Vorgehen in dieser Richtung hat noch nicht überall volles Verständnis gefunden; und doch hat er nur eine Beobachtung zu verwerten unternommen, die als solche schon von Thukydides gemacht war. „Man könnte vielfach nachweisen", heißt es bei ihm, „daß die frühere Lebensweise der Hellenen ähnlich war wie die jetzige „der Barbaren." Was dort im Keime gegeben war, ist heute zu einem weitverzweigten, Früchte tragenden Baum entwickelt. Ähnlich wird das Verhältnis oft sein bei einem Gedanken, den antike und moderne Wissenschaft gemeinsam haben; doch auch wo schon die Alten dazu gelangt sind auszuarbeiten und darzustellen, ist der Abstand zwischen einst und jetzt groß genug. Das System griechischer Philosophie, das uns in dem Lehrgedichte des Römers Lucrez überliefert ist, war der erste entschlossene Versuch einer streng materialistischen, mechanischen Welterklärung; es läßt im wesentlichen schon eben die Gedanken erkennen, deren sich die Naturforschung unserer Tage manchmal wie neuester Errungenschaften rühmt. Der Einblick in diese Übereinstimmung mag uns sichern vor epigonenhaftem Übermut, und auf der anderen Seite mißtrauisch machen gegen die Geringschätzung, womit in einem berühmten Kapitel über ein Stück antiker Geistesgeschichte Epikurs Lehre ab-

getan wird. Aber lieber werden wir doch im Anschauen des gewaltigen Fortschrittes, den die Erkenntnis der Natur seit zwei Jahrtausenden gemacht hat, verweilen, indem wir die unbeholfene Gestalt, in der leitende Ideen wie die der Entwicklung zuerst aufgetreten sind, mit der tiefer begründeten und feiner ausgeführten vergleichen, die sie nun angenommen haben.

Nicht immer hat zwischen den zeitlich getrennten Erscheinungen desselben Gedankens ein Fortgang zur Vertiefung stattgefunden. Verglichen mit Platons Idealstaat zeigen die Musterbilder des Gemeinschaftslebens, die man wohl in neuerer Zeit entworfen hat, allerdings auch eine genauere Ausgestaltung und einen größeren Reichtum an voraus erwogenen Einzelheiten. Jedoch die Grundkräfte, auf deren Zusammenwirken ein menschliches Gemeinwesen beruht, hat Platon mit kühner Abstraktion und dabei mit dem großen Blick für das Innerliche und Wesentliche so herausgearbeitet, daß seine Zeichnung unverlierbaren Sinn hat, und daß sich daneben die Fülle von realistischem Stoff, womit uns ein Moderner überschüttet, wie harmlose Spielerei ausnimmt. Die Freude an der Menge des Tatsächlichen ist auch sonst in unserer Zeit mächtig; auf ihr beruht das gegenwärtig herrschende Bildungswesen, das wieder in anderem Sinne an Übergangszustände der antiken Welt erinnert. Es ist oft gesagt worden, die sogenannte allgemeine Bildung sei dem Ideale verwandt, das einst die Sophisten zu erreichen strebten: in beiden Fällen ein Wissen ohne fachmännische Beschränkung, von universaler Gültigkeit, das deshalb vorzüglich geeignet wäre, für diejenigen Aufgaben in Staat und Gesellschaft, die allen Menschen gemeinsam sind, tüchtig zu machen. Die Ähnlichkeit ist wirklich groß; doch darüber soll man auch den ungeheuren Unterschied nicht übersehen. Die sophistische Bewegung hatte etwas Jugendliches: zum ersten Male war sich hier der menschliche Geist der Kräfte des Denkens und Wissens bewußt geworden; er überschätzte sein Können und griff allzu siegesgewiß sogleich nach den höchsten Zielen. Das Unternehmen mußte scheitern; aber der Kampf, den es hervorrief und in dem es überwunden wurde, war kein zerstörender, sondern hat sich aufs Höchste fruchtbar erwiesen. Auf dem jetzt lebenden Geschlechte lastet eine Tradition von Jahrtausenden. Wenn dabei der Wunsch und wohl gar die Hoffnung entsteht, es möchte gelingen, alles Wertvollste aus allem Überlieferten zu sammeln und als gleichmäßigen und lückenlosen Besitz weiter zu vererben, so ist das, dem Selbstvertrauen der Jugend gerade entgegen-

gesetzt, ein Zeichen greisenhafter Bedenklichkeit und Aufbewahrungssucht. Dieses Bildungsideal wird schwerlich, auch nicht mittelbar, gute Wirkungen hervortreiben, und wird, wenn es einmal überwunden ist, sicher nicht die Erinnerung zurücklassen, daß es ein froher und mutiger Irrtum gewesen sei.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Schon die angeführten werden deutlich gemacht haben, wie mannigfaltig auch der Art nach die Unterschiede sein können, die zwischen ähnlichen Erscheinungen des antiken und des modernen Lebens obwalten. Daß man beiden Seiten nur gerecht werden kann, wenn man den Abstand sorgfältig in Rechnung zieht, versteht sich von selbst und ist noch vor kurzem indirekt bewiesen worden durch die Übertreibung, womit in manchen neuesten Darstellungen der alten Geschichte das Übereinstimmende hervorgekehrt, und stellenweise der Versuch gemacht ist, einen vollkommenen Parallelismus durchzuführen. Trotzdem kann kein Zweifel darüber sein, daß das eigentlich Fördernde, das, wodurch neue Einblicke eröffnet und neue Aufgaben geschaffen werden, überall nicht so sehr in der Schärfe des Trennens liegt wie in der glücklichen Verbindung. Sie wird da am meisten anregend wirken, wo die verwandten Elemente sich zunächst dem Blicke entzogen und nun auf überraschende Art zusammengebracht werden.

Es gilt mit Recht als ein bedeutender Erfolg der kritischen Philosophie, daß man gelernt hat auf transzendente Erkenntnis zu verzichten und nur die Grenzen scharf zu bestimmen, jenseits deren die Welt, wie sie an sich ist, liegen muß. Daß wir all ihren Inhalt räumlich und zeitlich verteilt vorstellen, alle Vorgänge in ihr nach dem unentrinnbaren Gesetze von Ursache und Wirkung verbunden denken, ist eine Folge aus der Natur unserer Sinne und unseres Verstandes; wir werden zu der Konsequenz genötigt, daß das Ding an sich von diesen Formen der Anschauung und des Denkens frei ist. Solche Betrachtungsweise ist nicht so jungen Ursprungs wie man gewöhnlich meint. Die Theologie der Hebräer schrieb ihrem Gott als wesentliche Eigenschaften die der Allgegenwart, der Ewigkeit und der Allmacht zu, erkannte also in der Gebundenheit an Raum, Zeit und Kausalität Schranken der menschlichen Natur, von denen die Macht, welche die Welt im Innersten hält und bewegt, frei sein müsse. Ich weiß nicht, wer die angedeutete Beziehung zum ersten Male ausgesprochen hat; das scheint mir sicher, daß sie nach beiden Seiten erwünschte Wirkung tut. Sie läßt den tiefen Sinn erkennen, der in der alten Religion eingehüllt ruht; und das Ergebnis strenger

Abstraktion, dem wir nicht ohne inneres Widerstreben zugestimmt haben, bringt sie uns menschlich näher und erfüllt es beinahe mit lebendiger Anschauung.

Doch es tut nicht not ins Überirdische zu schweifen; auch die Stoffe, die wir täglich mit der Jugend behandeln, geben Anlaß genug zu beobachten, wie ein Gedanke, der uns erst durch seine Kühnheit befremdete oder doch sehr ungewohnt berührte, verständlich wird, sobald wir die abweichende Gestalt, unter der er vorher oder nachher an weit entlegener Stelle hervorgetreten ist, danebenhalten. Platon läßt im Protagoras gleich zu Anfang den Hauptvertreter der Sophistik eine Lobrede auf seine Kunst halten. Sie sei uralt; nur hätten ihre ältesten Meister sich nicht offen dazu bekannt aus Scheu vor Anfeindung, sondern hätten das, was sie lehren wollten, verkleidet: Homer und Hesiod in Poesie, Orpheus und Musäos in religiöse Weihen; andere hätten die Musik als Hülle gebraucht. Man ist leicht geneigt, das alles für unfreiwillige Selbstverspottung zu halten, worin der Verfasser des Dialoges den eitlen Redner sich darstellen läßt. Doch wenn die eine Wendung, daß jene Männer absichtlich ihre Lehre verhüllt hätten, weggedacht wird, so bleibt ein unverächtlicher Sinn, derselbe, dem Schiller Ausdruck giebt, wo er der Menschheit zuruft: „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst Du in der Erkenntnis Land." Das ganze Gedicht „Die Künstler" ist der Durchführung dieses Verhältnisses gewidmet: wie in frühester Zeit neue Einsichten von Künstlern und Dichtern gefühlt und im Bilde angedeutet wurden, ehe ein Forscher imstande war sie in eigentlichen Worten auszusprechen, und wie allgemein die Tätigkeit des Denkens, im Spiel der Phantasie und in der Freude am Schönen entwickelt, nach und nach erstarkt ist, um den Ernst der Wahrheit aufzusuchen. Man braucht nur die Namen Homer, Herodot, Thukydides zu nennen, so hat man den allmählichen Übergang von Poesie zu Wissenschaft in der Auffassung des Menschenlebens vor Augen. In der Beschäftigung mit den Wundern der Natur ging es nicht anders. Heraklit sagt: „Die Sonne „wird nicht aus ihrer abgemessenen Bahn weichen; sonst werden die „Erinnyen, die Helferinnen des Rechtes, sie aufspüren." Der Begriff „Naturgesetz" schwebte ihm vor; aber er vermochte noch nicht ihn in abstrakte Form zu fassen. So ist alle Naturforschung zuerst den Weg durch den Mythus gegangen. Das wußte Platon gewiß am besten; und so ist doch wohl zu glauben, daß der Bericht über die äußeren Wandlungen der Weisheitslehre, den er dem Meister von Abdera in den Mund legte,

nicht bloß dazu bestimmt war, übertriebene Ansprüche lächerlich zu machen, sondern auch, einen positiven Gedanken den Lesern mitzuteilen.

Dieser Gedanke ist in doppelter Weise geeignet, die Erscheinung, die wir verfolgt haben, zu bewähren: er enthält die Behauptung, daß im Laufe der Geschichte unter verschiedenen Formen derselbe Sinn wiederkehre und mit der Zeit zu größerer Klarheit gelange; und er gab, indem er uns von Platon zu Schiller hinüberrief, selbst ein Beispiel dieses Herganges. So kommt auch der Spruch des Alten Testamentes „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" zu zwiefacher Geltung. Er lockte uns, ihn zu prüfen; dabei fanden wir bestätigt vielfache Gleichheit, doch immer mit ihr verbunden einen merkbaren Wandel: und dem ist nun auch der Spruch selber unterworfen. Er bedeutet für uns jetzt etwas ganz anderes als für den Verächter der Welt, der ihn zuerst ausgesprochen hat. Uns ist er eine Formel nicht für die Leerheit des Lebens, sondern für seinen Reichtum, in den wir dadurch eindringen, daß wir vergangene Zustände und Anschauungen aus gegenwärtigen zu erklären uns bemühen und dabei immer tiefer die innere Verwandtschaft, immer feiner die abgestuften Unterschiede erkennen.

Wenn philologische Arbeit naturgemäß dahin wirkt, die Aufmerksamkeit auf dieses Verhältnis zu schärfen und im Geiste die Stimmung zu erzeugen, die bereit ist es widerklingen zu lassen, so läßt sie uns im Stich bei einer letzten Frage, zu der die bisherige Betrachtung hinleitet: ob die beobachteten Ähnlichkeiten auf Zufall beruhen oder auf einer im Grunde stetigen Entwicklung. Dies ist ein geschichtliches Problem, und es muß für jeden Fall besonders gestellt werden. Wenn Cicero in seinem großen Werke vom Redner den Kampf zwischen philosophisch abgeleiteter Theorie und einer auf glückliche Anlage gegründeten Praxis ganz ähnlich schildert, wie er heute um die Frage, ob Pädagogik eine Wissenschaft sei, geführt wird, so ist kein Zweifel, daß ein gut Teil der Gedanken, die von hüben und drüben unsern Streit beleben, aus der Rhetorik des Altertums herstammen; und wohl mancher hat unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft. In anderen Fällen wird man kaum einen Zusammenhang behaupten können. In erzählender Dichtung, zumal in Romanen, ist es ein beliebtes Verfahren, eine Situation da zu verlassen, wo sie spannend geworden ist, und einen Bericht über abliegende Dinge einzuschieben, ehe die Lösung gegeben wird. Schon der Vater Homer hat es so gemacht in der packenden Szene zwischen dem Bettler und der Königin, deren Verlauf in dem Augenblick, wo Eurykleia die

Narbe am Schenkel des Herrn bemerken muß, unterbrochen wird durch die ausführliche Geschichte von der Jagd am Parnassos, bei der einst ein Eber dem jugendlichen Helden die Wunde beigebracht hatte. Offenbar hat die Gleichheit der Aufgabe, durch wechselreiche Erzählung das Interesse rege zu erhalten, unzählige Male und an unzähligen Orten denselben Kunstgriff hervorgerufen. — Vielleicht gehören die meisten der heute erwähnten Beispiele einer mittleren Gattung an. Daß Kant bei seiner Analyse des Denkens den alttestamentlichen Gottesbegriff, Schiller, als er die Künstler dichtete, den Platonischen Protagoras vor Augen gehabt habe, wird Niemand beweisen wollen; aber ebensowenig, daß die verglichenen Ideen ganz unabhängig von einander seien. Vielmehr werden wir jedesmal eine in sich geschlossene Reihe von Wandlungen eines ursprünglichen Gedankens anerkennen, die für lange Strecken im Verborgenen läuft, doch hier und da, wo besondere Anlässe sie fördern, zutage tritt.

Danach ließe sich nun beinahe sagen, daß die Menschheit selber, als Ganzes betrachtet, eine Art von philologischem Denken vollziehe, indem sie unter veränderten Umständen wiedererkennt, was sie anderswo schon erkannt hatte, etwas aus ihrem Geiste Erzeugtes noch einmal produziert. Der große Unterschied ist nur, daß solche Erneuerung unbewußt geschieht, während die, welche dem Forscher gelingt, mit klarer Absicht gesucht war. Das aber können wir allerdings aus diesem Zusammentreffen folgern, daß unsere Wissenschaft das gegebene Werkzeug ist, um ein wesentliches Element der Weltentwicklung aufzufassen und zur Anschauung zu bringen. Sie zeigt, wie in scheinbarem Kreislauf ein unablässiger Fortschritt sich vollzieht, und läßt in der frühesten Form eines wiederkehrenden Gedankens die Keime zum Wachstum wie zum Verfall, in der reifen Gestalt die Grundzüge der ursprünglichen sei es Einsichten oder Probleme entdecken. So hilft sie dem Spätling, ein von den Vätern Ererbtes zu selbständigem Besitz zu erwerben.

Demgegenüber wollen wir anderen den Vorzug, inhaltlich neue Erkenntnis zu gewinnen, ohne Neid gönnen; die Stärke der Philologie besteht darin, das menschliche Geschlecht zu reicherem und tieferem Verständnis seiner selbst zu führen. Und nicht nur in die Vergangenheit greift diese Kraft, um würdige Aufgaben zu finden, sondern, indem sie an zeitlich entfernten Stoffen sich bildet, muß sie von selbst dazu übergehen, auch das was heute räumlich getrennt ist zusammenzubringen. Auch zwischen den Menschen, die gleichzeitig leben, spielt jenes Verhält-

nis, daß vielfach eine Übereinstimmung des Meinens unter abweichenden Formen der Vorstellung versteckt ist; auch hier gilt es, das Verbindende herauszuarbeiten, die mancherlei Unterschiede aus ihren Ursachen zu erklären und die Menschen, die im Treiben der Welt sich drängen und stoßen, mehr und mehr zu gegenseitigem Verstehen zu leiten. Eine Wissenschaft, die für so edle Kulturarbeit den Sinn weckt und den Geist schärft, mag wohl einer unvergänglichen Mission sicher sein.

2

III.
Die Unfreiheit des einzelnen innerhalb der modernen Kultur.

[Monatschrift für höhere Schulen II (1903) S. 369 ff.]

Von Franz Reuleaux gibt es einen gehaltvollen Vortrag aus dem Jahre 1884, der das Wesen der wissenschaftlichen Technik zu bestimmen und dann den Nachweis zu führen sucht, daß durch den Besitz derselben auch im Wettkampfe der Nationen ein Übergewicht verliehen werde. Als ich einst mit einer Prima des Kieler Gymnasiums diesen Vortrag durchnahm[1]), war gerade (im Jahre 1894) der Krieg zwischen Japan und China im Gange, der in überraschender Weise Reuleaux' Gedanken bestätigte. Auch sonst aber war es für uns in hohem Grade interessant und lehrreich, zu sehen, wie sich das Weltgetriebe, auch das politische, dem Auge des Ingenieurs darstellt, der sich bewußt ist in seiner Kunst ein Element der Weltbeherrschung zu haben. Und nun tritt ein angesehener Lehrer derselben technischen Hochschule, an der Reuleaux wirkte, mit der Frage hervor, ob nicht gerade die moderne Kultur den Menschen unfrei gemacht habe.[2]) Und, was mehr ist, er bejaht zunächst die Frage. Er schildert manche beengende Wirkungen der Industrie, deutet für andere die Stelle an, wo er sie zu sehen glaubt, gibt dann aber doch zuletzt der Betrachtung eine froh ermutigende Wendung: nicht die Ingenieurkunst sei schuld an solchen Übelständen, sondern daß sie noch in ihren Anfängen stehe; dereinst, wenn sie zur Vollendung entwickelt und zu voller Herrschaft gelangt sei, werde sie im Verein mit einer auf sie gegründeten Jugenderziehung die Menschen zu neuer Freiheit führen.

---

[1]) Reuleaux, Kultur und Technik. Separatabdruck aus der Wochenschrift des niederösterreichischen Gewerbevereins, 1884. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Verfassers war es möglich gewesen, den Vortrag in mein „Deutsches Lesebuch für Prima" (Berlin 1887) aufzunehmen.

[2]) Kammerer: Ist die Unfreiheit unserer Kultur eine Folge der Ingenieurkunst? Kaiser-Geburtstags-Rede der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin, 1903.

Die Stellung der Frage ist unter allen Umständen ein Verdienst. Die Gedanken, mit denen Kammerer sie beantwortet, bedürfen allerdings vielfach der Ergänzung und Vertiefung, regen jedoch überall zu ernster Prüfung an, so daß es wohl der Mühe wert ist ihnen genauer nachzugehen.

Am einleuchtendsten ist, was er über die Gebundenheit der Arbeit sagt: nicht nur materiell mache das Fabrikwesen den einzelnen abhängig, sondern es nötige auch die Menge der Arbeiter zu geistloser, nicht recht menschenwürdiger Tätigkeit. Aber dies, meint er, sei nur eine unbequeme Übergangserscheinung; denn eben in dem Getriebe großer industrieller Werke erwüchsen neue Aufgaben an Bedienung und Beaufsichtigung der Maschinen, die in bezug auf Überlegung und Geistesgegenwart große Anforderungen stellten. Das ist gewiß richtig. Doch deutet der Redner selbst an, daß Stellungen dieser Art sehr wenig zahlreich sind im Vergleich zu der Unmenge mechanischer, gleichförmiger Handreichungen, die immer wieder von Menschen geleistet werden müssen. Auf diesem Wege ist sicher nicht zu erwarten, daß die Industrie bei weiterer Ausdehnung und Vervollkommnung für die große Menge der durch sie beschäftigten Leute neue Freiheit der Arbeitsweise bringen werde. Um so weniger ist dies zu erwarten, als ja die Gebundenheit im Dienste eines umfassenden, von zentraler Stelle aus geleiteten Unternehmens keineswegs auf das Gebiet der Industrie beschränkt, vielmehr ein allgemeines Symptom unserer Zeit ist, die in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit auf Sozialisierung der Arbeit hindrängt. Wie das Handwerk durch die Fabriken mehr und mehr verdrängt wird, so der kleine Kaufmann durch die Warenhäuser, der selbständige Bauer durch die Vereinigung des Grundbesitzes zu großen Komplexen. Der Zustand der englischen Landwirtschaft ist ein wohlbekanntes Beispiel und für unser eigenes Volk eine deutliche Verkündigung des Zieles, dem wir — wollend oder nicht wollend — zustreben. Ohne Zweifel ergeben sich im Zusammenhange großer wirtschaftlicher Gemeinschaften neue und lohnende Aufgaben technischer wie verwaltender Art; aber mit verschwindenden Ausnahmen werden diese nicht geeignet sein, den, der sich ihnen widmet, frei zu machen oder zu erhalten. Er bestimmt nicht auf eigene Hand, was er tun, wie er sein Werk so einrichten will, daß es irgend einem selbstbeobachteten Bedürfnis entspricht, sondern tritt in die Ausführung eines Planes ein, den ein anderer entworfen hat. Auch bringt er nicht selbst sein Produkt auf den Markt, um den Preis dafür zu gewinnen;

an die leitende Stelle wird es abgeliefert, von der er abgemessenen Lohn empfängt. Er ist ein Beauftragter, ein Angestellter, oft geradezu ein Beamter, nicht ein freier Mann, wie Egmont seine Landsleute schildert, „jeder rund für sich, ein kleiner König."

Wie sehr diese Arbeitsweise dem Charakter unserer Zeit entspricht, geht am deutlichsten daraus hervor, daß sie mit recht merkbaren Wirkungen bereits in das Gebiet der feinsten, geistigsten, durchaus, wie man meinen möchte, individuellen Tätigkeit hinübergreift, in das der Wissenschaft. Auch sie nimmt Kammerer gegen den Vorwurf der Unfreiheit in Schutz; aber er leiht diesem Vorwurf eine Begründung, die kaum einen ernsthaften Vertreter finden dürfte. Sollte wirklich jemand behaupten, es gereiche der neueren exakten Wissenschaft zum Nachteil, daß sie praktischen Zwecken dienstbar gemacht wird, so würde die Abweisung dieses Tadels vollen Beifall verdienen. Zu allen Zeiten sind es ja gerade praktische Aufgaben gewesen, die der Forschung die fruchtbarste Anregung gaben, von Archimedes bis zu den Mathematikern und Physikern unserer Tage. In ganz anderem Sinne ist heute der Gelehrte in Gefahr seine Selbständigkeit zu verlieren. Auch in der Wissenschaft gilt das Prinzip der Organisation gemeinsamen Arbeitens nach umfassendem Plane. Auf diese Weise ist es möglich gewesen, Aufgaben anzugreifen und zum Teil schon zu bewältigen, an die ein einzelner überhaupt nie hätte denken können. Die Sammlung der griechischen und römischen Inschriften, die Monumenta Germaniae, der Thesaurus Linguae Latinae sind glänzende Proben. Doch auch diesem Lichte fehlt nicht sein Schatten. Je mehr die Bedeutung der Akademien und der von ihnen veranstalteten Unternehmungen wächst, desto weniger bleibt es das Natürliche, daß ein Mann mit persönlicher Fragestellung in das wissenschaftliche Leben seiner Zeit einzugreifen sucht, desto schwerer wird es, wo dies doch geschieht, inmitten großartig organisierter gelehrter Betriebe zur Geltung zu kommen. Auch in der Wissenschaft hat der freie Bauer einen schweren Stand gegen die Latifundienbesitzer, der selbständige Handwerker gegen die Könige der Industrie. Kein Wunder, daß einer nach dem andern sich entschließt, eine anscheinend unfruchtbare Vereinzelung aufzugeben und in ein geordnetes Heer wissenschaftlicher Arbeiter miteinzutreten, wo allen Beschäftigung, Lohn, Ehre in gesicherten Anteilen zugewiesen wird.

Man wird das hoffentlich nicht so mißverstehen, als solle hier über eine Entwicklung geklagt werden, die unvermeidlich und in der Natur der Dinge begründet ist und zu höchst wertvollen Erfolgen geführt hat.

Vielmehr wollen wir uns des gewonnenen Guten und Großen dankbar erfreuen, nur andrerseits die Gefahren nicht übersehen, die damit für die individuelle Bildung und das freie Sichausleben der einzelnen verbunden sind. Eine starke Hilfe läge schon darin, wenn die Männer, die zu Führern berufen sind, auch für die üblen Nebenwirkungen das Auge offen hielten. Kammerer hat dieser Seite der Sache gar keine Beachtung geschenkt, ebensowenig wie einer noch tiefer liegenden Schwierigkeit. Die wichtigsten Probleme des Denkens sind die, welche immer wiederkehren, die schon den Alten zu schaffen gemacht haben und in veränderter Form noch uns Epigonen in Atem halten. Wer heute an eins dieser Probleme herantritt, findet eine Fülle von Lösungsversuchen vor, von denen immer einer an den andern anknüpft, die er nicht unbemerkt lassen kann, die, wenn er sie mit Bewußtsein ignorieren wollte, doch ungerufen auf ihn eindringen und unbewußt sein Denken beeinflussen würden. Das gilt von philosophischen, ethischen, politischen Fragen so gut wie von den letzten Rätseln der Naturerklärung. Wer sich in das Studium einer Wissenschaft vertieft, wird durch die Reihe der Kontroversen, in denen sie erwachsen ist, hindurchgeführt; und nun kann es geschehen, daß ihm dieser Wald von Kontroversen den Lebensbaum, das eigentliche Problem, verdeckt. Dies ist wirkliche, schwer lastende Gebundenheit der modernen Weltanschauung. Was Kammerer hier andeutet, ist etwas ganz anderes, überhaupt aber nichts Klares und Bestimmtes; denn er fügt diesmal einen zweiten Begriff hinzu und spricht von „Unfreiheit und Zerrissenheit der Weltanschauung jetziger Zeit.“ Damit scheint er auf den Widerspruch hinzuweisen, der von vielen empfunden wird, zwischen den Ergebnissen exakter Forschung und dem uns eingeborenen Verlangen, die Welt als ein geistig und sittlich geordnetes Ganzes zu begreifen. Gewiß ist hier ein Zwiespalt, ungelöst noch die Aufgabe ihn auszugleichen; aber darin doch kein Moment der Unfreiheit. Viel eher kann die Forderung, wenn sie scharf erkannt und kräftig angegriffen wird, befreiend wirken. Das alte Rätsel des Daseins erscheint in neuer Form und verlangt selbständige Antwort.

Auch was der Redner über die Unfreiheit der Kunst gesagt hat, trifft nicht den Kern, sondern haftet an Äußerlichem. Er meint, man klage wohl darüber, daß „nicht mehr unter dem Schutze von kunstsinnigen „Großen die Kunst in kraftvoll freien Schöpfungen sich äußern könne, „daß vielmehr die Kunst abhängig geworden sei von dem Kapital der „Banausen, von den Bedürfnissen und von dem verdorbenen Geschmack

„der Menge, von der nur Massenbedürfnissen dienenden Industrie." Sind irgendwo ähnliche Anklagen gegen die Industrie gerichtet worden? Dann ist es nicht schwer sie zurückzuweisen. Daß Blüte der Kunst ohne einen gewissen materiellen Wohlstand nicht gedeihen kann, daß namentlich große künstlerische Schöpfungen reichliche Geldmittel erfordern, ist immer so gewesen; und da gilt es doch ziemlich gleich viel, ob ein geborener Herrscher oder ein Fürst des Besitzes diese Mittel bietet. Die innere Verbindung aber von Kunst und Industrie ist auf bestem Wege recht erfreuliche Früchte zu tragen. Unsere großbogigen Strombrücken, der Eiffelturm in Paris oder, um ein bescheidneres Beispiel zu nennen, auf der Düsseldorfer Ausstellung das Gebäude der Guten-Hoffnungs-Hütte mit seinen schlanken Türmen in luftiger Eisenkonstruktion sind Erzeugnisse und Beweise eines frischen Lebens eben der Kunst, die der Industrie dient. Ähnliches hat wohl auch Kammerer im Sinne mit dem, was er zur Rechtfertigung dieses Bündnisses sagt. Aber er fragt nicht, worin eigentlich das Erfrischende und Anregende der Wirkung, die wir sich vollziehen sehen, seinen Grund habe. Er liegt darin, daß die moderne Technik des Eisenbaues ganz neue Aufgaben schafft, indem sie neue Darstellungsmittel bietet, während die Stein-Architektur ebenso wie Plastik und Malerei an demselben Übel, nur in noch höherem Grade, krankt wie unsere Philosophie: an dem Reichtum der Überlieferung. Der Bildungsgang des jungen Künstlers macht ihn mit einer Menge gelungener, zum Teil glänzender Lösungen eben der Aufgaben bekannt, die seiner warten. Treten solche dann wirklich an ihn heran, so steht er ihnen nicht unbefangen gegenüber; die Masse dessen, was er weiß, lastet auf ihm: so wird er oft nichts besseres erreichen als eine passende Auswahl aus den Formen und Ausdrucksmitteln vergangener Zeiten, die er studiert hat. Unendlich schwer ist es für den modernen Künstler, original zu sein, den Druck der Tradition abzuschütteln und zur Natur zurückzukehren. Wie schwer es ist, das zeigt vor unseren Augen, gerade durch die wunderlichen Erscheinungen von denen es begleitet ist, das Ringen der Malerei, diese Selbstbefreiung zu vollziehen.

Mit dem allen haben nun aber Technik und Industrie gar nichts zu tun. Kammerer stellt den Anteil von Schuld, den sie an der Unfreiheit und Unrast, dem ganzen Unbehagen des gegenwärtigen Geschlechts bisher gehabt haben, größer dar als er ist (wozu es dann stimmt, daß er auch die Erwartung der Hilfe übertreibt, die von ihnen kommen soll). Dies rührt daher, daß er einseitig auf die Ingenieurkunst den Blick

gerichtet hält und in ihr das einzige, vollständig charakterisierende Merkmal der Gegenwart sieht. In Wahrheit ist doch ebenso stark wie die naturwissenschaftliche Denkweise und gleichzeitig mit ihr die historische entwickelt; in keinem Zeitalter haben Ausgrabungen eine so große Rolle gespielt wie heute, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Überall sucht man Einrichtungen, Zustände, Gedanken der Menschen als gewordene zu begreifen, ihr Werden stufenweise zurück zu verfolgen bis zu den fernsten Anfängen, und mit einer Genauigkeit, von der frühere Generationen der Wissenschaft keine Ahnung hatten. So verschärft und vertieft sich immer mehr die Einsicht, daß wir bei allem, was wir tun und denken, geschichtlich bedingt sind, also nicht frei. Sollte zwischen dieser Art von Unfreiheit und derjenigen, die man als Wirkung der Industrie mit Recht bezeichnen kann, eine Verwandtschaft bestehen? — So ist es in der Tat. Das Gemeinsame beruht darin, daß unsere Kultur die eines reifen Alters ist, hochgesteigert von menschlicher Geistesarbeit und durch sie in einer Kette von Fortschritten abgeleitet aus Quellen, die uns nun fern liegen und dem alltäglichen Blicke ganz verdeckt zu werden drohen. Ein paar Beispiele werden deutlicher machen, was gemeint ist.

„Weh dir, daß du ein Enkel bist" — da, wo diese Worte zuerst gesagt worden sind, bezogen sie sich auf die Rechtspflege. Und gewiß wird in ihr das Hemmende einer langen und inhaltreichen Vergangenheit besonders stark empfunden. Das Reichsgericht hat entschieden, daß die Entwendung elektrischer Kraft kein Diebstahl sei, weil in der überkommenen Definition dieses Vergehens der Begriff „Sache" vorkomme, elektrische Kraft aber keine Sache sei; wodurch denn der Erlaß eines eigenen Gesetzes (vom 9. April 1900) notwendig geworden ist, das die Entziehung elektrischer Arbeit zwar — in höchster Gewissenhaftigkeit — nicht Diebstahl nennt, aber mit den entsprechenden Strafen bedroht. Doch an so eklatante Fälle braucht man gar nicht zu denken. Non ex regula ius sumatur, sed ex iure quod est regula fiat: auf diesem Grundsatz, der so formuliert in den Pandekten steht (50, 17, 1), beruht die Schöpfung des römischen Rechtes; für die Art, wie heute verfahren wird, könnte er geradezu umgekehrt lauten. Den Richter, der geschriebene Gesetze anzuwenden hat, trennt ein weiter Weg gelehrter Bearbeitung und Umformung von der Quelle, aus der zuerst das Recht geschöpft wurde, dem lebendigen Bewußtsein eines juristisch begabten Volkes. — Der Müller, der den Bach über sein Rad leitet, tritt unmittelbar an die Natur heran und beugt sie in seinen Dienst. Wer mit dem elektrischen

Wagen der Straßenbahn zum Quirinal hinauffährt, spürt nichts davon, daß die Kraft, die ihn treibt, aus den Wasserfällen von Tibur herstammt; auch der Führer des Wagens, der vorn die Kurbel dreht, braucht es nicht zu wissen, er bedient die Maschine und mag etwa Kindern als ein Gewaltiger erscheinen, den sie beneiden möchten. Von der Not des Baumeisters, des Malers war schon die Rede. Giotto hat als erster versucht, Menschen in Bewegung darzustellen und in Gebärden ihr gegenseitiges Verhältnis anzudeuten; das haben nach ihm viele vollkommener geleistet: die Entdeckerfreude hat er für immer vorweggenommen. Überall in der Kunst wird mit der Zeit ein Verfahren ausgebildet, das man erlernen kann um es anzuwenden; als rechter Künstler wird sich doch nur der fühlen, dem es gelungen ist, selbständig ein Problem zu lösen, der Natur das Geheimnis einer Wirkung abzulauschen. — Hesiods „Werke und Tage" hat man einen Bauernkalender genannt; genau genommen war es nur eine Anweisung den großen Kalender zu lesen, der sich jahraus jahrein über unseren Häuptern zurechtschiebt. Den Menschen der alten Zeit war der Sternenhimmel mit seinen Veränderungen ein vertrautes Bild; gegenwärtig zwingt man Kinder die Theorie des Kopernikus nachzusprechen, erstickt so in ihnen den Trieb zu eigener Beobachtung der Natur, und dann wundert man sich, wenn sie als Erwachsene nicht wissen, d. h. nicht darauf geachtet haben, ob derselbe Stern heute später hervorkommt als gestern oder früher. Das Übereinstimmende in all diesen und vielen ähnlichen Zügen ist der weite Zwischenraum, der uns von der Natur trennt, mag er nun durch Jahrhunderte gebildet werden wie in der geschichtlichen Entwicklung, oder durch einen komplizierten Aufbau ineinandergreifender Veranstaltungen wie in der Technik. Gottfried Kellers „Landwein" führt uns einen Schweizer Bauern vor, dem alles, was zum Bau eines schönen Hauses gedient hat, was er zum täglichen Leben gebraucht, aus eigenem Grund und Boden zuwächst, mit eigener Kraft gewonnen wird; und wir empfinden den Reiz eines solchen Daseins. Viel geläufiger ist uns doch der Typus des wohlhabenden Großstädters, der auf den Knopf drückt und sich die schmackhaftesten Gerichte durch Telephon ins Haus bestellt.

Ganz behaglich kann ja nun auch dieser Zustand sein; und es ist gewiß richtig, daß mit fortschreitender Kultur die Zahl derer, die daran teil haben, zunimmt. Was in dieser Beziehung Kammerer zum Ruhme der Ingenieurkunst sagt, daß sie die durch ihre Anfänge hervorgerufenen Übel wieder beseitigen werde, scheint mir knapper und treffender Heinrich

Lueg ausgesprochen zu haben in der Rede, mit der er am 1. Mai 1902 die niederrheinisch-westfälische Industrie-Ausstellung eröffnete: „Die „Industrie und all die gewaltige Geistesarbeit, die in ihr konzentriert ist, „hat nicht den Zweck und die Aufgabe, die Menschheit an das Materielle „zu fesseln, sondern sie durch stete Vervollkommnung der Arbeitswerk-„zeuge vom Materiellen immer mehr unabhängig zu machen und ihr „Zeit und Muße zum Genuß und zur Pflege des Idealen zu gewähren." Darin liegt viel Wahres. Aber sollte es in der Tat möglich sein, auf diesem Wege für die Menschheit, die ganze Menschheit, einen Zustand der Ruhe zu erreichen, in dem sie, von der Bemühung um das Materielle befreit, Muße hätte, sich edleren Beschäftigungen des Geistes hinzugeben? Bisher ist es noch immer so gewesen, daß aus Entdeckungen neue Probleme, aus der Befriedigung von Bedürfnissen neue Bedürfnisse erwuchsen. Und wer möchte es im Grunde anders wünschen? Wenn es denn dabei bleibt, so wird es auch bei rastloser Arbeit bleiben, von der immer ein großer Teil unfreier Art sein und der Menge zufallen wird, die durch ihre wirtschaftliche Lage genötigt ist mit dem bescheidensten Verdienste vorlieb zu nehmen. Die Glücklicheren aber, die imstande sind sich alle Errungenschaften der Zivilisation, wie es hier doch richtiger heißt, zunutze zu machen, mögen wohl in der veränderten Welt sich frei bewegen und mit den durch menschliche Geisteskraft umgeformten und verpflanzten Naturkräften wie mit ursprünglich gegebenen umgehen: eine veränderte, künstlich umgestaltete Welt ist es dann doch, die sie umgibt, nicht „die lebendige Natur, da Gott die Menschen schuf hinein." Zu ihr zurückzufliehen in die erquickende Einsamkeit von Meer und Gebirge — ins Freie — wird immer stärkeres Verlangen immer größere Scharen treiben.

Für diese beiden Einschränkungen des Segens, den eine weiter gesteigerte Ingenieurkunst bringen soll, ist nun auch Kammerer nicht blind, ruft deshalb zwei andere Kämpfer in die Bresche: den Staat und die Schule. In strengen Worten tadelt er die Verwaltungen der modernen Staaten, daß sie die völlige Veränderung aller Verhältnisse durch die Ingenieurkunst nicht vorausgesehen, nicht selbst planmäßig die Entwicklung geleitet hätten; insbesondere die Wohnungsnot der großen Städte falle nicht der Industrie zur Last, sondern der nicht sachkundigen Verwaltung, die ratlos und untätig die dem Gemeinwohl entgegenstehenden Kräfte habe walten lassen und nicht rechtzeitig selbstschaffend auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge vorgegangen sei. So harte Worte sind schwerlich ganz gerecht. Der Staat ist seiner Natur nach ein

status quo: er kann der Entwicklung der Mächte, in denen das eigentliche Leben der Nation sich betätigt — und zu ihnen gehört neben Wissenschaft und Kunst auch die Industrie — immer nur nachfolgen; schneller oder langsamer, aber nur nachfolgen. Und ferner kann er die Übel, die der Redner hier im Sinne hat, zwar mildern, aber nicht aus der Welt schaffen. Fanatische Ideologen glauben, daß eine Gesellschaftsordnung möglich sei, in der an den Vorteilen der Kultur alle gleichen Anteil haben; wo es je in der Wirklichkeit hochentwickelte Kulturen gegeben hat, unter den verschiedensten äußeren Verhältnissen, da sind sie zustande gekommen durch eine Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft, bei welcher für die große Mehrzahl der Mitwirkenden nur ein sehr bescheidener Mitgenuß der erzeugten Güter herauskam. Das lehrt ein Blick in die Geschichte — eben in die Weltgeschichte, mit der bisher unbekannt geblieben zu sein der Verfasser seinerseits der Schule vorwirft.

Auch die anderen Anklagen, die er gegen sie erhebt — daß sie nicht zur Achtung vor Arbeit anleite, daß ihr die Erziehung zum Kunstverständnis etwas ganz Fremdes geblieben sei — sind teils unbegründet, teils übertrieben. Dazu überschätzt er weit, hier wie beim Staate, die Möglichkeit, bestimmte gewollte Wirkungen im Leben eines Volkes hervorzurufen. Trotzdem enthält der kurze Abschnitt über Unterrichtsfragen, mit dem die ganze Rede schließt, einen guten Gedanken: die warme Empfehlung einer vorzugsweise auf Naturwissenschaft gegründeten Bildung, deren Gang denn im wesentlichen dem Lehrgang der jetzigen Oberrealschule entsprechen würde. In diesem steht die sprachliche Bildung in zweiter Linie, weil für die beiden fremden Sprachen, die getrieben werden, Französisch und Englisch, ein erklärendes Zurückgreifen auf das Lateinische unmöglich ist; andrerseits wird durch dessen Wegfall Raum gewonnen für um so gründlichere Behandlung der exakten Wissenschaften. Bekanntlich ist die Entwicklung dieses Schultypus lange Zeit aufgehalten worden durch die Vorurteile, die gegen ihn gerade in den Kreisen der Ingenieure und Baubeamten herrschten[1]); Kammerers Äußerung darf als erfreuliches Zeugnis angesehen werden, daß diese Vorurteile im Schwinden begriffen sind. Die Oberrealschule ist oft als die Schule der Zukunft bezeichnet worden; jedenfalls ist sie die eigentlich moderne Schule, die ernstlich daran gehen kann, eine neue

---

[1]) Genaueres über diese merkwürdige Tatsache findet man in meiner Schrift „Suum cuique. Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens" (Kiel und Leipzig, 1889), S. 16 ff.

Art von Bildung zu geben und darin diejenigen Wissenschaften wirksam zu machen, die, frisch zur Blüte gelangt, nach pädagogischer Betätigung drängen. Das sind Geographie und Biologie. Und gerade diesen könnte es gelingen, den naturentfremdenden Einfluß wieder auszugleichen, den die dem hohen Stande der Forschung entsprechenden komplizierten Apparate des physikalischen und chemischen Unterrichts ausüben müssen. Sie beide führen zur Natur zurück: die eine, indem sie die physischen Bedingungen aller menschlichen Kultur erkennen lehrt, die Erde und das Menschengeschlecht in ihrer steten Wechselwirkung betrachtet, die andere durch Anleitung zum Beobachten des wirklichen Lebens der Natur in der Tier- und Pflanzenwelt. Johannes Reinke, der Kieler Botaniker, hat vor kurzem einleuchtend gezeigt, wie die sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften, wenn sie auf die oberen Klassen einer höheren Schule ausgedehnt und hier einem reiferen Alter angemessen behandelt würden, den willkommensten Beitrag zur Erziehung wissenschaftlichen Denkens liefern könnten (Monatschrift I, S. 445 ff.). Seine anregenden Gedanken und methodischen Vorschläge verlieren dadurch nichts von ihrem sachlichen Werte, daß sie an die Adresse des Gymnasiums anstatt der Oberrealschule gerichtet sind. Diese allein ist in der Lage, neue große Disziplinen in ihren Plan aufzunehmen und den Versuch zu machen, wie sich ein Lehrsystem, dessen Rückgrat die Naturwissenschaften bilden, bewährt, vor allem, ob diese wirklich die Kraft jenes Speeres haben, von dem uns die Dichter sagen, selbstgeschlagene Wunden zu heilen und das unmittelbare Verhältnis, in dem der Mensch der Natur Aug in Auge gegenüberstand, das sie zerstört haben, widerherzustellen.

Ein schöner, aussichtsvoller Versuch, dem wir volle Freiheit der Veranstaltung und glückliches Gedeihen wünschen, aber — ein Versuch, dessen Hoffnungen uns nicht verleiten dürfen, an anderer Stelle bestehendes Gute wegzuwerfen. Ein vortreffliches Mittel, um aus jener Unnatur des modernen Lebens, von der Kammerer gesprochen hat, uns frei zu machen, und ein Mittel das nicht erst erprobt zu werden braucht, bietet das Altertum. „Wer bei Homer zu Hause ist, der ist in einer Welt zu „Hause, wo der Mensch sich nahe mit der Natur berührt, in vertraulichem „Verkehr wie in derber Arbeit.“ Und nicht bloß für die Natur, die uns umgibt, gewinnen wir wieder unbefangenen Blick, wenn wir uns von dem alten Sänger führen lassen, sondern auch für die in uns: auch die Menschenseele mit ihren Kräften und ihren Schwächen lehrt er verstehen. Nicht er aber allein; mit ihm die anderen, deren Werke uns er-

halten sind. Zu politischem Denken gibt es keinen besseren Erzieher als — so unpraktisch er gewesen ist — Platon; denn hier sind dieselben Fragen, die noch heute die Staatsmänner bewegen, zuerst angegriffen, mit unbeirrtem Sinn für das Wesentliche und mit einer naiven Keckheit in den Konsequenzen, von der ein Moderner, dem tausendjährige Überlieferung die ursprünglichen Begriffe und Probleme einhüllt, wunderbare Erfrischung und Klärung empfängt. Es braucht nicht wiederholt zu werden, was ich anderwärts mehr als einmal und ausführlich hierüber gesagt habe, über die Kraft des Altertums, uns von der Last der Tradition zu befreien, den Bann des Abgeleiteten, Unursprünglichen, in dem unser Denken befangen ist, zu lösen[1]).

Daß „die Hellenen nicht Sprachwissenschaft, sondern Erkenntnis „der Stellung des Menschen in der Natur als höchste Aufgabe wissenschaft-„lichen Denkens betrachteten," sagt Kammerer selbst (S. 7). Wie war es möglich, daß sich ihm nicht der Gedanke aufdrängte, es sei für uns heilsam, bei ihnen in die Schule zu gehen? Wenn ihm, dem Lehrer der Maschinentechnik, also einer auf moderne Wissenschaft gegründeten Kunst, ein Bildungsgang durch die damit verwandten Gebiete näher liegt und er deshalb ihn mit gutem Rechte empfiehlt, warum will er Männern, die in anderen Kreisen des Lebens, der Erfahrung, des Denkens sich bewegen, die Freiheit versagt wissen, auch ihren Standpunkt zu einem Mittelpunkte der Weltbetrachtung zu machen und von hier aus einem heranwachsenden Geschlechte die Welt zu deuten? — Weil er zu dem Glauben zurückgekehrt ist, daß es möglich und notwendig sei, durch die Schule „allen Gebildeten eine wirklich allgemeine geistige Grundlage zu geben." Das ist nicht möglich in einer Welt, die — zu unserer Freude — immer reicher wird an Erkenntnis und Anschauung, in der deshalb ein für alle verbindlicher Auszug des Wissenswertesten aus allen Gebieten immer dünner, oberflächlicher, unerfreulicher werden müßte. Es ist aber auch weder notwendig noch wünschenswert; denn wenn es gelänge, so würde damit das Übel, gegen das wir Abhilfe suchen, vollends befestigt

---

[1]) [Vgl. hierzu in der vorliegenden Sammlung den Vortrag „Vom Kulturwert der deutschen Schule". Aber die Vorstellung, daß Alt-Hellas — beinahe ähnlich wie China — das Bild einer zuständlichen Kultur gebe, will aus den Köpfen der Menge nicht weichen; woran denn allerdings ein wenig auch die Philologen selber Schuld sind, so viele von ihnen an dem Anspruch festhalten, daß man Griechentum und Römertum als unveränderliches Ideal ansehen müsse, das zu erreichen immer die höchste Aufgabe bleibe.]

und geradezu organisiert werden: der Reichtum an überliefertem geistigem Besitz würde den frischen Trieb des Selbsterwerbens unterdrücken, das überall gleiche Gepräge der Bildung die Mannigfaltigkeit individueller Entwicklung nicht aufkommen lassen. Die „allgemeine Bildung" ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum. Seine Verwirklichung müßte den Geistern schlimmere Unfreiheit bringen, als in der äußerlich die Menschen durch die Kasernenbauten der Großstädte gehalten werden.

IV.

Die Kunst zu fragen.

Rede

zur Entlassung der Abiturienten, Düsseldorf 19. März 1904.

Hochgeehrte Anwesende!

Sie kennen alle den Spruch, den Goethe an die Spitze seiner Lebensbeschreibung gesetzt hat, daß ein Mensch nicht erzogen werde, wenn er sich nicht auch einmal schinden müsse. So konnte ein Mann denken, der in einem langen, auch an äußeren Ehren reichen Leben kein eigentliches Examen zu bestehen gehabt hat, dem also diejenige menschliche Einrichtung ganz fremd geblieben ist, auf die jener grausam klingende Ausdruck vorzugsweise zu passen scheint. Sie, meine jungen Freunde, sind auf diesem Felde unserm großen Dichter schon um eine wertvolle Erfahrung voraus, eine Erfahrung freilich, die zu erwerben nicht ebenso angenehm ist, als es nachher Freude macht sie erworben zu haben. Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß es den meisten von Ihnen, zumal denen die an der mündlichen Prüfung teilgenommen haben, gar nicht behaglich dabei zu Mute gewesen ist, daß Sie mit einem gewissen Neide, wo nicht mit noch weniger freundlichen Empfindungen, auf Ihre Lehrer sahen, die ruhig und gesichert Ihnen gegenüber saßen und immer nur zu fragen brauchten, während Sie antworten mußten. Die haben's gut, so mochte — in diesem Augenblick — mancher von Ihnen denken; Fragen ist leicht, Antworten schwer.

Sie werden nicht überrascht sein, wenn ich dagegen behaupte: Fragen ist viel schwerer als Antworten. Das kann man schon vermuten, weil es doch unbillig wäre in der täglichen Arbeit der Schule die leichtere Aufgabe auf die stärkeren Schultern, des Lehrers, zu legen. Es läßt sich aber auch aus inneren Gründen wohl verstehen, daß und warum Fragen eine Kunst ist, die gelernt sein will. Ihr Leben lang werden Sie sich darin zu üben haben. So nehmen Sie heute als letzte Gabe,

3*

wie sie der Wirt dem scheidenden Gastfreunde reicht, ein Wort zur Würdigung dieser Kunst.

Im geselligen Gespräch, wenn wir etwas, das uns am Herzen liegt, mitteilen oder auseinandersetzen wollen, wirkt nichts so belebend wie verständnisvolle Fragen, mit denen ein andrer unsere Gedanken begleitet; nichts ist entmutigender als eine ungeschickt hineingeworfene Frage, die erkennen läßt, daß jenem etwas ganz anderes an der Sache wichtig erscheint als uns. Wie mit einem Blitz erhellt die Frage den ganzen Zusammenhang der Anschauungen, aus denen sie hervorspringt. Eben deshalb müssen wir im Unterricht vorsichtig sein, daß die Unbefangenheit derer, zu denen wir sprechen, gewahrt bleibe. Wie für den Untersuchungsrichter, so, obwohl in etwas anderem Sinne, besteht für den Lehrer die Gefahr, durch die Art der Frage eine bestimmte Antwort nahe zu legen. Und doch darf die Frage auch nicht durch Unbestimmtheit verwirren oder gar irre leiten; sie soll dazu anregen, daß das Richtige gefunden werde. Dies zu tun und dabei nicht zu viel zu verraten ist wirklich nicht leicht. So haben Sie es in meinem eigenen Unterricht wohl öfters erlebt, daß ich zögerte die Frage zu stellen, und lieber abwartete ob einer von Ihnen sie fände.

Das hatte allerdings noch einen anderen Grund: Sie sollten die Freude haben, den Schritt vorwärts in unserer gemeinsamen Gedankenbewegung selber zu tun. Diesen Schritt macht die Frage, nicht die Antwort. In einem platonischen Dialoge wird dem Sokrates entgegengehalten, es sei unmöglich nach der Wahrheit zu forschen: denn weder könne man nach dem suchen, was man schon wisse, das sei ja eben bekannt; noch nach dem Unbekannten, denn da wisse man nicht, was zu suchen sei. Platon wurde durch diese Erwägung zu dem Glauben an eine Seelenwanderung geführt, die wir alle schon durchgemacht hätten, und von der jeder einzelne eine dunkle Erinnerung an früher Erlebtes und Erfahrenes mitbrächte; dies werde durch Unterricht und Studium aufgefrischt, und so sei alles Lernen im Grunde nur ein Sich-erinnern. Wir haben im vorigen Sommer die Stelle aus dem Menon zusammen gelesen und uns an der sinnvollen Dichtung erfreut. Dichtung, gewiß; aber eben voll tiefen Sinnes. Unübertrefflich greifbar drückt sie den Gedanken aus, daß jede gescheite Frage, die ein Suchender tut, eigentlich etwas Wunderbares ist, eine Mischung aus Positivem und Negativem, aus Nichtwissen und Erkennen. Etwas Ähnliches müssen Sie auch bei Ihren deutschen Aufsätzen erfahren haben. Wenn das vorbereitende

Denken so weit gediehen war, daß Sie deutlich sahen, wonach und wie gefragt werden müsse, so mochten Sie das Gefühl haben, daß der schwierigste Teil der Aufgabe nun gelöst sei. Und wo einmal ein Aufsatz völlig entgleiste, geschah es wohl meistens dadurch, daß der Verfasser bei der Ausführung die Frage, die zu beantworten war, nicht scharf im Auge behalten hatte.

Die geistige Tätigkeit im Unterricht ist ein Abbild — Nachbild zugleich und Vorbild — von den Arbeiten der Wissenschaft. Dort erst recht ist die Frage das, was den Fortschritt bringt. „Woher kommt das?" — diese wundernde Betrachtung hat immer aufs neue das Denken der Menschen befruchtet. Wie kommt es, daß dieselben Tatsachen von mehreren Erzählern oft ganz verschieden dargestellt werden? So entschlossen hatte Herodot noch nicht gefragt, sondern sich begnügt, die abweichenden Formen der Überlieferung nebeneinander zu stellen. Thukydides ging mit der Frage über ihn hinaus, und fand sogleich auch die Antwort: weil Unterschiede der Gesinnung wie der geistigen Fähigkeit die Auffassung der Ereignisse beeinflussen. Daraus aber ergab sich eine neue Aufgabe, und in ihr nun schon der Grundgedanke aller historischen Forschung: wie kann man solche trübenden Einflüsse wieder ausscheiden und durch vergleichende Prüfung subjektiv gefärbter Berichte das, was wirklich geschehen ist, erkennen? — Woher rühren die Widersprüche in den homerischen Gedichten? Diese Frage, einmal aufgeworfen, gab Anlaß zu einer Zerlegung des überlieferten Textes in Stücke von getrenntem Ursprung. Die Schärfe aber und Konsequenz, womit diese Arbeit durchgeführt wurde, weckte bald einen neuen Zweifel: wenn die Teile ursprünglich nichts miteinander zu tun hatten sondern völlig selbständig waren, wie konnte es denn geschehen, daß sie nachher doch zu einer erträglichen, den ungeübten Blick täuschenden Einheit verbunden wurden? Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Polen bewegt sich seit zwei Generationen die Untersuchung. Wer nun eine Wissenschaft danach schätzt, wie viel feste Ergebnisse, die man schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, sie hervorgebracht hat, der mag darüber spotten, daß die homerische Frage noch immer nicht gelöst sei. Wir wollen uns freuen, daß sie eine Frage bleibt; denn eben dadurch hält sie uns lebendig.

Neuerdings scheint es Mode zu werden, über die Theorie, die nach Darwin genannt wird, wie über eine abgetane Sache geringschätzig zu reden. Wie viel von seinen eigenen Erklärungen als unrichtig erkannt

ist, wie viel noch Bestand hat, mögen Fachmänner beurteilen. Darüber aber kann kein Zweifel sein: das Problem, das er zuerst als ein allgemeines und beherrschendes erfaßt hat — wie das gegenwärtige Verhältnis der Arten, ihre Mannigfaltigkeit und ihre gegenseitige Verwandtschaft entstanden sei — das wird nicht wieder zur Ruhe kommen. Umgekehrt gibt es Naturforscher, die glauben, daß durch die neuesten Entdeckungen ihrer Wissenschaft eigentlich alle Rätsel des Daseins gelöst seien. Lassen Sie sich warnen vor solcher kurzsichtigen Freude an augenblicklichen Resultaten, vor dem Überschätzen der Antwort im Gegensatze zur Frage. Jede neue Erkenntnis erweist sich dadurch erst recht fruchtbar, daß sie zu weiterem Suchen anregt. Das Ewige im Geistesleben der Menschheit, das Geheimnis der Welt, das uns zur Forschung lockt und zur Ehrfurcht zwingt, ist bisher durch alles siegreiche Vordringen der Wissenschaft nicht überwunden, sondern nur von Stelle zu Stelle geschoben, mehr und mehr ins Innere verlegt und immer feiner formuliert worden.

Auch auf dem Gebiete des Handelns, wie auf dem des Denkens, ist den Geschlechtern der Sterblichen kein Ausruhen bei einmal Erreichtem beschieden. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände ändern sich, bewährte Einrichtungen werden unbrauchbar, aus neu sich bildenden Verhältnissen erwachsen neue Forderungen. Auch in diesem unablässigen Wandel gilt es, jedesmal die richtige Frage zu finden. Nicht „wie erhalten wir das Bestehende?“ — auch nicht „wie befreien wir uns von der Überlieferung?“ Sondern, zugleich in rechtem Sinne konservativ und im rechten Sinne fortschrittlich: „Wie können wir der überkommenen Ordnung, ohne sie zu zerstören, diejenigen Maßregeln einfügen, die den vor unseren Augen entstehenden Bedürfnissen entsprechen?“ Darin, daß diese Aufgabe immer aufs neue erkannt und mit Virtuosität gelöst wurde, bewährte sich im Bereiche des Rechtslebens die schöpferische Kraft des römischen Volkes; daran, daß das gleiche für die Verhältnisse der Staatsverwaltung nicht mehr gelang, ist die römische Aristrokatie und mit ihr die Republik zugrunde gegangen. Octavian aber konnte deshalb dem Reiche die Rettung schaffen, weil er jene nüchtern praktische Frage wieder zur Geltung brachte.

Blicken wir auf unser eigenes Vaterland, so sehen wir es heute, mehr als man ein Menschenalter nach der Zeit der großen Erhebung erwartet hätte, von äußeren und inneren Gefahren bedrängt. Im Volk ein bedrohliches Gewoge gährender Kräfte und Strebungen, in der großen Politik Feinde ringsum. Wie einst in Europa der Staat

des Großen Kurfürsten inmitten von Frankreich, Schweden und Polen, so steht das neue Deutsche Reich zwischen den miteinander ringenden Weltmächten. Wir wünschen und hoffen, daß die Kunst unserer Staatsmänner noch einmal das Übermenschliche leisten, daß sie Wind und Unwetter zwingen möge ihr zu dienen. Wenn es gelingt, so wird das erste, was dazu hilft, dies sein, daß man mit klarem Blick all das Gewirr betrachtet und aus ihm die entscheidende Frage herausliest.

An dem Leben des Staates innerlich Anteil zu nehmen ist jedes tüchtigen Mannes Pflicht; näher liegen Ihnen, meine lieben Abiturienten, zurzeit noch die bescheidneren Aufgaben, welche die nächste Zukunft Ihnen stellt. Doch auch da wird es immer wieder darauf ankommen, richtig zu fragen. Oft wird die richtige Antwort nur darum verfehlt, weil man der entschlossenen Frage unbewußt ausweicht. Ein neuerer schwedischer Roman macht uns mit einem Manne bekannt, der sich in schwerem Widerstreite der Pflichten abmüht, das Rechte zu finden. Während er in gewohnter gleichmäßiger Arbeit mit kräftiger Hand den Pflug durch das frühlingsfeuchte Erdreich führt, malt er sich aus, er komme in den Himmel zu seinem ehrwürdigen Vater, dem Verstorbenen, und klage ihm seine Not. Der Vater läßt sich erzählen und fragt — scharf, eindringlich, rücksichtslos: und mit einem Male weiß der Mann, was er zu tun hat. Mit der bestimmten Frage ist gerade im Sittlichen meist auch die Antwort schon gegeben. Deshalb verstehen sich die Menschen so vielfach gegenseitig nicht, weil sie im Suchen nach ganz verschiedenen Dingen begriffen und befangen sind. Erinnern Sie sich des Gespräches zwischen Iphigenie und Pylades, das wir in Realprima kürzlich gelesen haben. Der klug vorsorgende Freund will sich und die Seinen aus dringlicher Gefahr erretten; die Dienerin der Gottheit sinnt nur darauf, wie sie, auch in verwickelter Lage, ihr Herz unbefleckt erhalten kann. Indem einer den andern zu überzeugen sucht, werden sie sich ihres Gegensatzes erst bewußt.

Uralt ist dieser Gegensatz und doch immer frisch; auch Sie werden in ihm Stellung nehmen müssen. Lassen Sie mich zum Schluß ihn in Worten ausdrücken, die Theodor Storm seinen Söhnen auf den Lebensweg mitgegeben hat:

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Freie Männer sollen Sie werden, nicht Knechte. Wenn aber Mut eine Tugend der Freien ist, so gehört dazu auch der Mut des Fragens. Machen Sie es nicht wie Parzival, der aus blöder Scheu die Frage unterließ und dadurch den Unglücklichen, denen er helfen sollte, die Rettung, sich den Zugang zu seiner Lebensaufgabe verschloß. Vielmehr ist es mein Wunsch, mit dem ich Sie ins Leben hinaussende, daß es Ihnen immer gelingen möge zur rechten Zeit die rechte Frage zu stellen, sei es an die Wissenschaft oder an andere Menschen oder, was das Schwierigste und Wichtigste ist, an sich selbst.

Dichtkunst.



V.

Physiologie und Ethik im Streit um die Tragödie.

Vortrag

gehalten in Kiel im November 1892.

[Preußische Jahrbücher, Band 73 (1893) S. 23 ff. Der folgende Abdruck enthält, ohne Hervorhebung durch Klammern, an ein paar Stellen kleine Zusätze und Änderungen, zu denen eine spätere Behandlung desselben Gegenstandes Anlaß gegeben hatte.]

Die Erörterung ästhetischer Fragen ist heutzutage wenig beliebt. Unser Geschlecht rühmt sich gern seines praktischen Sinnes und blickt auf den unfruchtbaren Idealismus früherer Zeiten mit lächelndem Mitleid zurück. Diese Richtung der Gedanken auf das Nützliche, auf eine günstige Gestaltung des materiellen Daseins war ursprünglich hervorgerufen und wurde eine Zeitlang befördert durch das Bewußtsein glänzender Erfolge und einer nahezu gebietenden Weltstellung, die unser Volk errungen hatte. Jetzt, wo der Rausch zu verfliegen beginnt, macht sich umgekehrt der harte Druck der Notwendigkeit fühlbar, der alles, was an geistiger und sittlicher Kraft vorhanden ist, in den Dienst praktischer Aufgaben zwingt, nicht um unser Leben zu schmücken oder mit üppigem Behagen zu umgeben, sondern um es zu erhalten, um eine Kultur, die bis an die Sterne weit gewachsen zu sein wähnte, vor kläglichem Zusammenbruch zu bewahren. Eine Gesellschaft, deren Denken durch politische und wirtschaftliche Sorgen erfüllt ist, hat keine Zeit, sich dem Genuß der Dichtkunst hinzugeben oder über die Art dieses Genusses, seine Ursachen und Grenzen nachzudenken.

Aber zwischen all dem hastigen Treiben, von dem unser öffentliches Leben beherrscht wird, gibt es doch wohl immer noch eine kleine Schar von solchen, die gern einmal ihre Gedanken von den Interessen des Tages ablenken und zur stillen Betrachtung nutzloser und altmodischer, aber unvergänglicher Probleme sammeln. Es gibt Aufgaben, deren Lösung keinen Gewinn verspricht, ja für die vielleicht eine klare und reinliche Lösung überhaupt nicht möglich ist, und die doch, so lange ge-

sittete Menschen leben, immer von neuem das Nachdenken herausgefordert haben, Aufgaben, die eben hierdurch geeignet sind den, der sich an ihnen versucht, aus dem engen Bezirk seiner Zeit und seines Platzes herauszuheben und mit dem, was ewig ist, in Fühlung zu bringen. Zu ihnen gehört die Frage nach dem Wesen der Tragödie. Wie kommt es, daß wir am Traurigen Freude finden? daß wir es uns gefallen lassen, wenn die Kunst, die doch den Ernst des Lebens erheitern sollte, ihn vielmehr im Bilde gesammelt und verstärkt uns vorführt? ja, daß wir von der Betrachtung eines solchen Bildes doch tatsächlich erfrischt und gehoben zum Kampf mit der Wirklichkeit zurückkehren?

Schiller hat diesen Gegenstand in zwei Aufsätzen, die im Jahre 1792 gedruckt wurden, eingehend behandelt.[1]) Er geht von dem Satze aus, daß die schönen Künste den „althergebrachten, unbestreitbaren und wohltätigen Beruf" haben uns Vergnügen zu bereiten; für dieses aber erkennt er zwei Quellen: „die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze." Daß dem Verlangen nach Glück durch die Tragödie nicht geschmeichelt wird, bedarf keines Beweises; deshalb, so folgert Schiller, muß das Vergnügen, das sie hervorruft, in unserer sittlichen Natur begründet sein. Die edelste Art des Selbstgefühls, das Bewußtsein der Kraft zum Guten, wird in uns gesteigert, wenn wir sehen, wie „der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln", oder wie „der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigener Hand zerstört, um die Übertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen." Coriolan, der den Gewinn eines siegreichen Feldzuges opfert und sich der Rache seiner Feinde preisgibt, um die Pflicht des Sohnes und des Bürgers zu erfüllen, oder Richard III., den der Ekel vor der eigenen Verworfenheit in den Tod hetzt: sie zeigen den „Zustand eines Gemüts, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird," und werden dadurch für uns eine „Quelle moralischer Lust." In beiden Fällen hat Schiller gewiß recht; aber es gibt Tragödien genug und darunter sehr vollkommene und wirksame, auf welche seine Erklärung nicht paßt. Der erste Teil des Faust ist ein erschütterndes Drama; aber wenn wir die mächtigen Gefühle, die es in uns aufregt, zergliedern, so wird die Genugtuung darüber, daß eine Kindesmörderin ihre Tat bereut, schwerlich

---

[1]) „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „über die tragische Kunst".

einen großen Anteil daran haben. Und der Genuß, mit dem wir einer Aufführung von Romeo und Julia beiwohnen, würde keine erhebliche Einbuße erleiden, wenn am Schluß die Szene wegfiele, in der die Häupter der Häuser Montague und Capulet beschließen, künftig Frieden mit einander zu halten. Die Räuber und Wallenstein sind doch nicht deshalb wirksame Tragödien, weil die Auflehnung gegen gesetzmäßige Gewalt bestraft wird. Beispiele dieser Art ließen sich leicht in Menge beibringen; aber schon die genannten reichen aus um zu zeigen, daß die von Schiller versuchte Deutung des Vergnügens an tragischen Gegenständen nicht bestehen kann.

Vielleicht war es überhaupt falsch, zuerst nach dem Vergnügen zu fragen auf welches die Tragödie abziele? Schiller selbst erwähnt im Eingang seines ersten Aufsatzes die abweichende Ansicht „einiger neueren Ästhetiker". Und man möchte meinen, daß er dabei Lessing im Auge habe, wenn nicht seine nachfolgenden Ausführungen den Zweifel erweckten, ob er von dessen Hamburgischer Dramaturgie überall Notiz genommen hatte. Dort wird als das eigentlich Bestimmende für die Tragödie ein moralischer Zweck hingestellt. „Bessern", heißt es[2]), „sollen „uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst „beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst „daran zweifeln." Was im besonderen mit Bezug auf die Tragödie Lessing so sicher machte, war die Übereinstimmung, in der er sich mit einem großen Denker der Vorzeit befand — oder wenigstens zu befinden glaubte. Er war sich bewußt, daß er „das Wesen der dramatischen Poesie „vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meister„stücken der griechischen Bühne abstrahiert" habe. Und das Buch dieses Philosophen über die Dichtkunst, das bekanntlich, wenn auch in sehr verstümmelter Gestalt, uns erhalten ist, erklärte Lessing, auf die Gefahr hin „in diesen erleuchteten Zeiten darüber ausgelacht zu werden, für ein ebenso unfehlbares Werk, als die Elemente des Euklides nur immer" seien. Der Verfasser der Emilia Galotti würde, auch wenn er sich nicht auf Aristoteles beriefe, allen Anspruch haben gehört zu werden. So aber vereinigt sich mit dem Gewicht seines Urteils noch das der unendlich reichen und vielseitigen Erfahrung, zu der einst der größte Kenner der griechischen Literatur, nicht ihrer Trümmer, wie sie uns vorliegen, sondern

[2]) Hamburgische Dramaturgie, Stück 77 (Ende). Das Urteil über Aristoteles Poetik steht in Stück 101—104, die Erörterung über den Zusammenhang von Mitleid und Furcht St. 75, die Erklärung der Katharsis St. 78.

ihrer unversehrten Schätze, gelangt war. Prüfen wir denn die Ansicht vom Wesen der Tragödie, die sich Aristoteles aus den Werken eines Äschylos, Sophokles, Euripides gebildet hatte.

Im sechsten Kapitel der Poetik steht seine Definition: „Die Tragödie „ist die Nachahmung einer würdigen, in sich abgeschlossenen, umfang„reichen Handlung, in gewürzter Rede mittelst handelnder Personen „und nicht auf dem Wege der Erzählung, welche durch (Erregung von) „Mitleid und Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leiden„schaften bewirkt." Die ersten Stücke der Erklärung sind leicht zu verstehen. Auch im Epos sieht Aristoteles die Nachahmung einer Handlung; aber dort vollzieht sie sich auf dem Wege der Erzählung, nicht durch handelnde Personen. Der Stoff der Tragödie muß einen gewissen Umfang haben, in sich abgeschlossen sein und einen würdig ernsten Charakter tragen. Man sieht: es fehlt das Merkmal des unglücklichen Ausganges; erst die neuere Ästhetik ist auf den unfruchtbaren Einfall gekommen, darin etwas Wesentliches zu suchen, verleitet, wie ich glauben möchte, durch einen ganz äußerlichen Umstand. Zu allen Zeiten hat es wohl in Deutschland Leute gegeben, die sich einen Beruf daraus machten, wertvolle und inhaltreiche Begriffe, die aus dem Erbgut fremder Nationen auf uns gekommen waren, mit einem künstlich gebildeten deutschen Namen zu versehen, in der eitlen Hoffnung, daß unsere Selbständigkeit gestärkt werde, wenn die unbequemen Merkzeichen verschwinden, die uns an die Pflicht des Dankes gegen die Schöpfer unserer geistigen Kultur erinnern könnten. So wurde für „Tragödie" die Übersetzung „Trauerspiel" ersonnen; und nachdem einmal dieser Fehlgriff getan war, mußten freilich Wilhelm Tell und Iphigenie auf Tauris aus dem Rahmen herausfallen. Goethe selbst bequemte sich, sogar eine Tragödie wie seinen Tasso ein „Schauspiel" zu nennen, weil darin die Heilung des Gemütskranken den Abschluß bildet.

Warum gerade Mitleid und Furcht von Aristoteles als diejenigen Leidenschaften herausgehoben sind, die durch die Tragödie erregt werden, ist nicht auf den ersten Blick deutlich; aber diesen Punkt hat Lessing vollkommen aufgeklärt. Beide Empfindungen stehen in einer eigentümlichen Wechselwirkung, durch welche sich eine in der anderen spiegelt: wir haben Mitleid mit einem Schicksal, das wir für uns selbst fürchten müßten; und wir werden von Furcht für uns selbst ergriffen, wenn wir einen anderen in einer Lage sehen, die unser Mitleiden weckt. Aus dem Wesen dieser Doppelempfindung ergibt sich ein wichtiges Gesetz für den Cha-

rakter des tragischen Helden: in ihm müssen gute und schlechte Eigenschaften so gemischt sein, daß der Zuschauer imstande ist sich in Gedanken an seinen Platz zu versetzen. Hierin liegt der Grund, weshalb der Tod des Sokrates kein geeignetes Thema für eine Tragödie bilden würde; und hierin begründet liegt andererseits der wunderbare Zauber, den Shakespeares Bösewichter ausüben. Mit wenigen hineingeworfenen Strichen gelingt es dem Dichter, das Bild des Herzogs von Gloster oder der Lady Macbeth so zu zeichnen, daß es uns nun doch wieder menschlich anspricht; ganz zu schweigen von Shylock, der mit diesen mildernden Zügen vielleicht allzu reich ausgestattet worden ist.

Wer den Gedanken der Wechselbeziehung zwischen Furcht und Mitleid weiter verfolgt und an einer größeren Zahl von Beispielen prüft, der wird den psychologischen Scharfblick bewundern, mit welchem Aristoteles aus der ganzen Fülle menschlicher Empfindungen dieses eine Paar herauserkannte, um nach ihm die Wirkung der Tragödie zu bestimmen. Aber was meint er damit, daß durch Erregung von Mitleid und Furcht diese Affekte in uns gereinigt werden sollen? In der Beantwortung dieser Frage liegt eigentlich der Schwerpunkt von Lessings Erklärung. Jede Leidenschaft ist verwandt mit einer bestimmten edlen Denkart, und es muß möglich sein, die Leidenschaft zu dämpfen oder, wo sie nicht stark genug erregt war, so zu entflammen, daß die häßlichen Schlacken verschwinden und das edle Element allein hervortritt. Solche „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" ist nach Lessing das, was Aristoteles als Reinigung (mit dem griechischen Ausdruck: Katharsis) der Leidenschaften bezeichnete. Die Tragödie soll in Bezug auf Mitleid und Furcht diese Reinigung bewirken, d. h. sie soll das rechte Maß beider Empfindungen sowohl in denen herstellen, die von Natur zu sehr, als in denen, die zu wenig dazu geneigt sind. Damit ist die besondere Aufgabe abgegrenzt, mit welcher die tragische Kunst an dem gemeinsamen Berufe aller Poesie, den Menschen zu bessern, teilnimmt.

Diese Deutung der Aristotelischen Katharsis hat lange Zeit als unanfechtbar gegolten; und doch leidet sie an recht ernsten Schwierigkeiten. Daß die wiederholte Vorführung mitleidwürdiger Schicksale den Hartherzigen durch Rührung erweichen, den Weichmütigen durch Gewöhnung abhärten kann, müssen wir wohl zugeben. Wie aber der Feigling durch öftere Erregung seiner Furcht mutig werden könne, und inwiefern es ein hoher sittlicher Zweck sei, dem gar zu Mutigen ein gewisses mittleres Maß von Furcht beizubringen: auf diese Frage ist

Lessing die Antwort schuldig geblieben. Er hat es überhaupt unterlassen, seine Theorie an konkreten Beispielen zu erproben; und wenn andere nach ihm etwas Ähnliches unternahmen, so dachten sie dabei nicht mehr an eine Prüfung. Der Respekt vor Lessings Namen duldete keinen Widerspruch; und wenn die von ihm gefundene Formel weder auf Sophokles' Antigone noch auf Shakespeares Othello noch auf Goethes Egmont noch auf irgendeine wirkliche Tragödie recht passen wollte, so tat man lieber der eigenen Logik, der Sprache, dem natürlichen Verständnis der Dichtwerke Gewalt an, als daß man an der Richtigkeit jener Formel gezweifelt hätte. Sie blieb bestehen, durch eine sorgsam gepflegte ästhetische Termionologie mit schützendem Dämmerlicht umgeben. Und so war bald, um ein Wort von Jakob Bernays zu wiederholen, „,tragische Reinigung der Leidenschaften' in die zahl„reiche Klasse ästhetischer Prachtausdrücke übergegangen, die jedem „Gebildeten geläufig und keinem Denkenden deutlich sind".

Dabei ist denn schon der Name des Gelehrten genannt, dem es vorbehalten war zu ergründen, was Aristoteles mit seiner Definition der Tragödie wirklich gewollt hat.[3]) Im Mittelpunkte stand ja der Begriff der Katharsis; wir müssen den griechischen Namen festhalten, denn um seine Übersetzung wird gestritten. Allerdings heißt καθαίρειν „reinigen" und das davon abgeleitete Substantiv „Reinigung"; aber dasselbe Wort ist zugleich — und darauf hatte vor Bernays niemand geachtet — ein technischer Ausdruck der medizinischen Wissenschaft und bedeutet die Ausscheidung eines Krankheitstoffes. Diese vollzieht sich nicht immer von selbst; oft muß der Arzt sie künstlich hervorrufen, indem er die im Körper vorhandene Disposition durch Reizmittel steigert, die zerstreuten Keime der Krankheit an einen Punkt sammelt und dort zu einer vielleicht schmerzhaften, aber für die Folge befreienden Entladung bringt. Dieses Verfahren, von dem die moderne Medizin glänzende Beispiele besitzt, dessen mögliche Ausdehnung auf eine neue Gruppe von Fällen ganz vor kurzem die Gemüter lebhaft erregt hat, war auch den Alten bekannt, nicht zum wenigsten dem Aristoteles. Er war der Sohn eines Arztes, bereitete sich selbst in seinen Studien auf diesen Beruf vor und übte ihn kurze Zeit aus; und wenn später die unvergleichliche Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Begabung ihn ganz andere Wege

---

[3]) Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie, Breslau 1857. Von neuem gedruckt in „Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama", Berlin 1880.

geführt hat, so blieb er doch der vom Vater überkommenen Geistesrichtung immer getreu. Davon zeugt die Vorliebe und das Geschick, womit er schwierige Verhältnisse in anderen Zweigen des Wissens durch Beispiele aus der Medizin anschaulich macht. Einen Fall dieser Art haben wir bei der Katharsis.

An einer Stelle seines großen Werkes über Politik handelt Aristoteles von den verschiedenen Arten von Musik, für deren Veranstaltung in einem guten Staate gesorgt sein müsse, und nennt als eine für sich bestehende die, welche Verzückung (ἐνθουσιασμός) bewirke. Damit berührt er eine Erscheinung des Gemütslebens, die uns Nordländern ebenso wenig geläufig ist wie die besondere Art öffentlicher Vergnügungen, zu der sie den Anlaß gegeben hatte. Aristoteles meint, die Anlage zur Verzückung sei in allen Menschen in höherem oder geringerem Grade vorhanden, in einigen aber so stark, daß sie häufigen Anfällen dieser Gemütsbewegung ausgesetzt seien. Solche Verzückte nun würden, wenn sie bei der heiligen Feier der Orgien Lieder, die das Gemüt berauschen, auf sich hätten wirken lassen, nachher beruhigt, gleichsam als hätten sie ärztliche Kur und Katharsis erfahren. Damit ist denn der medizinische Begriff auf das psychologische Gebiet übertragen: der Hang zur Verzückung beunruhigt und quält den damit Behafteten wie der Keim einer Krankheit, der in ihm steckt; wenn dann aber durch äußere Reizungen das verzückte Gemüt zu einem leidenschaftlichen Ausbruch getrieben worden ist, so fühlt es sich erleichtert und das Gleichgewicht der Seele ist für einige Zeit wieder hergestellt. Uns sind die Tatsachen, von denen der griechische Gelehrte hier spricht, etwas Fremdes; aber das wissen auch wir, daß leidenschaftliche Regungen mannigfaltiger Art nur dadurch besänftigt werden können, daß man ihnen von Zeit zu Zeit gestattet, sich auszutoben. Deshalb können wir nun leicht folgen, wenn Aristoteles zu den Stimmungen, die mit Katharsis zu behandeln seien, auch die mitleidige und furchtsame rechnet. In gewissem Grade ist ein jeder zu diesen Affekten disponiert und durch sie beunruhigt; werden sie einmal bis zu heftigem Ausbruch gesteigert, so tritt eine mit Lustgefühl verbundene Erleichterung ein: und den unschädlichen Genuß solcher Erleichterung dem Menschen zu verschaffen ist die Aufgabe der Tragödie.

Die Erklärung der Katharsis stand im achten Buche der Politik (Kap. 7) von jeher zu lesen; das Verdienst von Jacob Bernays lag nur darin, daß er die Stelle genau ansah und dann von ihr aus die Verbindungslinie nach der in der Poetik gegebenen Definition der Tragödie

zog. Aber freilich, auf diesem Genau-hinsehen und auf diesem Ziehen einer neuen Verbindungslinie beruht ein guter Teil aller wissenschaftlichen Entdeckungen. Und daß gerade in unserem Falle, „so allgemein anerkannt heute das Resultat ist und so selbstverständlich es manchem erscheinen mag", doch eine nicht ganz gewöhnliche Geisteskraft dazu gehörte es zu finden, das beweist der Sturm der Entrüstung, der sich bald nach dem Erscheinen der Bernaysschen Arbeit, im Jahre 1857, gegen ihn erhob, und die Flut von Widerlegungen, mit denen man den Felsen seines Beweises hinwegzuschwemmen hoffte.[4]) Gleich von vornherein verargte man es ihm, daß er pietätlos gegen Lessing vorgegangen sei. Wir erleben es ja täglich, und oft in Fragen die wichtiger sind als die nach dem Wesen der Tragödie, daß den Namen eines großen Mannes diejenigen am lebhaftesten bekennen, die am wenigsten einen Hauch seines Geistes verspürt haben. Wenn es einmal einem starken und kühnen Denker, der an überlieferten Ansichten rücksichtslose Kritik übte, wirklich gelungen ist den Widerstand der trägen Welt zu besiegen und die Menschen für kurze Zeit in den Flug seiner Gedanken mit fortzureißen, so kann man sicher sein, daß sie auf dem Punkte, bis zu dem er selbst sie gebracht hat, um so hartnäckiger still stehen und einen Mann, der, von gleichem Geiste erfüllt, es unternehmen will sie weiter zu führen, mit demselben Eifer verketzern werden, mit dem sie oder ihre Vorfahren der Belehrung des ersten widerstrebt hatten. Es ist so viel leichter, die Formel, in die jener das Resultat seiner Forschung etwa gefaßt hat, ihm nachzusprechen, als die Entschlossenheit des Denkens, durch die er solchen Gewinn erworben hatte, ihm nachzuüben. Das zweite tat Bernays. Wenn also der streitbare Lessing zuerst den Deutschen ein richtiges Verständnis der dramatischen Poesie eröffnet und besonders die unklaren

---

[4]) Unter den Gegenschriften ist die von Leonhard Spengel (Über die κάθαρσις τῶν παθημάτων. Ein Beitrag zur Poetik des Aristoteles. München 1859) dadurch wichtig, daß Bernays ausführlich darauf geantwortet hat. Seine Antwort (Rhein. Museum 1859) ist in der neuen Ausgabe von 1880 wieder mit abgedruckt. [Aus neuerer Zeit war bemerkenswert: Hans Laehr, Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles (Berlin 1896), die Studie eines praktischen Arztes, der von seiner Wissenschaft aus die Bernaysche Deutung bestritt und den Versuch machte, Lessings Theorie von der Reinigung der Leidenschaften wieder zum Siege zu bringen. Und ganz kürzlich erschien (Berlin 1912): Heinr. Otte, Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis? Über die Arbeit von Laehr vgl. meine Besprechung in der Wochenschrift für klassische Philologie, 1897 Sp. 321—324].

Vorstellungen, welche die Franzosen von der Lehre des Aristoteles hegten, zerstreut hat, so verdient derjenige einen Ehrenplatz neben ihm, durch den ein Rest von Dunkelheit, der geblieben war, aufgehellt worden ist.

Doch die Sorge um Lessings Autorität war nicht das einzige, was der Aufnahme der Bernaysschen Abhandlung schadete; auch ihr Inhalt erregte Anstoß. Noch heute, wo man mehr gelernt hat die körperlichen Bedingungen des Seelenlebens ins Auge zu fassen, werden viele Abneigung gegen jene Erklärung empfinden. Man war zu sehr gewohnt, die Erregung, in die uns ein tragischer Gegenstand versetzt, den erhabensten sittlichen Empfindungen beizuzählen, als daß man sich hätte entschließen mögen, sie plötzlich für einen pathologischen Zustand zu halten, demgegenüber die vollkommenste Poesie zur Bedeutung eines guten Arzneimittels herabzusinken schien. Fast noch schlimmer stellte sich die Sache dar, wenn man, die körperlichen Analogien vermeidend, nach psychologischen Erscheinungen suchte, die der Wirkung der Tragödie, wie Aristoteles sie verstanden haben sollte, verwandt wären. Jeder kennt die Neigung, die in gewissen geselligen Kreisen besteht, durch die Erzählung von allerlei Unglück, von Krankheiten und Todesfällen, sich gegenseitig aufzuregen, wobei die Beteiligten nichts anderes bezwecken als ein unbestimmtes Bedürfnis nach Tränen wieder einmal zu befriedigen. Wenn ein Kind ohne rechten Grund weinerlich und mißmutig ist, so ist es ein beliebter pädagogischer Handgriff, ihm durch ein paar derbe Schläge einen wirklichen Anlaß zur Trauer zu geben, der dann schnell vorübergeht und die verdrießliche Stimmung mit wegnimmt. Es klang wie Lästerung des Heiligen, wenn in solchen Zusammenhang die tragische Kunst gestellt wurde, von der Lessing und Schiller gelehrt hatten, daß sie sich an das sittliche Element in uns wende, von der ernste Menschenfreunde hofften, daß sie über den, der der Schule entwachsen und der Kirche vielleicht entfremdet wäre, eine letzte erziehende Macht auszuüben vermöchte.

Vorwürfe dieser Art durfte Bernays getrost über sich ergehen lassen; denn sie konnten nur da gegen ihn gerichtet werden, wo man zwei völlig getrennte Aufgaben miteinander vermischte. Seine Absicht war gewesen, festzustellen, wie Aristoteles über die Tragödie gedacht habe; ob dessen Gedanken richtige oder verkehrte waren, blieb eine offene Frage. Man muß nur die naive Vorstellung aufgeben, als ob „das Richtige" ein für allemal feststehe und in den Ansichten aller bedeutenden Männer überein-

stimmend sich finden müsse. Daß Aristoteles wirklich dem Theater einen erzieherischen Beruf nicht zuschrieb, sagt er selbst an der schon angeführten Stelle der Politik mit klaren Worten. Eine „unschädliche Freude", meint er, solle es den Menschen bereiten[5]); einem jeden aber gewähre das allein Vergnügen, was seiner Natur entspreche: deshalb müßten die Künstler die Freiheit haben sich dem Geschmack des Publikums anzupassen. Das Publikum aber sei doppelter Art, ein freies und gebildetes einesteils, anderenteils ein gemeines, aus niederen Handwerkern, Tagelöhnern und dergleichen bestehendes. Auch für den unedlen Geschmack solcher Leute müßten Aufführungen und Schaugenüsse eingerichtet werden. — Es ist leicht, gegen eine Gesinnung, wie sie sich hier äußert, mit sittlichem Unwillen zu protestieren; aber es dürfte schwer sein nachzuweisen, wie das Zusammenleben einer mannigfaltigen menschlichen Gesellschaft auf die Dauer möglich sei, ohne daß die von dem alten Philosophen gestellten Forderungen erfüllt werden. Und in unserer Zeit jedenfalls ist tatsächlich, wenn auch größtenteils ohne staatliche Mitwirkung, für die Ansprüche, die der unedle Teil des Publikums ins Theater mitbringt, sehr viel reichlicher gesorgt als für die feineren Bedürfnisse gebildeter und freier Menschen.

Aber es ist nicht meine Aufgabe, die sozialpolitischen Lehren des Aristoteles zu verteidigen. Mag er doch unrecht haben, wenn er dem Gesetzgeber zumutet darauf zu achten, daß auch ein verschrobener Geschmack im Theater Befriedigung finde: darum kann seine Ansicht von der Wirkung der Tragödie doch immer auf einer wertvollen psychologischen Beobachtung beruhen; und dies wieder könnte der Fall sein, ohne daß die von ihm aufgestellte Definition eine vollkommene wäre. Nachdem wir deren Sinn erkannt haben, müssen wir versuchen ein Urteil über ihre Richtigkeit zu gewinnen. Auffallend ist es immerhin, daß die ethische Bedeutung der Poesie mit keinem Worte berührt wird. Zu den Tragödien, an denen Aristoteles seine Begriffe gebildet hatte, gehörte doch auch Sophokles' Pholoktet, in dem ganz ähnlich wie in unserer deutschen Iphigenie ein auf List und Betrug künstlich gebauter Plan durch die

---

[5]) Dazu stimmt es, daß auch in der Poetik (Kap. 14) als das für den tragischen Dichter Maßgebende der Genuß (ἡδονή) der Zuschauer vorausgesetzt wird: „Nicht jede Art von Genuß soll man bei der Tragödie suchen, sondern „nur den ihr eigentümlichen. Da nun aber der Dichter den auf Mitleid und „Furcht beruhenden Genuß (und zwar) durch Nachahmung erzeugen soll, so „muß er den Grund dazu in die Handlungen legen."

Wahrheitsliebe eines reinen Gemütes zunichte wird, gehörte Antigone, die mit beinahe christlicher Klarheit lehrt, wie man Gott mehr gehorchen solle als den Menschen. Und wer etwa zweifeln wollte, ob wir nicht mit solcher Auffassung etwas Fremdes in die antiken Dichtwerke hineintragen, der würde durch ein merkwürdiges Stück griechischer Poesie widerlegt werden, in dem der Geist von drei großen Dramatikern in eigentümlicher Weise zusammengedrängt ist. Aristophanes führt uns in einer seiner Komödien (Frösche V. 1004 ff.) in die Unterwelt, wo Äschylos und Euripides über den Wert ihrer Tragödien streiten. Äschylos sucht zu beweisen, daß er mit den seinigen Nutzen, der andere Schaden gestiftet habe; darüber aber sind beide einig und gerade Euripides spricht es aus, daß die Veredlung der Menschen es ist, wodurch ein Dichter Anspruch auf Bewunderung erwirbt. Das war die Anschauung, die der Dichter bei seinem Publikum voraussetzte, in der also die Athener der besten Zeit übereinstimmten mit unseren großen Dichtern des vergangenen Jahrhunderts.

Einen freilich von diesen, und gerade den größten, müssen wir ausnehmen. Goethe hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er mit seiner Dichtung nicht das Ziel verfolgte, die Menschen zu bessern, und in einem kleinen Aufsatze seiner reifsten Jahre, den er „Nachlese zu Aristoteles Poetik" überschrieben hat, lehnt er auch allgemein dieses Ziel ab: keine der Künste vermöge auf Moralität zu wirken, und es sei immer falsch wenn man solche Leistungen von ihnen verlange; Philosophie und Religion vermöchten dies allein. Mit Bezug auf die Tragödie im besonderen setzt er hinzu: „Wer auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen, inneren „Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien „und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern „das Gemüt und das, was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen „und einem vagen, unbestimmten Zustande entgegenführen." Das kommt der Meinung des Aristoteles ziemlich nahe. Wir haben also das wunderliche Verhältnis, daß zwar viele und bedeutende Dichter der verschiedensten Zeiten und Völker der Tragödie einen moralischen Zweck zuschreiben, daß aber gerade der gewaltigste Dichter unseres eigenen Volkes ihn ebenso entschieden ausschließt, wie der nüchternste Gelehrte des Altertums es getan hatte.

Vielleicht gelingt es doch noch diesen Widerspruch zu lösen. Lassen wir ihn für einen Augenblick zurücktreten und betrachten einen anderen befremdlichen Zug in der aristotelischen Theorie, zu dessen Rechtfertigung

Goethe nicht angerufen werden könnte. Wir vermissen in ihr jede Andeutung von dem freien Schaffen des Dichters, die Tragödie erscheint als eine künstliche Veranstaltung, die einem vorher gesetzten Zwecke dient und in ihrer ganzen Anlage auf ihn berechnet ist. Goethes Dichtungen sind auf andere Art entstanden. Er selbst schildert uns das verborgene Werden dramatischer Ideen in dem Teil seiner Selbstbiographie, der die letzten Frankfurter Jahre umfaßt (Buch XV). Aufgeregt durch das erwachende Gefühl des Gegensatzes, in dem tief und ernstlich denkende Menschen der Welt gegenüberstehen, bedrückt von dem „allgemeinen Menschenschicksal", das immer „denen am schwersten aufliegt, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln", sucht er nach einem Halt, um sich im Gleichgewichte zu behaupten, und findet ihn in seinem produktiven Talent. „Es verließ mich", so schreibt er, „keinen Augenblick; „was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters „nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen auftat, erschien „mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Teil eines schon „vorhandenen." Wechselvolle Bilder, zu denen mannigfaltige Lektüre und eine immer reicher sich entwickelnde Lebenskenntnis den Stoff geben, denen lebendig schaffende Phantasie schnell bestimmtere Form verleiht, umspielen den Geist des Dichters; es gilt nur zuzugreifen und die schwankenden Gestalten festzuhalten. Freilich wollen sie dann nicht immer verweilen; neue drängen sich vor, aus der unbewußten Tiefe der Seele aufsteigend, und fordern ihr Recht: der empfangende Geist muß folgen, er gehorcht der gebietenden Stunde. Die Briefe aus Italien erzählen mehr als einmal[6]) davon, wie poetische Entwürfe auftauchen und verschwinden oder einander verscheuchen, als wären es Gespenster, die den Dichter verfolgen und sich um seinen Besitz streiten. Zuletzt siegt doch bei Goethe immer wieder die schöpferische Kraft. An jener Stelle von „Wahrheit und Dichtung" vergleicht er sich selbst mit Prometheus, der den Göttern zum Trotz Menschen bilde, ein Geschlecht, das in Freude und Leid ihm gleich sei. Kein Wunder denn, daß der Odem, den er diesen Geschöpfen einhauchte, sein eigener war; sie sind Stücke seines Wesens, ihr Tun und Leiden ein Teil seines Lebens. „Alles

---

[6]) Brief aus Bologna vom 19. Oktober 1786: „Ich wollte meine Arbeit „an Iphigenie fortsetzen, aber was geschah? Der Geist führte mir das Argu„ment der Iphigenie von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden". Dazu ein Brief aus Palermo vom 17. April 1787.

was von mir bekannt geworden", sagt er einmal selbst (W. u. D. VII), „sind nur Bruchstücke einer großen Konfession."

Damit hat er die innerste Natur alles dichterischen Schaffens bezeichnet. In Schillers Dramen erkennt auch ein blödes Auge den Läuterungsprozeß des Autors; sich befreite er von den Leidenschaften, die in ihm stürmten, indem er Menschen darstellte, die von ihnen erfüllt waren, und Konflikte, in denen sie zum Austrag kamen. Shakespeare hat nicht jeden seiner Helden so durch und durch mit seinem Herzblut getränkt wie den einen Hamlet; aber aus seinem Geist und Gemüt geboren sind sie alle: durch die inneren Kämpfe, in denen sie sich aufreiben, hat er selbst sich hindurchgerungen. Ibsens Entwicklung in seinen Dramen zu verfolgen hat man versucht; er steht uns noch zu nahe, als daß es recht gelingen könnte. Eine spätere Zeit wird dies erkennen. Hauptmanns Dramen kann man zum Teil nur aus ihrem biographischen Zusammenhang verstehen, was denn freilich kein Vorzug ist. Für den modernsten der alten Tragiker, Euripides, hat sich philologische Interpretation mit Erfolg bemüht, die feinen Beziehungen zwischen Leben und Dichtung aufzuspüren und die Stellen zu deuten, an denen in Wechselrede und Chorgesang das eigene Ich des ernsten Mannes unfreiwillig und vielleicht etwas zu offen hervorbricht.[7]) Wer möchte zweifeln, daß auch die Verfasser des Ödipus und der Orestie nicht nach kaltem Plane ihre Dramen konstruiert, sondern daß sie deshalb gedichtet haben, weil ihr Herz von Schmerz und Lust voll war und ein Gott ihnen verliehen hatte das auszusprechen, was jeden quält und was doch die meisten stumm in sich tragen müssen. —

Hier verschwindet nun in der Tat jener Widerspruch zwischen der ethischen Wirkung, die jede große Tragödie ausübt, und dem Urteil Goethes, der ihr einen ethischen Zweck absprach. Unerbittlich und rätselhaft und furchtbar steht das Schicksal dem Sterblichen entgegen; er

---

[7]) Vorangegangen ist auch hier Wilamowitz, durch ihn angeregt die Art, wie Ewald Bruhn in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Bakchen (Berlin 1891) den Sinn dieses Dramas psychologisch entwickelt hat. [Seit diese Bemerkung zum ersten Male gedruckt wurde, sind die angedeuteten Forschungen in erfreulichster Weise weitergegangen. Auf Wilamowitz' Bearbeitung der Orestie, im zweiten Bande seiner „Griechischen Tragödien" (1899 und 1901), auf Bruhns erklärende Ausgabe des König Ödipus und der Antigone und die Würdigung, die das zweite Stasimon der einen (Εἴ μοι ξυνείη φέροντι), der Charakter Kreons in der andern Tragödie dort gefunden hat, braucht nur verwiesen zu werden].

müßte vergehen, wenn das Bewußtsein davon ihn niemals verließe. Da ergreift ihn die Tragödie, um die Angst erst recht aufzuwühlen, die in ihm schlummert. Der Menschheit ganzen Jammer muß er mitleidend genießen, sein kleines Selbst fühlt er zu ihrem Selbst erweitert und erzittert in wollüstigem Schauer der Furcht vor der geheimnisvollen Macht, von der die Welt beherrscht wird. Aber wenn die gewaltsame Steigerung der Gefühle vorüber ist, so tritt Erleichterung und Ruhe ein. Allerdings ist dieser Vorgang ein pathologischer, der mit sittlicher Veredelung nichts zu tun hat; doch unwillkürlich und unvermeidlich verbindet sich mit ihm ein anderer. Es war ja nicht das menschliche Geschick selber, das uns erfaßte, sondern das Geschick in der Darstellung des Dichters. Sein Geist ist es im Grunde, zu dem der unsrige erweitert wird, sein Auge, mit dem wir die Welt betrachten lernen. Wenn es also wahr ist, daß jede echte Dichtung aus dem eigenen Leben ihres Verfassers erwachsen ist, daß sie einen Schritt seiner Entwicklung, ein Glied aus der Kette seiner Seelenkämpfe wie in einem Bekenntnis festhält, so wird uns, indem wir sie auf uns wirken lassen, das Glück zu Teil, ein Stück aus dem Innenleben des Dichters mitfühlend und mitdenkend zu begleiten. Und das wird uns freilich, wenn anders der Dichter es wert war daß wir uns ihm ergaben, stärker und größer und besser machen. Er selbst aber würde diese wie jede Wirkung seiner Poesie stören, wenn er ungeschickt daran erinnerte, daß er eigentlich zwischen uns und den menschlichen Schicksalen steht, die er im Drama entfaltet; und diesem Fehler wird er um so sicherer entgehen, je ferner ihm die bewußte Absicht gelegen hat zu bessern und zu bekehren.

Damit sind wir denn freilich zu einer Erkenntnis gekommen, die ebenso unmodern ist wie die Frage, von der wir ausgingen: daß man im geistigen und sittlichen Leben einen heilsamen Erfolg gerade dann vereitelt, wenn man ihn auf direktem Wege zu erreichen trachtet. Nicht nur die öffentliche Meinung ist vom Gegenteil überzeugt — das war sie wohl zu allen Zeiten —, auch Staatsmänner und Künstler des Tages glauben, daß man Ansichten, deren Verbreitung erwünscht sei, nicht handgreiflich und nicht unmittelbar genug mitteilen könne. Zu dem Gesinnungsunterricht, der von unsern Schulen verlangt wird, ist die Tendenzpoesie, die sich auf der Bühne breit macht, das würdige Gegenstück, gleich unerfreulich und gleich vergeblich. Noch niemals hat Moral, in Begriffe und Lehrsätze gefaßt, die Schwachen erzogen. Das, was sie packt und emporhebt, was sie weiser und besser macht,

ist immer nur die Persönlichkeit eines starken und edlen Menschen, der, ohne es vielleicht zu wissen, in ihr Dasein eingreift und sie in das eigene Wirken mit fortreißt. Wohl dem, der einen Lebenden findet, dem er sich anschließen, an dem er werden kann. Wer dies Glück aber entbehren muß, mag sich mit der Gewißheit trösten, daß die großen Geister der Vergangenheit in ihren Werken lebendig sind und daß für jeden, der eintreten will, der erlesenste Kreis versammelt ist und immer bereit steht, ihn zu vertrauter Gemeinschaft zu empfangen.

VI.

Die Hauptperson im Drama.

[Aus Düsseldorfer Vorträgen, Februar 1904.]

Daß nicht jedes Drama einen Helden zu haben braucht im eigentlichen Sinne des Wortes, versteht sich von selbst, zumal seit auch die Tragödie von den Höhen des Lebens in die Niederungen herabzusteigen gelernt hat. Aber eine Hauptperson, meint man, müßte überall vorhanden sein, um die sich das Interesse der Mithandelnden wie der Zuschauer sammelt; und wo zwei oder mehrere sich diesen Titel streitig machen, da könnte doch eine Prüfung ihrer Ansprüche nötig und nützlich sein, weil man hoffen dürfe, auf diesem Wege das Ganze besser zu verstehen.

Ob dies zutrifft, muß der Versuch zeigen. Doch nach welchem Maßstabe soll geurteilt werden? Sicher nicht nach dem äußerlichen, wie lange ein jeder auf der Bühne bleibt oder wie viel er zu sprechen hat; die Entscheidung muß darin liegen, wer am meisten Anteil hat am dramatischen Leben. „Dramatisch" sind — nach Freytags Erklärung, an deren Stelle man kaum eine bessere wird setzen können, — die starken Seelenbewegungen, die sich bis zum Wollen und Tun verhärten, und die, welche durch ein Tun aufgeregt werden; „also das Ausströmen „der Willenskraft aus dem tiefen Gemüt nach der Außenwelt und das „Einströmen bestimmender Einflüsse aus der Außenwelt in das Innere „des Gemütes; also das Werden einer Aktion und ihre Folgen auf das „Gemüt. Nicht dramatisch ist die Aktion an sich und die leidenschaftliche „Bewegung an sich." Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die Personen in Goethes Iphigenie, so zeigt sich deutlich, wie der Anteil an der äußeren Handlung etwas anderes ist als der an der seelischen Entwickelung. Pylades, der die eine zeitweise leitet, tritt in Bezug auf die andere merkbar zurück: er ist der einzige, der von Iphigenie keinerlei Einwirkung erfährt.

„In Shakespeares 'Julius Cäsar' bezieht sich alles auf den Begriff, „daß die Besseren den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, „weil sie irrig wähnen in Gemeinsamkeit wirken zu können": so urteilte Goethe. Ist das wirklich der Grundgedanke der Tragödie? Dann müßte

sie uns doch auch zeigen, wie Cäsar das Reich, das man ihm nicht gönnen will, besser zu regieren weiß, wie er mit Klugheit und Kraft die Herrschaft an sich bringt und verwaltet. Aber davon erfahren wir nichts unmittelbar: weder die Macht erwirbt er vor unsern Augen noch den Haß, der durch ihren Besitz geweckt wird. Von Anfang an ist die Situation gegeben, in die der Plan der Verschworenen eingreift. Von Cäsars Größe hören wir nur erzählen, am meisten ihn selbst — in den wenigen Szenen, in denen er überhaupt auftritt. So besonders zuletzt im Senat, wo er den Metellus Cimber, der sich für seinen verbannten Bruder verwendet, „wie einen Hund" hinwegstößt und gleich darauf den anderen, die sich mit flehentlicher Bitte anschließen, verkündigt:

Ich würde wohl gerührt, wär' ich wie ihr;
Flehn rührte mich, könnt' ich um Rührung flehn.
Doch ich bin standhaft, wie der Nordstern ist,
Deß wahrhaft feste, ruhende Natur
Nicht ihresgleichen hat am Firmament.

Sollen wir diesem hochtönenden Selbstzeugnis glauben? Soeben hat er sich doch von Decius Brutus durch eine recht plumpe List gewinnen lassen, gegen seine ursprüngliche Absicht die Sitzung zu besuchen. Hier erleben wir also eine Einwirkung von außen auf seinen Entschluß; aber ist sie von tragischer Art? heldenhaft? eines großen Mannes würdig? Und das bei einem Dichter, dem es ein Spiel gewesen wäre, mit wenigen Strichen den großen Mann zu zeichnen!

Edward Dowden hat versucht, in anderem Sinne Cäsar zum „Protagonisten" der Tragödie zu machen: „Nicht der Cäsar ist es, dessen „körperliche Erscheinung hinfällig ist, dessen Geist an Kraft und fest„auftretender Energie abnimmt, der allen Zufälligkeiten des Geschickes „ausgesetzt ist. Diese körperliche Gegenwart Cäsars kommt erst in zweiter „Linie in Betracht; und wenn sie verschwindet, kann wohl auch Octavius „die Stelle ausfüllen. Es ist der Geist Cäsars, der die ganze Tragödie „beherrscht." Der erscheint in der Tat vor unsern Augen dem Brutus nachts im Zelte, während er seinen trüben Gedanken nachhängt; und bei Philippi, wo er ihn wiedersehen sollte, erkennt Brutus sein Wirken. Beim Anblick der beiden Freunde, die sich selbst den Tod gegeben haben, ruft er aus:

O Julius Cäsar, du bist mächtig noch!
Dein Geist geht um und wendet unsre Schwerter
In unser eigen Fleisch.

Aber ist dieser Geist ein Wesen, für das wir etwas empfinden wie für den des alten Hamlet, eine Person, an deren Schicksal wir Anteil nehmen, für die wir noch Furcht und Mitleid fühlen könnten? — Die Erscheinung im Lager bei Sardes ist nach einer Andeutung bei Plutarch höchst eindrucksvoll gestaltet; der genaue Anschluß an die Quelle ist hier viel besser gelungen als in dem Intermezzo mit dem Poeten in der vorhergehenden Unterhaltung zwischen Brutus und Cassius. Den Gedanken aber hat Shakespeare nicht gehabt — denn, er habe ihn gehabt und nicht vermocht ihn deutlich zu machen, wird doch niemand behaupten wollen — daß auf diese Weise Cäsar als tätige und leidende Person fortlebend erscheinen sollte.

Eine neue Wendung hat Bulthaupt der Erklärung des englischen Gelehrten gegeben: „Das, was sich dem Brutus in gespenstischer Erscheinung mit dem Orakelwort 'Bei Philippi sehen wir uns wieder' anzeigt, ist dasselbe ungreifbare, unkörperliche Etwas, das zu Cäsars Lebzeiten mit ihm herrschte, das seinen körperlichen und geistigen Verfall überdauert hat und das nun auch seinen Tod siegreich überdauert." Für diese Auffassung ist Cäsars Geist nicht seine abgeschiedene Seele, sondern eine Idee, die „Cäsarenidee, gegen welche Brutus und Cassius vergebens kämpfen". Doch mag man immerhin einen politischen Gedanken, des Kaisertums, „Cäsars Geist" nennen, mit ihm hat dann der, vor dessen Erscheinen in einsamer Nacht Brutus erschrickt, nichts mehr zu tun; es ist bloß ein Doppelsinn des Wortes, womit gespielt wird. Und noch schwerer wiegt ein anderer Einwand: der lebende Cäsar in den wenigen Szenen der drei ersten Akte ist ja gar nicht der weltgeschichtliche große Mann, vielmehr ruhmredig, eitel, abergläubisch, eigensinnig und doch bestimmbar. Aber gerade darin findet Bulthaupt eine Bestätigung seiner Ansicht: „Der allgewaltige Weltbeherrscher, der Mann, dem nichts widerstand, ist nicht mehr, als uns der alternde Cäsar am Tage des Luperkalienfestes zum ersten Mal entgegentritt. Doch aus dem Wirken seiner besten Jahre hat sich ein ideales Cäsarbild losgelöst, das unzerstörbar ist und das bleibt, ob nun der leibliche Mensch ihm entspricht oder nicht." Also: schon im ersten Teile ist nur noch die Vorstellung von Cäsar das mächtig Herrschende, Cäsar selbst hat sich überlebt; dazu stimmt dann der zweite Teil, wo er geradezu tot ist. Und ein solches Denkbild — ganz abgesehen davon, daß es als wirkend oder nur vorschwebend nirgends angedeutet ist — soll das sein, was einer Tragödie den menschlich ergreifenden Gehalt gibt, soll ein Wesen sein, für dessen Schicksal wir hoffen und fürchten?

Dabei bleibt in dieser Theorie doch noch ein Anstoß, den Bulthaupt selber hervorhebt: die Streitszene des vierten Aktes, für sich betrachtet eine der größten poetischen Taten Shakespeares, werde auch nicht durch die schwächste Klammer mit dem Voraufgegangenen verbunden, geschweige denn daß sie organisch aus der Handlung erwachse. So etwas ist bei Shakespeare doch sehr unwahrscheinlich. Versuchen wir einmal, von dem was unerklärt blieb auszugehen, Brutus, der hier im Mittelpunkte des Interesses steht, für die Gesamthandlung so hinzustellen.

Von Beginn an ist bei Cassius der Plan fertig; die wichtigste Frage, ob Brutus teilnehmen wird. Alles kommt darauf an, ihn zu gewinnen. Es gelingt, und dabei spricht die Erinnerung an das Verdienst seines Ahnherrn, das ihm eine besondere Verpflichtung auferlege, wesentlich mit. Überhaupt sind seine Motive andere als die der andern, durchaus reiner Art. Er will nicht, daß die innerlich zu heiligem Zwecke Verbundenen sich noch äußerlich durch einen Eid binden; nachher, als das Werk vollbracht ist, widerstrebt er jedem weiteren Morden. So rettet er den Antonius, und das wird allen zum Verderben. Brutus Verhalten hier ist nicht Schwäche, sondern Edelmut. Als zart empfindender Mensch erscheint er im Verhältnis zu seiner Frau, zu seinem Sklaven. Er hat geglaubt, ein hohes und gutes Ziel durch ein Verbrechen erreichen zu können, um nachher wieder gut und edel zu sein, und muß erfahren, wie die böse Tat nicht als ein Abschluß stehen bleibt, sondern den, der sich ihr geweiht hatte, weiter drängt. Immer tiefer gerät er in Widerspruch mit sich selbst; der Zweck, um dessen willen er mit Verrätern und Mördern gemeinsame Sache gemacht hatte, wird verfehlt, weil er im Morden nicht konsequent sein wollte, und doch wird er immer mehr zum Gemeinen hinabgezogen. Dies ist der Sinn jener großen Szene mit Cassius, die durch bitteren Streit zu matter Versöhnung führt: Brutus bäumt sich dagegen auf, an den Schlechtigkeiten seines Genossen mitschuldig zu werden. Die vorwurfsvolle Erscheinung des Geistes, die unmittelbar folgt, ist, in der Psychologie des Dichters, ein Ausdruck der Stimmung, in der sich ein krankes Gemüt mit Selbstanklagen quält. Nachher die Niederlage bei Philippi braucht den inneren Zustand der Zerrüttung nur noch äußerlich zu bestätigen. Kurz vor dem Tode sagt er zu den Seinen:

Mein Herz ist froh, daß ich im ganzen Leben
Nie einen Menschen fand, der mir nicht treu war.

Und e r mußte zum Mörder des Freundes werden! Daher sind völlig überzeugend seine letzten Worte; wir glauben es ihm, daß er nicht halb so froh gegen Cäsar den Stahl gezückt hat wie nun gegen sich selbst. Die Sieger finden ihn, und Antonius sagt:

> Er war der Edelste von ihnen allen;
> Denn jeder der Verschwornen, bis auf ihn,
> Tat, was er tat, aus Mißgunst gegen Cäsarn,
> Nur er — voll biedrer Sorg' ums Allgemeine
> Und Wohlfahrt aller trat er ihnen bei.
> Hold war sein Leben, und die Elemente
> So wohl gemischt in ihm, daß die Natur
> Aufstehen durft' und aller Welt verkünden:
> Dies war ein Mann!

Wie ein solcher dazu kommt, indem er das Heiligste erstrebt, unendliches Unheil heraufzubeschwören, von dem der eigene Untergang doch nur ein kleiner Teil ist, ja wie er dazu kommen muß, nachdem er einmal den Weg des Verbrechens beschritten hat: das ist die tragische Idee des Stückes. Allerdings enthält sie diesmal den moralischen Begriff von Schuld und Sühne; aber Shakespeare hat alles getan, daß er sich uns nicht plump aufdränge. Nirgends wird von Brutus selbst oder einem der andern das Verabscheuenswerte, das der Mordtat an sich anhaftet, hervorgehoben; nur Antonius verurteilt sie, und nimmt mit Bezug auf Brutus den Vorwurf selber sogleich wieder zurück. Auch ist Cäsar so herrisch und häßlich geschildert, daß die Ermordung — innerhalb der Welt dieses Dramas — fast gerechtfertigt erscheint. Es bleibt die schmerzliche Erfahrung: der Idealist steht fremd im Leben, und es hilft ihm nichts, wenn er sich selbst überwindet, um einmal so zu handeln wie die andern; ein schlauer und rücksichtsloser Macher wie Antonius behält den Sieg.

Ob es mir gelungen ist, zu überzeugen? So viel wird doch wohl klar geworden sein, daß die Frage, wer Hauptperson sei, keine müßige, sondern für die Auffassung der ganzen Tragödie entscheidend ist. Es gibt Bilder, für die man erst den Standpunkt der Betrachtung suchen muß, um das Rechte darauf zu sehen, andere, bei denen, wenn die natürliche Einstellung der Augen geändert wird, ein Vexierbild hervortritt, das sie enthalten. Die Vertreter der Theorie, daß Cäsars Geist die Hauptperson sei, lassen uns in dürftigen Konturen eine Gestalt sehen, die mit dem wirklichen Inhalt des Bildes nichts zu tun hat, und lenken den

Blick ab von dem lebensvollen Gemälde eines ergreifenden Menschenschicksals. —

Über Don Carlos sagt der Dichter selbst, daß sich ihm das Interesse während der Arbeit verschoben habe. In den Jugenddramen verurteilte er den Zustand der Welt, und so anfangs noch in diesem; reifer werdend faßte er Plan und Hoffnung, die Zustände besser zu machen, und Vertreter dieses Gedankens wurde nun der Marquis. Infolgedessen fällt das Ganze wirklich auseinander; die ersten Akte waren schon gedruckt, als Schiller die letzten schrieb. Hier hat also ein Schwanken in der Auffassung, über das der Leser nie ganz hinauskommt, äußere Gründe. Übrigens gibt es eine dritte Möglichkeit, zu der Bulthaupt hinleitet: daß König Philipp der eigentlich tragische Held sei. Der Finstere, Fanatische, Mißtrauische überwindet sich selbst; die Hoffnung auf eine höhere Weisheit, auf ein höheres Menschentum erfaßt ihn, er glaubt an Posa — und wird gerade von diesem verraten. Wer wollte widersprechen, wenn jemand erklärt, daß ihn das, was der König erlebt, tiefer bewege als der freiwillige Tod des Marquis? Schwerlich aber hat es Schiller so gemeint. Und haben wir das Recht, eine Dichtung anders zu verstehen als der Verfasser selbst?

Ich denke doch, wir haben das Recht. Von dem, was ihm vor der Seele steht, deutet der Dichter immer nur weniges an; ein volles Bild wird es erst durch all die Vorstellungen, die im Hintergrunde bleiben. Wer ihn lebendig verstehen will, muß diese hinzubringen: solche Selbsttätigkeit des Lesers oder Zuschauers ist Mühe und Lust zugleich. Nur wer etwas in sich hat, kann es aus sich heraufholen; und nur ein starker Geist vermag uns zu zwingen, daß wir aus uns die Gesamtvorstellung erzeugen, die er gehabt hat, aus der das, was in Worten gesagt ist, nur einen Auszug darstellt. Denn der Dichter, so sagt Goethe in seinem Aufsatz über Shakespeare, „erscheint überhaupt als Epitomator der Natur". Wer den inneren Zusammenhang, die Gesetze der menschlichen Natur, des Lebens und Wirkens in menschlicher Gemeinschaft kennt, wird, wo er ein bedeutendes Stück dieses Lebens zu schildern hat, das Wesentliche herausgreifen, wird in Worten das festhalten, was Anlaß und Anhalt bietet, um das übrige zu ergänzen. Aber Menschenleben und Gesellschaft ändern sich; ebenso ändert sich die Art, wie beides betrachtet wird. Die Betrachter selbst sind heute andere als zur Zeit des Dichters. So kommt, immer noch durch sein Werk hervorgerufen, heute ein anderes Bild zum Bewußtsein als ihm vorschwebte. Das deutsche Volk hat, seit Schiller

den Don Carlos dichtete, politisch viel erlebt, und doch wohl etwas daraus auch gelernt. So könnte sich der Dichter nicht beklagen, wenn einem heutigen Leser König Philipp interessanter wäre als Carlos und selbst als Posa. Er könnte zufrieden sein, daß er mehr gegeben hat als er wollte, ein Bild gezeichnet, das erst spätere Geschlechter nach dem ganzen Reichtum, den es andeutet, würdigen.

Der „Kaufmann von Venedig“ war als Lustspiel gedacht, und als phantastisches Lustspiel. Die Bestimmung über Porzias Hand, das Rätsel der drei Kästchen, der Schuldschein des Antonio, der plötzliche Zusammenbruch seines Vermögens, die Ratlosigkeit des Dogen, der Mummenschanz in der Gerichtsverhandlung, auch nachher noch der Scherz mit den Ringen: das alles sind nicht Züge einer wirklichen Welt. Und der Dichter hat das Seinige getan, um den fernen Schauplatz und die dem Nordländer fremdartigen Menschen in eine Atmosphäre des Märchenhaften zu hüllen. Deshalb darf man hier keinen Maßstab bürgerlicher Rechtschaffenheit anlegen. Übermütige Laune beherrscht alles, und deren Spielball ist der Jude. Daß er zuletzt beraubt, von allen, mit Einschluß seiner Tochter, verhöhnt, ja gezwungen wird sich taufen zu lassen, das wird den adligen jungen Herren in Shakespeares Theater köstlichen Spaß gemacht haben. Für uns ist das gleiche Vergnügen nicht mehr möglich. Der moderne Antisemitismus, so unschöne Blüten er treiben mag, ist doch etwas Ernsthafteres als jenes Possenspiel. Ob nicht auch durch ihn die Unbefangenheit unserer Gerichte hier und da gestört wird, mag man fragen; stärkeren Rechtsschutz als damals hat heute doch selbst der Verhaßte und Verachtete. Und nun gar die Zwangsbekehrung zum Christentum! Sehen wir diese Vorgänge mit unsern Augen an — und andere haben wir nicht — so kann uns Shylock wie ein Märtyrer des Rechtes erscheinen. Rudolf von Ihering hat ihn so verstanden[1]), und bedeutende Schauspieler haben daraus eine wirksame Rolle geschaffen. Der Titel „Lustspiel“ auf dem Theaterzettel wird dabei ganz unverständlich. Ist solche Umdeutung berechtigt?

So viel steht fest: eine Darstellung in dem Sinne, wie Shakespeare das Stück gemeint hat, ist heute undenkbar; weder Spieler noch Zuschauer würden die notwendigen Voraussetzungen mitbringen. Andrerseits ist das, was wir daraus gemacht haben und machen mußten, doch nur eine Fortentwickelung von Ansätzen, die in der Dichtung schon lagen, von ihrem Schöpfer mitgeschaffen waren, wenn auch ohne besondere

[1]) [In einer Anmerkung seiner Schrift „Der Kampf ums Recht“.]

Absicht und vielleicht gar unbewußt. „Nur gleichsam en passant hat er aus seinem reichen Schatze dem Shylock einige tiefere Motive zugeworfen", sagt Rümelin treffend. Dahin gehört es, daß in ihm das Verlangen nach Rache für sein heiliges Volk stärker ist als selber die Habsucht. Auch Antonios männliche Freundschaft, Lorenzos Lob der Musik, Porzias Hymnus auf die Gnade sind Striche zu einem ernsteren Bilde, das nun von moderner Denkweise ausgefüllt wird; dagegen tritt das, was für Shakespeare und seine Zeitgenossen die Hauptsache war, das Possenhafte, für unser Auge in den Hintergrund. Könnte er selbst einer heutigen Aufführung beiwohnen, er müßte sich zufrieden geben: warum hat er Handlung und Personen reicher ausgestattet, innerlicher motiviert, als für eine Komödie nötig war? Nur ein großer Dichter schafft Gestalten, die seine Zeit überleben und, nachdem er sie in die Welt gesetzt hat, ein eigenes Dasein führen. Nur dem schöpferischen Dichter kann es geschehen, daß die Personen in seinem Werke den Lesern näher stehen als er, daß man versucht ist ihn abzuweisen, er solle sich nicht dazwischen stellen, man verstehe die von ihm eingeführten Menschen jetzt vollständiger und richtiger als er selbst.

Zu den poetischen Kunstwerken, die durch die Jahrhunderte weiterleben und sich zu ändern scheinen, weil sich der Sinn derer ändert auf die sie wirken, gehören vor allem die griechischen. In Sophokles' Antigone ist die Heldin, die der Titel nennt, auch Trägerin des Grundgedankens; dem Könige gegenüber spricht sie scharf ihn aus (453 ff.):

> Was du befiehlst, vermöge, dacht' ich, nicht so viel,
> Daß drum ein ungeschriebnes, unverbrüchliches
> Gesetz der Götter brechen dürft' ein Sterblicher.

Daß sie kurz nach der Mitte des Dramas von der Bühne verschwindet, tut ihrer Stellung als Hauptperson keinen Eintrag, weil ihre Tat und ihr Schicksal doch noch weiter den Gegenstand der Verhandlung bilden. Und dieses Schicksal ist so recht ein tragisches: indem sie tut, was ihre Pflicht ist, vernichtet sie sich und ihre Lieben. Auffallend nur, daß im Schlußworte der Chor nicht sowohl der Antigone recht gibt als den Starrsinn des Königs verurteilt:

> Zum Glücke das erste Beding weitaus
> Ist besonnen zu sein. Was den Göttern gebührt,
> Mißachte der Mensch niemals. Hier ward
> Anmaßendes Wort ohne Maßen gebüßt
> Mit schwerem Geschick:
> So lernte Besinnung das Alter.

Nehmen wir dies als das Ergebnis des Geschehenen und blicken von hier aus rückwärts, so erscheinen zunächst die Szenen des zweiten Teiles in etwas anderem Lichte: nicht Antigones Rettung, sondern Kreons Umkehr ist das eigentliche Ziel aller Bemühungen. Und auch der erste Teil schließt eine entsprechende Auffassung wenigstens nicht aus. Kreons Verbot an sich wird von niemand sonst als von Antigone getadelt; er verfährt als legitimer Herrscher, und gegen den Feind der Stadt. Auch Teiresias erzählt zwar von der Verunreinigung der Altäre durch Raubvögel und Hunde, die von dem unbeerdigten Leichnam des Ödipussohnes gefressen haben, doch leitet er daraus keinen Vorwurf ab, nur die Mahnung sich zu besinnen. Kreon hat eine Pflicht zu erfüllen gemeint, hat damit aber — kurzsichtig — eine höhere Pflicht verletzt; jetzt gilt es zur Einsicht zu kommen: das gelingt ihm nicht. Er bleibt starr, und muß schließlich gebrochen erkennen, wie er sein und der Seinen Glück zerstört hat.

Der Gedanke, daß Kreon die Hauptperson sei, war mir früh schon bei der Lektüre gekommen; er wurde bestätigt durch eine Aufführung, die ich — nun auch schon vor vielen Jahren — im Königlichen Schauspielhaus in Berlin sah. Überhaupt, an erschütternder Wirkung stand dieses klassische Drama hinter keinem noch so realistisch-grausigen eines modernen Dichters zurück. Man soll nur nicht meinen, daß bei Sophokles alles milde und heiter, schön und harmonisch sei. So erscheint es uns wohl zuerst in der Hülle einer fremden, edlen, feierlich klingenden Sprache; dringen wir aber hindurch, so weit, daß wir uns Ereignisse und Menschen als wirklich vorzustellen vermögen, was für Schicksale tun sich da auf, was für Leidenschaften! Angefressen und halb verwest liegt der Körper des gefallenen Polyneikes, Antigone wird lebendig begraben, Hämon speit seinem Vater ins Gesicht: das alles wird freilich nur erzählt, doch wir erleben es mit; und in der Phantasie wirkt dergleichen stärker, als wenn versucht würde es auf der Bühne zu zeigen. Als Antigone zum letzten Gange sich anschicken muß, ist in der Heldin das Mädchen erwacht. Der Jammer über das verlorene Leben hat sie ergriffen; nicht in erhabener Ruhe und Würde, sondern in heftiger Bewegung wird sie abgeführt. Vollends Kreon, wie er zuletzt mit wilder Anklage gegen sich selbst wütet, völlig geknickt und zerschmettert, der früher so stolze: in dem gewaltigen Gesamteindruck, mit dem die Tragödie schließt, macht dieses Bild doch den Hauptinhalt. Unser Mitgefühl bleibt stärker für ihn rege, der, zu schanden geworden, weiter leben muß.

Trotzdem wollen wir uns hüten, dieser Empfindung nicht zu viel

einzuräumen. Wenn ein Charakter sich im Laufe des Dramas entwickelt, so wird unser Interesse für ihn erhöht; die Griechen dachten darin anders. Gerade ein Wandel des Charakters erschien ihnen eines Helden nicht recht würdig, dessen Größe vor allem in Festigkeit des Willens beruhen sollte; hieran hat, mit Bezug auf Kreon und Antigone, schon Gustav Freytag erinnert. Ferner hatte die Pflicht der Bestattung für die Alten doch eine noch viel größere Bedeutung als für uns; die Ruhe im Hades hing davon ab, auch durfte das Auge der Himmlischen nicht durch den Anblick einer Leiche befleckt werden. So war es undenkbar, daß Kreon in berechtigter Wahrung der Staatsinteressen gehandelt haben könnte, als er die Bestattung des im Kampfe gegen die Stadt gefallenen Königssohnes verbot, so undenkbar, daß es nicht noch besonders hervorgehoben zu werden brauchte; und erwähnt wird die Verletzung eines göttlichen Gebotes doch auch in dem angeführten Schlußwort. Vielmehr war das Verbot ein Ausfluß der Herrscherlaune Kreons, dessen Charakter der Dichter, damit wir es so verstehen, deutlich gezeichnet hat. Als älterer Mann erst auf den Thron gelangt, fühlt er den Drang seine Gewalt zu betätigen. Daß er selbst einen höheren, reineren Beweggrund, die Sorge für das Wohl der Gesamtheit, angibt und umständlich erläutert, braucht nicht Lüge zu sein. Über nichts irrt sich der Mensch leichter zu seinen eigenen Gunsten als über die Motive seines Handelns: das wußte auch Sophokles[2].) Sein Kreon in der Antigone ist ein „eitler, selbstgefälliger Mensch, der überall „das Bedürfnis hat, eine billige Weisheit zur Schau zu stellen und sich „zu zeigen als den, der das Menschenleben kennt bis auf den Grund, „der jedes einzelne Vorkommnis unter einen allgemeinen Erfahrungsatz „einordnen kann." Von solchem Standpunkt aus verlangt er unbedingten Gehorsam, im großen wie im kleinen, im Gerechten wie im Gegenteil (V. 667). Die selbstbewußte, breitspurige Darlegung seiner königlichen Pflichten und Rechte mußte aber auf die Athener noch einen ganz anderen Eindruck machen als auf uns, die wir eine Identifizierung des Herrschers mit dem Staate (738) doch auch in gutem Sinne zu verstehen gelernt

[2]) [So Ewald Bruhn in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Antigone (1903/04) S. 20. Von ihm stammt die oben verwertete Auffassung von Kreons Charakter, die er ausführlich schon früher dargetan hatte in einem Aufsatze der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum usw. I (1898) S. 248 f. An derselben Stelle hat kürzlich (XXIII, 1909, S. 81 ff.) Hedwig Jordan eine feinsinnige Analyse der Absichten und Kunstmittel des Dichters in dieser Tragödie gegeben und dabei eben dies hervorgehoben und tiefer begründet, wie das ganze Stück nicht nur als Tragödie Antigones, sondern als Drama von Antigone und Kreon gedeutet werden müsse.]

haben. Die Zuhörer des Sophokles konnten nur von Widerwillen gegen Kreon erfüllt werden; unmöglich war es ihnen, an seinem Schicksal mitfühlenden Anteil zu nehmen.

In die Gedanken und Anschauungen einer Zeit, aus der und für die ein Stück wie Antigone gedichtet wurde, können wir uns immer nur mit etwas Gelehrsamkeit hinein versetzen. So lange wir dem natürlichen Empfinden folgen, erscheint uns das Ganze anders, Kreon — wo nicht als die Hauptperson, doch als zweite Hauptperson neben der Heldin. Und dadurch gewinnt das Drama einen reicheren Inhalt. Mögen wir uns bewußt bleiben, daß er ihm erst im Wandel der Zeiten zugewachsen ist; den Keim dazu hat, ohne es zu wollen, der Dichter hineingelegt.

VII.

Torquato Tasso.

[Aus Düsseldorfer Vorträgen, März 1904.]

Eine oft gehörte Rede ist es, in Goethes Schauspiel sei dargestellt, wie in Tasso die Gemütskrankheit allmählich entsteht und schließlich ausbricht. Danach wäre der Ausgang ein schlechthin trauriger. War das die Absicht des Dichters? Die Frage ist doch nicht unwichtig. Denn je nach der Antwort, die ihr gefunden wird, bestimmt und verschiebt sich die Auffassung des ganzen Werkes, nicht nur für den Schauspieler, der es lebendig machen soll, sondern für jeden der genießen will. Dabei müssen wir uns gegenwärtig halten, daß so zarte Empfindungen, so feine Gedanken, wie die, in denen sich hier fast durchweg die innere Handlung bewegt, durch Aussprechen unvermeidlich vergröbert werden. Trotzdem wollen wir es wagen. Mag auch das Beste hinter den Worten zurückbleiben, vielleicht wird es doch in den Hörern wachgerufen, eben indem das Ausgesprochene sie unbefriedigt läßt.

Goethe selbst hatte die Anlage zu „hypochondrischen Zuständen" in sich. Bei dem Dichter des Werther versteht sich das eigentlich von selbst; aber er gebraucht jenen Ausdruck geradezu mit Bezug auf sich, da wo er in „Dichtung und Wahrheit" (VII) von religiösen Zweifeln und inneren Kämpfen erzählt, die ihn in der Leipziger Zeit geplagt hätten. Die Schilderung seines Gemütszustandes nach der Trennung von Gretchen (Ende von Buch V), die jedem erinnerlich sein wird, weist in dieselbe Richtung. Weniger beachtet ist vielleicht eine andere Stelle (wieder gegen Ende von VII), die von der Größe des Verlustes handelt, den der Weggang seines Freundes Behrisch für ihn bedeutet habe. „Er wußte „mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am „Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in „solchen Dingen keine Selbständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, „da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, „welches immer zunahm, je unzufriedener ich über meine Umgebung war,

„indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sei. Mit der „willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vorteil „rechnen können, [und] entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher „in leidlichem Verhältnis gestanden hatte." Der Goethe, der den Tasso geschrieben hat, war freilich ein anderer; der Drang des Lebens hatte ihn von sich selber befreit.

> Der Hypochonder ist bald kuriert,
> Wenn euch das Leben recht kujoniert:

das hatte er an sich erfahren. In Tasso schildert er eben jenen Zustand als zügellos herrschenden. Freunde sprechen von seiner Empfindlichkeit, seinem Mißtrauen auch gegen solche, die ihm wohlgesinnt sind. Den unmittelbarsten Einblick in sein zerquältes Gemüt gewährt der vierte Akt, wo er von Anfang bis zu Ende auf der Bühne bleibt. Drei Monologe rahmen die beiden großen Szenen, ein Gespräch mit der Gräfin, eins mit Antonio, ein.

Tasso weilt allein auf seinem Zimmer. Noch immer ist ihm zu Mute, als sei er einem schönen Traume plötzlich entrissen worden; so grausam sticht das, was er hat erleben müssen, von dem Hochgefühl ab, das ihn kurz vorher noch beseelt hatte. In seinem Grame tröstet ihn der Gedanke an die Freundin, an Blick und Ton, womit sie zu ihm sprach, an den holden Sinn ihrer Worte, den kein Feind ihm rauben kann. Indem er sich das alles ins Gedächtnis zurückruft, wird es heller in ihm, an der stolzen Erinnerung hebt sich sein Mut empor:

> Ich widmete mich ihr und folgte froh
> Dem Winke, der mich ins Verderben rief.
> Es sei! So hab' ich mich doch wert gezeigt
> Des köstlichen Vertrauns, das mich erquickt —
> In dieser Stunde selbst erquickt, die mir
> Die schwarze Pforte langer Trauerzeit
> Gewaltsam öffnet.

Und damit ist er wieder zurückgefallen in die endlose Betrachtung seines Unglücks, dessen vermeintliche Größe er sich in schmerzlicher Wollust ausmalt.

So trifft ihn Leonore Sanvitale. Sie kommt in selbstischer Absicht, Tasso für sich zu gewinnen, für ihren eigenen kleinen Hof in Florenz; sie darf ihn also, damit er sich entschließe Ferrara zu verlassen, nicht allzusehr beruhigen. In bezug auf Antonio spricht sie aufrichtig, weil sie den Konflikt beilegen will; doch da stößt sie auf harten Widerstand.

Und irr' ich mich in ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte.

Eine völlig klare Schilderung der Selbstquälerei des Gemütskranken, der, wie er sich hier seiner eigensinnigen Verblendung als letzter Quelle aller Schmerzen beinahe bewußt ist, so oftmals nur durch eine schmale, für ihn doch immer unüberschreitbare Grenze von der Wahrheit getrennt wird. Über den Herzog und die Fürstin spricht Leonore nur andeutend; ohne etwas Unwahres zu sagen, läßt sie doch geschickt in Tasso die Vorstellung entstehen, daß auch die Geliebte nicht mit voller Überzeugung für ihn eintrete:

Sie hat mich sehr getadelt? Rede frei.
— Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.
Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.
— Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.
Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?
— Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

In diesem Zusammenhang mußte dem Kranken der Vorschlag, sich für einige Zeit vom Hofe zu entfernen, als eine Folge der eigenen Übereilung, als Erfolg seines Gegners erscheinen, dem der Herzog unbedingt recht gebe; er konnte nicht anders glauben, als daß die Gräfin beauftragt worden sei, ihm das über ihn Beschlossene in schonender Form mitzuteilen, auch sie also eine Verbündete seines Feindes.

Damit tut er ihr nun freilich unrecht; daß sie aber nicht ehrlich gegen ihn ist, hat er richtig herausgefühlt. Auch sonst weiß er ja die Menschen und ihr Verhältnis zu ihm im Grunde treffend zu beurteilen. In der langmütigen Behandlung, die ihm Alphons zuteil werden läßt, empfindet er einen Zug von Mitleid und klagt über Mangel an Vertrauen, eigentlich doch nicht mit Unrecht. Das Schmerzliche, was in solchen Beobachtungen liegt, steigert nun seine Phantasie auf den höchsten Grad. Sobald er wieder allein ist, malt er sich aus, wie Antonio ihn mit Hilfe der andern verdrängen wolle. Mit raffinierter Schlauheit, könnte man sagen, die aus allem Gift zu saugen weiß, legt er sich die Äußerungen zurecht, die ihm berichtet worden sind.

O, ich verstand ein jedes Wort zu gut,
Daß ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Silb' zu Silbe nur erhascht' ich's kaum
Und weiß nun ganz wie die Prinzessin denkt.

Ja, ja, auch das ist wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlassen, wenn ich gehe,
Da es zu meinem Wohl gereicht".

Der Zuhörer hat mit erlebt, wie die edle Frau schwankte, wie schwer es ihr wurde, dem Drängen der scheinbar das Gute ratenden Freundin nachzugeben; und diese selbst hat dem Geängsteten auf die Frage: „Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?" keine unumwundene Antwort zu geben gewagt: „Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß". Doch, was Bedingung war, vernimmt der trübe Sinn als Begründung: „da es zu meinem Wohl gereicht" — und damit hat sich wie eine Tatsache die Voraussetzung eingeschlichen, auch die Prinzessin halte es für notwendig, daß er gehe. Der Unglückliche irrt; es ist uns, als müßten wir hinzutreten und ihm helfen, nur eines Wortes scheint es dazu zu bedürfen. Aber er würde sogleich einen andern Anhalt finden, um sich nur desto tiefer in seinen Irrtum zu vergraben. Er glaubt sich von der verraten, an die ganz sich hinzugeben sein höchstes Glück gewesen war. Und in dieser Selbsttäuschung befangen wappnet er sich mit Mißtrauen gegen jeden, der ihm hinfort freundlich begegne:

Nun hüte dich und laß dich keinen Schein
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst.

Unter diesen Umständen hat Antonio, der jetzt eintritt, einen schweren Stand, so redlich er die Kunst des Diplomaten, einen Widerstrebenden durch geschickte Verhandlung zu überwinden, hier zum Besten des anderen zu betätigen sucht. Zwar den persönlichen Konflikt beizulegen gelingt ihm schnell; wäre Leonore Sanvitale nicht dazwischen gekommen, so könnte nun alles gut sein. So aber hat Tasso einmal den Wunsch gefaßt, wegzugehen, und verlangt dafür Antonios Mitwirkung. Der weigert sich ernstlich und wiederholentlich, ihm zu schaden; doch auch Tasso bleibt zähe. Und vor die empfindliche Frage gestellt, ob er denn den ersten Beweis der neuen Freundschaft versagen, den Vorwurf, daß er den Jüngeren bevormunde, offenkundig verdienen wolle, gibt er nach. Nur fordert er zum Schluß noch Tasso auf, im schlimmsten Falle, der sicher kommen werde, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Diesmal bedarf der wieder allein Gebliebene verstärkter Sophistik, um sich einzureden, daß Antonio ihn verdrängen wolle, Alphons ihn preisgebe. Aber er bringt es fertig, sich gegen alle vernünftigen Erwägungen zu verschließen. Und dabei ist er dicht an der richtigen Erkenntnis:

> Das ist mein Schicksal, daß nur gegen mich
> Sich jeglicher verändert, der für andre fest
> Und treu und sicher bleibt, sich leicht verändert
> Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Wieder vortrefflich beobachtet, und klar ausgesprochen. Nur ein Schritt noch fehlt, nur noch die Folgerung aus dem Beobachteten: und er müßte sehen, daß die Verschiebung des Verhältnisses zur Umgebung eben in ihm sich vollzieht, nicht in den anderen Menschen.

Von diesem Schritt hält der böse Instinkt seiner Krankheit ihn zurück. Immer weiter redet er sich in seinen Trotz hinein — im fünften Akte — im Gespräch mit dem Herzog, mit der Prinzessin, bis endlich vor deren herzlicher Teilnahme der ganze künstliche Bau zusammenstürzt und er nun, wieder nach der anderen Seite haltlos, leidenschaftlich ausbricht und die Geliebte an sich reißt. Sollen wir sagen, damit sei der Wahnsinn ausgebrochen? Vielmehr ist es der Beginn zur Befreiung, zur Heilung. Nicht in dem Sinne, den ein fremd Hereinblickender geltend machen könnte: in dem plötzlichen Ungestüm der Zärtlichkeit liege etwas erfrischend Natürliches gegenüber einem ausgeklügelten System der Entsagung. In der geistigen und sittlichen Welt, die „Torquato Tasso" heißt, war dies wirklich, wie Antonio sagt, etwas Ungeheures. Und den Hütern und Untertanen der Hofsitte mochte das, was der Jüngling gewagt hatte, als Beginn des Wahnsinns erscheinen. Für Tieferblickende — zu solchen hat uns der Dichter gemacht — war der Zustand des Gemütskranken schon vorher gegeben. Der ganze vierte Akt ist eine Illustration zu den Gesprächen, die wir vorher über Tasso gehört haben. Goethe konnte diese Krankheit so überzeugend schildern, weil sie ihm selber im Blute lag — oder gelegen hatte.

Daß ein Held dieser Art keine starke äußere Handlung hervorruft, ist natürlich; an innerer Handlung ist kaum ein Drama so reich wie dieses. Tassos Verhältnis zu den Menschen um ihn ist am Ende völlig verändert, vor allem zu den beiden, gegen die er in Haß und Liebe leidenschaftlich entbrannt war; und damit hängt es zusammen, daß auch seine Ansicht über sich selbst, über seine Stellung in der Welt, über seinen Beruf eine andere geworden ist.

Die Prinzessin, so zartsinnig und edeldenkend sie ist, hat doch eigentlich, wenn man es hart ausdrücken dürfte, mit ihm gespielt. Wenn Leonore Sanvitale meint (III 3), daß sie ihr im Grunde nichts nehme, indem sie Tasso von Ferrara wegführe, so ist das freilich eine Übertreibung,

um vor sich selbst die eigene Selbstsucht leichter zu entschuldigen. Aber, was sie zur Begründung sagt, ist richtig, daß die Neigung ihrer Freundin zu dem werten Manne nicht stärker sei als ihre anderen Leidenschaften:

Sie leuchten wie der stille Schein des Monds
Dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Lust
Und Lebensfreud' umher.

Den Geliebten will sie behalten, ohne sich doch je ihm hinzugeben; damit entzieht sie ihn dem Glück einer wirklichen, herzhaften Liebe, nach dem er verlangt.

O, fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt.

So spricht er auf der höchsten Stufe des Unmuts und des ungerechten Zornes (IV 3). Und dennoch, selbst hier nicht ganz und gar ungerecht: er ist im Begriffe, die Fesseln zu zerreißen, die ihn in einer des Mannes doch nicht würdigen Abhängigkeit hielten. Die Neigung der Herrin war Egoismus, wenn auch von der feinsten Art. Sie hat seine Leidenschaft erwachen sehen und wünscht sie rege zu halten; doch soll er ihr nicht nachgeben dürfen. So sind ihre Worte gemeint (II 1), daß Liebe zu den Gütern gehöre, die „nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser eigen werden“. Tasso versteht sie anders: er denkt an späteren Besitz, als Lohn für eine Zeit der Entbehrung, als Preis für irgend eine große Leistung, die dem bisher tatenlosen Jüngling gelingen soll. Von solchen Hoffnungen, solchen Wünschen schwillt ihm die Brust; so geht er dem Antonio entgegen, um ihn zum Gefährten für ein Unmögliches, das vollbracht werden soll, zu gewinnen. Die Fürstin, die beide zu Freunden machen wollte, hat selbst — mittelbar — den Zusammenstoß herbeigeführt.

Und doch kommt zuletzt dieser Bund zustande, freilich auf ganz anderem Wege als sie gedacht hatte. Im guten wie im schlimmen bewirkt die Prinzessin das Gegenteil von dem, was ihre Absicht war. Der schöne Austausch der Seelen, der sie selbst mit dem geliebten Manne verband, ist geopfert; dafür ist dem Unerfahrenen, Schwankenden nun wirklich Antonio ein Freund geworden. Und fast beruhigt blicken wir in die Zukunft, da wir solchen Schirmer und Führer ihm zur Seite sehen:

So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte. —

Der Ehrgeiz, ein Held zu werden, war nicht bloß durch die Liebe zur Prinzessin und den Wunsch, ihre Hand einst zu gewinnen, erweckt worden. Im innersten Herzen quälte den Dichter dies wie ein Widerspruch, daß er von kühnen Taten sang, und zusehen mußte wie andere sie vollbrachten. Wir haben keinen Grund an der Wahrheit seiner Worte zu zweifeln, wenn er versichert (II 1), daß es nicht kleinlicher Neid gewesen sei, was ihn in Antonios Gegenwart bedrückte, sondern der Schmerz, von dem Bereiche des Handelns, der Tatkraft ausgeschlossen zu sein. Wenigen nur, Bevorzugten der Götter, ist es gegeben, et scribere legenda et facere scribenda: Tasso verlangte danach, ein solcher zu werden. Der Versuch ist gescheitert, für immer. Doch derselbe Mann, dessen Erscheinen zu der unheilvollen Verwirrung, aus der Tasso jetzt, noch atemlos, auftaucht, den Anlaß gegeben hatte, gibt ihm nun auch das Bewußtsein des Wertes, der ihm bleibt, des eigenen hohen Berufes zurück:

> Du bist so elend nicht, als wie du glaubst,
> Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach. —
> Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
> Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Wie fein Antonio poetisches Verdienst zu schätzen weiß, hat er bei seinem ersten Auftreten durch begeistertes Lob und farbenprächtige Charakteristik Ariostens gezeigt. Zur rechten Zeit fühlt sich jetzt Tasso durch ihn erinnert. Er denkt an Beispiele aus der Geschichte, an edle Männer die mehr gelitten haben als er. Und das führt ihn auf ein letztes, einziges, was als Linderung des Schmerzes den Menschen gegeben ist, und ihm vor anderen:

> Die Träne hat uns die Natur verliehen,
> Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
> Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen.
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Das war die Art, wie Goethe seiner Schmerzen Herr wurde, wie er seine Natur bemeistert hat. Sein Schauspiel „Torquato Tasso" ist ein Selbstbekenntnis, nicht minder und vielleicht mehr als irgend eine seiner Dichtungen; nicht in dem unmittelbaren Sinne, wie einst Werther, doch in einem vollkommneren, wie es der milderen Reife des Menschen und des Künstlers entsprach. Er läßt Tasso den Weg ahnen, den er selbst emporgestiegen ist: die Befreiung des Gemütes von der Last des innerlich Erlebten durch dichterisches Schaffen und Gestalten.

VIII.

Hamlet.

[Aus Düsseldorfer Vorträgen, März 1904.]

Unser Interesse für Shakespeares tiefsinnigste Tragödie wird dadurch erhöht, daß Goethe es unternommen hat sie zu deuten. Seine Erklärung[1]) knüpft an die letzten Worte Hamlets nach der Begegnung mit dem Geiste seines Vaters an: „Die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich „geboren ward, sie wieder einzurichten. — In diesen Worten," so führt Wilhelm in der Unterhaltung mit Serlo und dessen Schwester aus, „liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir ist deutlich, „daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große Tat auf eine Seele „gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne find' ich „das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köst-„liches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoß hätte „aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zer-„nichtet. Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die „sinnliche Stärke die den Helden macht, geht unter einer Last zugrunde, „die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, „diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das „Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich „windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, sich „immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, „ohne doch jemals wieder froh zu werden!"

Diese Auffassung hat sich in ihren Grundzügen, wie mir scheint, siegreich behauptet. Einen energischen Vorstoß gegen sie machte Gustav Rümelin in seinen „Shakespearestudien" (1866). Er fand in Goethes Ansicht nicht einen Schlüssel für das Verständnis des Stückes, sondern

---

[1]) [Wilhelm Meisters Lehrjahre, IV 13 (Ende). In der ursprünglichen Fassung (Wilhelm Meisters theatralische Sendung, VI 8) stehen die Sätze fast wörtlich ebenso, mit ein paar kleinen, für den Stil der verschiedenen Lebensalter des Dichters allerdings charakteristischen Abweichungen.]

bereits ein kritisches, und zwar tadelndes Urteil über die dramatische Handlung desselben; die Sache möge wohl schließlich ungefähr so herauskommen, wie Goethe sage, aber gewiß sei dies nicht die Absicht des Dichters gewesen. Das Entscheidende liegt nach Rümelin in denjenigen Partieen — Monologen und Gesprächen — in denen der Prinz Gedanken ausspricht, die offenbar aus dem eigenen, inneren und zum Teil auch äußeren Leben des Dichters stammen. Dessen Plan war, die Hamletsage, in der das Motiv des verstellten Wahnsinns ja gegeben war, zum Gefäß zu machen, „die hinter irrsinnigen Reden versteckte Weisheit der eigenen „Lebenserfahrung zu entnehmen, dem Publikum in fremder und unge„ahnter Gestalt eigene Stimmungen und Gedanken vorzuführen". Dieser Hamlet nun aber, „dem Shakespeare die zarten Fühlhörner, die Me„lancholie, den vibrierenden Geist und Witz der eigenen Dichterseele ge„liehen hatte, paßte nicht mehr zum nordischen Helden, zum blutigen „Rächer einer blutigen Tat, zum fünffachen Mörder." Und so ergab sich eine Verwirrung und Verschlingung des episodischen, modern-subjektiven Elementes in den altnordischen Sagenstoff, die bei der Ausgestaltung des Stückes im einzelnen wie im großen nicht völlig überwunden wurde, vielmehr „hinsichtlich der Übereinstimmung der Charaktere und nach der „pragmatischen Seite in Gang und Fügung der Handlung die größten „Anstöße" zur Folge hatte. Vor allem „konnte sich der Dichter nicht „verbergen, daß, wenn die witzigen, geistreichen, weltschmerzlichen Dialoge „des subjektiven Hamlet so viel Raum einnehmen durften, dadurch „allzustark retardierende Momente in die Handlung hereinkamen. Der „Sagen-Hamlet mußte sich deshalb selbst von Zeit zu Zeit der Säumnis „und Untätigkeit anklagen, und es schob sich so als vermittelndes Zwischen„glied fremdartiger Elemente die Vorstellung des geistvollen unschlüssigen „Säumers herein, die dann hier und da und besonders durch den Kontrast „mit dem resoluten Laertes jenen Schein, als ob das Ganze doch in einem „Guß gedacht wäre, erregte, der sich bei eingehendem Besinnen wieder „schlechterdings nicht festhalten läßt."

In den inneren Zusammenhang dichterischer Produktion eröffnet diese Hypothese wirklich einen Einblick. Sie gibt eine Ahnung davon, wie sich im empfangenden Geiste überlieferte Form und erlebter Inhalt verbinden, und geht mit glücklichem Scharfsinn den technischen Erwägungen nach, die für die Ausgestaltung maßgebend gewesen sein können.[2])

---

[2]) [Auch auf das 66. Sonett hat Rümelin hingewiesen, das wir zum Schluß im wesentlichen nach seiner Übersetzung wiedergeben. — Mit Rümelins Art der

Dabei wird im einzelnen manche Dunkelheit aufgehellt. Die Versendung nach England z. B. erscheint bei Shakespeare nur halb motiviert, von seiten des Königs; daß Hamlet sich ohne Widerstand vom Schauplatze seiner Aufgabe entfernen läßt, auf den er dann freilich sogleich wieder zurückkehrt, verstehen wir gar nicht. Anders in der alten Sage: dort verweilt Hamlet längere Zeit in England, gewinnt die Gunst des Königs, wird sein Schwiegersohn und kann so, nach Jahresfrist, daheim erfolgreich als Prätendent auftreten und den unrechtmäßigen Herrscher stürzen. Auch die Absicht bei der Verstellung ist in der Sage leichter verständlich: er spielt den Schwachsinnigen, um den König zu täuschen und desto sicherer gegen ihn zu wirken, wogegen er im Drama den Feind nur reizt und mißtrauisch macht. Daß am letzten Ende eben dieser Zug der Sage den Keim abgegeben habe, aus dem Shakespeares große Dichtung erzeugt wurde, ist an sich wohl glaublich; es mochte ihm lockend erscheinen, ja ihn drängen, unter fremder Gestalt seinen eigenen Gemütszustand, die Seelenschmerzen des Grüblers, die ernste Lebensansicht des Denkers, zum Ausdruck zu bringen. Daß er aber das Motiv des Zauderns nur zu dem Zwecke erfunden habe, um das Stück auszudehnen und den Prinzen in angenommenem Wahnsinn recht viel Bedeutendes sagen zu lassen, ist doch ganz undenkbar. In Hamlets Selbstanklagen bildet die Unentschlossenheit so sehr den Hauptgegenstand, daß sie unmöglich Nebensache, nur als Hilfserfindung hereingekommen sein kann. Und überhaupt bieten Vergleichungen mit der Sage und mit der älteren Fassung von Shakespeares Tragödie, die Rümelin ebenfalls heranzieht, zwar guten Anhalt, um Einzelheiten historisch-kritisch zu begreifen, als stehengebliebene Glieder eines inzwischen abgeänderten Aufbaues zu erkennen; zur Würdigung des Ganzen können sie doch nur wenig beitragen.

Behandlung Shakespearescher Probleme geistesverwandt ist eine ganz vor kurzem erschienene Studie von Levin L. Schücking: „Primitive Kunstmittel und moderne Interpretation", German.-romanische Monatsschrift IV (1912) S. 321 ff. Der Verfasser zeigt einleuchtend, wie sich bei Shakespeare überlieferte Weisen der Charakteristik und Motivierung wunderbar mischen mit dem Neuen, Frischlebendigen, das der Dichter erschafft, woraus denn im einzelnen mancherlei Unebenheiten entstehen mußten, die von der Interpretation allzu schwer genommen wurden. So schließt der Aufsatz mit einer Mahnung an diejenigen, „die von der historischen Betrachtung nichts wissen „wollen, sondern Shakespeare wie Ibsen lesen und spielen und dabei unaufhörlich „zwischen den Zeilen neue Feinheiten herausfinden", und vollends an „jene, die da, „wo dem Meister einmal der Pinsel ausgerutscht ist, die größte Offenbarung des Genies „erblicken."]

Sie lassen die Frage unbeantwortet, ob es nicht doch dem Dichter gelungen sei, die Elemente zu künstlerischer Einheit zu verschmelzen. Denn eine solche muß in seinem Geiste doch irgendwie bestanden haben.

Deshalb sind die neueren Erklärer immer wieder auf Goethe zurückgegangen; auch Hermann Türck[3]), obwohl er mehr seinen Gegensatz zu dem großen Vorgänger betont. Er sieht in Hamlet den Typus des genialen Menschen und sucht von hier aus alle Äußerungen seines Wesens zu erklären, auch sein Zaudern. Gerade in diesem Punkte scheint er mir ein Stück vorwärts geführt zu haben; und sicher recht hat er in der Hauptforderung: daß Hamlets Verhalten von innen heraus verstanden werden muß, aus seiner Anlage und aus der erschütternden inneren Krisis, in die ihn der „Zusammenbruch einer aus idealer Gesinnung hervorgegangenen jugendlich optimistischen Weltanschauung" versetzt hat. Durch Türcks Auffassung ist die meinige vielfach beeinflußt, die ich nun im Anschluß an zwei grundlegende Fragen zu entwickeln suchen will.

Warum zaudert Hamlet? Juristen sagen: weil er den Beweis nicht führen kann, und sehen darin wohl gar den Kern der ganzen Verwickelung.[4]) Aber nirgends spricht er davon, daß er für andere einen Beweis zu führen habe; immer handelt es sich ihm nur um die eigene Gewißheit. Die hat er doch seit der Probe durch das Schauspiel. Und dennoch, als er kurz darauf den König im Gebet liegen sieht — „jetzt

[3]) [Türck, Das psychologische Problem in der Hamlettragödie, 1890. Ders., Der geniale Mensch (zuerst 1896), wo das vierte Kapitel von Hamlet handelt. Den Grund der scheinbaren Unentschlossenheit, gegenüber so unzweideutigen Beweisen von persönlichem Mut und raschem Handeln, findet Türck darin, daß „infolge zeitweiliger Gemütsverstimmung seine Tatkraft zurückgedämmt" sei. „Es ist die sein ganzes „Geistesleben in Beschlag nehmende, all sein Wollen und Streben vor der Hand auf„hebende Erkenntnis des fundamentalen Irrtums, in dem er sich mit allen seinen An„schauungen über Welt und Menschen so lange befunden hatte, die ihm jede Entschei„dung und planvolle Tätigkeit an sich schon verhaßt macht" (Der gen. Mensch S. 120). Und an einer der Zeit nach späteren Stelle (ebenda 107) allgemein über einen Menschen von Hamlets Art, einen „objektiv angelegten" Menschen: „Ist ihm infolge eines „großen Schmerzes, einer großen Enttäuschung für eine Zeit lang jede Lust an einer „freien, genialen, schöpferischen Tätigkeit genommen, so handelt er gar nicht; es kommt „überhaupt zu keiner Tat, es sei denn in der Notwehr, auf augenblicklichen Anlaß hin." Man wird leicht erkennen was ich von diesen Gedanken übernommen und inwiefern ich sie anders gewendet habe. Außerdem unterscheidet mich von Türck hauptsächlich die Beurteilung des Charakters der Ophelia und des Anteils, den das Erlebnis mit ihr an Hamlets Schicksal hat.]

[4]) [Damme (damals Staatsanwalt): Warum zaudert Hamlet? Preußische Jahrbücher 66 (1890) S. 247 ff.]

könnt' ich's tun, bequem" —, findet er abermals Gründe, die erwogen sein wollen:

Ein Schurk' erschlägt den Vater mir; dafür
Send' ich, sein einz'ger Sohn, denselben Schurken
Zum Himmel?
Das wäre ja Belohnung, keine Rache!
Er zerrte meinen Vater weg vom Mahle
In seiner Sünden frischer Maienblüte;
Wie seine Rechnung steht, weiß Gott allein,
Jedoch nach menschlichem Begriff und Maß
Steht's schlimm um ihn — und bin ich dann gerächt,
Wenn ich in seiner Heiligung ihn fasse,
Gerüstet und bereit zum Übergang?
Nein!
Bleib, Schwert; in schwärz'rer Stunde sei gezückt.

Wir wollen nicht vergessen, daß der Volksglaube, der hier bestimmend, d. h. hemmend wirkt, für den Dichter und seine Zeitgenossen mehr bedeutete als für uns.[5]) Und doch möchte man sagen: auch ihnen kann die Besorgnis, einen Betenden, der ein Ehebrecher und Brudermörder ist, nicht durch plötzlichen Tod in den Himmel zu senden, hier kaum als ausreichendes Motiv der Zurückhaltung gegolten haben. Hamlet selbst jedenfalls steht mit seinem Empfinden doch eigentlich auf unserer Seite. Zunächst zwar tröstet er sich damit: dieser Aufschub sei für den Schuldigen eine Arznei, die ihm nur die siechen Tage verlängere. Bald nachher aber, als die Begegnung mit den zum Krieg ausziehenden norwegischen Truppen ihn zum Vergleich ihres Führers Fortinbras mit sich selbst auffordert (IV 4), macht er sich aufs neue heftige Vorwürfe:

Wie jeder Anlaß meine träge Rache
Anspornt und mich verklagt! Was ist der Mensch,
Wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut
Nur Schlaf und Essen ist? — Ein Vieh, nicht mehr!
Der uns so weites Denkvermögen gab,
In Zukunft und Vergangenheit zu schaun,
Hat göttliche Vernunft uns nicht verliehn
Nutzlos in uns zu schimmeln. Sei es nun
Tierisch Vergessen, sei's bedächt'ger Skrupel,
Der allzu ängstlich an den Ausgang denkt —
Ein Denken, das in sich ein Viertel Weisheit,
Drei Viertel Feigheit hat — so weiß ich nicht,
Warum ich leb' und sag': „Dies ist zu tun",
Da ich doch Grund und Willen, Kraft und Mittel
Zur Tat besitze.

[5]) [Dies betont stark Schücking in dem vorher zitierten Aufsatz S. 331 f.]

Er bestreitet nicht, daß in seinen endlosen Erwägungen auch etwas Berechtigtes mitspreche; aber in der Mischung, die der geschulte Philosoph zu zerlegen weiß, erkennt er als überwiegendes Element das, was er Feigheit nennt, hier nicht viel anders als nach der Rezitation des Schauspielers, der um Hekubas Schicksal Tränen vergoß. „O welch ein Schelm und niedrer Sklav' bin ich!" so rief er damals aus (II 2). Und diese Selbstbezichtigung muß doch wenigstens ein Stückchen Wahrheit enthalten. Gewiß, die Unsicherheit über die Herkunft des Geistes und den Wert seiner Aussage, die fromme Lehre, daß, wer unmittelbar aus dem Gebet in den Tod gehe, in den Himmel komme: das waren an sich Gründe die Rache aufzuschieben. Aber eine kraftvolle, leidenschaftliche, zum Handeln entschlossene Natur hätte sich durch solche Bedenklichkeiten nicht halten lassen. Das Entscheidende, weshalb er zaudert, muß doch in ihm selbst liegen.

Ist denn aber Hamlet nicht entschlossen und leidenschaftlich in seinem Handeln? Wie heldenhaft tritt er dem Gespenst entgegen, vor dem die andern zittern — „Mein Leben acht ich keine Nadel wert" —! Tapfer erweist er sich gegen Laertes wie gegen die Seeräuber, klug und energisch und völlig skrupellos verfährt er auf dem Schiffe mit den beiden Höflingen, rasch zufahrend tötet er den versteckten Polonius, in dem er den König vermutet. Sollen wir das alles für rudimentäre Züge halten, Zeugen von früheren Stufen der Entwickelung des poetischen Stoffes? Jedenfalls treten sie so stark hervor, sind vom Dichter selbst so anschaulich herausgearbeitet, daß sie ihm deutlich im Bewußtsein gewesen sein müssen. Man hat deshalb geradezu einen Helden der Tat aus Hamlet machen wollen. Das geht nun freilich auch nicht: sein unendliches Zögern, alles was er selbst darüber sagt und klagt — wovon wir hier nur den kleinsten Teil gehört haben — spricht dagegen. Der Widerspruch ist da; er muß zu dem Bilde gehören, das der Dichter sich von Hamlet gemacht hatte. —

Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

So läßt Konrad Ferdinand Meyer einen Geisteshelden sprechen, der im eigenen Leben gescheitert ist, Ulrich von Hutten. Nur ein großer Dichter, und kein anderer so wie Shakespeare, vermag darin mit Mutter Natur zu wetteifern, daß er in die Menschen, die er bildet, auch den Widerspruch hineinlegt. Derselbe Hamlet, der furchtlos einer plötzlichen Gefahr entgegentritt und ihrer Herr wird, der, wenn durch unerwarteten Eindruck

seine Leidenschaft erregt ist, zu unbesonnenem Handeln sich fortreißen läßt, er steht machtlos da, wenn der äußere Anstoß ausbleibt, der ihm die Mühe des Entschlusses abnimmt. Wo er dem Freunde von den Vorgängen auf der Seereise berichtet (V 2), sagt er selber:

> Sei rascher Mut gepriesen! Ja, zuweilen
> Dient Rücksichtslosigkeit uns gut, wenn Pläne,
> Sorgsam gehegt, versagen.

Das hat ihm bei jenem Schauspieler einen so gewaltigen Eindruck gemacht (II 2): wie der es vermochte

> In bloßer Dichtung, in erträumtem Zorn
> Die Seele so nach dem Begriff zu zwingen,
> Daß von der Wirkung sein Gesicht erblaßte.

Und ist dies nicht im Grunde doch wieder ganz natürlich und eine oft gemachte Erfahrung, daß umsichtiges Erwägen und kraftvolles Tun sich schwer vereinigen lassen? Vielseitige Geistesbildung, fein unterscheidende Verstandestätigkeit sind überall ein Hindernis der Charakterstärke; je einfältiger ein Mensch ist, desto leichter hat er es entschieden zu wollen, konsequent zu handeln. Hamlet ist zu entschlossener Tat nur da imstande, wo ihm zum Nachdenken keine Zeit bleibt.

Er denkt zu viel — und er empfindet zu viel. Das braucht eigentlich nicht bewiesen zu werden; doch wollen wir uns der Worte erinnern, in denen er mittelbar sich selbst charakterisiert:

> Seit meine Seele Herrin ihrer Wahl
> Und fähig war zu scheiden Mann von Mann,
> Hat sie dich auserkoren. Denn du schienst,
> Auch wenn du alles littest, nicht zu leiden;
> Ein Mann, der Lohn und Schläge vom Geschick
> Mit gleichem Danke nahm. Und o, gesegnet,
> Wes Blut und Urteil sind so gut gemischt,
> Daß er nicht Pfeife wird, auf der Fortuna
> Den Ton greift, den sie will. Gebt mir den Mann,
> Den, was er leidet, nicht beherrscht; und hegen
> In Herzens Grunde, ja im Herz des Herzens
> Will ich ihn so wie dich.

Horatio ist es, zu dem Hamlet so spricht (III 2), sein einziger Vertrauter: er bewundert an ihm die Stärke, die ihm selber fehlt. Er ist, wir dürfen es ihm glauben, von Natur schon empfindsamer angelegt, als normal wäre; und dazu kommen Erlebnisse, die seinen Lebensmut und sein Vertrauen zu den Menschen aufs schwerste erschüttern. Sein edler

Vater wird ihm entrissen, und wenige Wochen später reicht die Mutter einem anderen die Hand, dem sehr unähnlichen Bruder des Verstorbenen. Auch die Menge fällt diesem zu, er wird König; und über dem Glanze der neuen Majestät ist das Verdienst des bisherigen Herrschers schnell vergessen. „Dieselben Leute, die dem Claudius Gesichter schnitten, „so lange Hamlets Vater lebte, geben jetzt zwanzig, vierzig, fünfzig, ja „hundert Dukaten für sein Bildnis in Miniatur" (II 2). Der Stimmung, in die der Feinfühlige, Tiefempfindende durch das alles versetzt ist, gibt der Monolog Ausdruck, der sich an die feierliche Verkündigung des neuen Ehebündnisses anschließt (I 2):

> O daß dies allzu feste Fleisch doch schmölze
> Und wie in Tau zerginge! Oder hätte
> Der Ew'ge nicht verdammt mit strenger Satzung
> Den Selbstmord!

Und in der Nacht, die auf diesen Tag folgt, sieht Hamlet den Geist seines Vaters, hört von ihm, wie er gestorben ist, wer ihn umgebracht hat. Hatte er Schrecklichstes geahnt, durch diese Kunde ist es überboten worden. Als ein Taumelnder steht er zwischen den Freunden und vermag Sinn und Worte kaum zu sammeln, um auf ihre Fragen zu antworten. Nur eins weiß er, und es ist ihm so unerhört, daß er die Schreibtafel herausreißt, um es niederzuschreiben:

> Daß einer lächeln kann und immer lächeln
> Und doch ein Schurke sein.

Doch das Maß seines Leidens ist noch nicht voll. Kurze Zeit darauf — anscheinend am folgenden Morgen, denn der Befehl dazu ist noch am Tage der Hochzeitsfeier gegeben — sagt sich die Geliebte von ihm los, sie, in deren reiner Nähe er hoffen konnte etwas von dem zerstörten Glauben an die Menschheit wiederzugewinnen. Ohne Grund, nur dem Gebote ihres Vaters gehorchend, schickt sie ihm seine Briefe zurück und weigert sich ihn zu sehen. Wie das auf ihn wirkt, beschreibt sie selber (II 1):

> Als ich im Zimmer saß bei meiner Arbeit,
> Da — mit ganz aufgerißnem Wams — Prinz Hamlet,
> Kein Hut auf seinem Kopf, die Strümpfe schmutzig
> Und losgebunden auf die Knöchel hängend,
> Bleich wie sein Hemde, mit den Knieen schlotternd,
> Mit einem Blick, so voll von Weh und Jammer,
> Als wär' er aus der Hölle losgelassen
> Um Greuel kundzutun, — so steht er vor mir.

Dies, und wie er sie voll stummen Vorwurfs ansieht, dann, die Hand überm Auge, immer ihr Gesicht betrachtend, rückwärts wieder zur Tür und hinaus geht, das ist nicht angenommene Tollheit, wie in den abspringenden Reden, mit denen der Prinz die Hofleute narrt, vielmehr der echte, ungewollte Ausbruch eines durch Herzeleid von Grund aus zerrütteten Gemütes. So versteht es Ophelia; sie weiß, was sie ihm getan hat, aber sie besitzt die Kraft nicht, um die Schranke zu durchbrechen, welche die von ihr selbst vollzogene Absage zwischen ihnen errichtet hat. Um so weniger kann sie das versuchen, als er von jetzt an die wirkliche Krankheit der Seele durch künstliche Äußerungen eines gespielten Wahnsinns steigert. Auch ihr gegenüber bleibt er in dieser Rolle, da wo beide noch zusammenkommen. Sie kann nicht anders glauben, als daß an dem allen sie allein schuld ist; dem Vater gehorsam hat sie den Freund von sich gestoßen, hinaus in die Nacht der Verzweiflung. Dies muß man im Sinn haben, wenn man sie klagen hört:

O welch ein edler Geist ist hier zerstört!

Und nun geschieht das Entsetzliche, worin sie doch etwas wie eine Fügung ewiger Gerechtigkeit empfinden muß: ihr Vater fällt von der Hand dessen, den er ihr entfremdet hat. Als wir sie wiedersehen, kommt sie mit aufgelösten Haaren, die Laute spielend, und singt:

Wie erkenn' ich dein Treulieb
Vor den andern nun?
An dem Muschelhut und Stab
Und den Sandelschuhn.

Das Schicksal des Geliebten ist auch das ihre geworden. Daß sie dann gestorben, erfährt Hamlet an ihrem Sarge, wo die laute Klage des Bruders ihn herausfordert, das Recht seines Schmerzes geltend zu machen:

Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder
Mit aller ihrer Liebe hätten doch
Das Maß der meinen nicht erreicht.

Zum ersten Male spricht er wieder ganz ernsthaft, ohne es zu achten wer ihn hört. Die Maske des Wahnsinns ist abgeworfen.[6])

---

[6]) [Andre, sehr andre Auffassungen der Ophelia sind mir wohl bekannt, von Goethe bis zu Friedrich Paulsen. Sie zu widerlegen ist hier, in einer Anmerkung, kein Raum. Der Bogen war schon gesetzt, als ich die Freude hatte, im Königl. Hoftheater in München (4. 10. 1912) eine Aufführung des Hamlet zu sehen, die überhaupt vortrefflich und in der namentlich die Darstellung der Ophelia durch Frl. Neuhoff geeignet war, jede herabziehende Denkung des Charakters zum Schweigen zu bringen.]

Aber warum hat er diese Maske getragen? Das ist die Frage, die uns noch zu schaffen macht. Es ist oft hervorgehoben und auch heute schon erwähnt worden, daß Hamlets Verstellung nur das Mißtrauen des Königs weckt und dadurch den Plänen Hamlets eher schaden als nützen kann. Gewiß, nüchtern verständig ist sein Verfahren nicht, doch vollkommen verständlich. Er fühlt, daß er sich nicht wird beherrschen können; so hat die Offenbarung des Geistes sein Innerstes aufgewühlt. Die Gefährten, die ihn unmittelbar danach antreffen, merken es an seinen unzusammenhängenden Reden und versuchen, ihn zur Sammlung der Gedanken zu bringen: „Dies sind nur wilde, wirre Worte, Prinz". Es gelingt ihn so weit zu beruhigen, daß er die nächste Forderung ins Auge fassen kann: Verschwiegenheit. Aber während jene wiederholt den Schwur leisten, niemals von dem, was sie gehört, zu sprechen, bemächtigt sich seiner die Sorge, ob er denn selber imstande sein wird das Furchtbare zu verbergen, durch das von jetzt ab sein Verhältnis zu den Menschen bestimmt wird. Da blitzt in ihm der Gedanke auf, hinter der Hülle des Wahnsinns Schutz zu suchen; sofort verkündet er den Freunden den Entschluß und legt ihnen die Pflicht auf, auch mit Bezug hierauf so zu tun, als ob sie nichts wüßten. Er will Freiheit haben, wo nicht zu sagen was er denkt, doch auszudrücken was er empfindet, seinem gequälten Herzen Luft zu machen; und diese Möglichkeit gewinnt er, wenn seine Reden für die eines Gestörten gehalten werden. Wie kann er unter dieser Form seine Geringschätzung gegen Polonius sich äußern lassen, wie köstlich treibt er sein Spiel mit Rosenkranz und Güldenstern, wie bricht seine Verachtung des ganzen höfischen Wesens, das ihn umgibt, immer wieder hervor!

Hamlet einen Pessimisten zu nennen wird man niemandem verwehren können, der Wert darauf legt hier dieses Schlagwort anzuwenden. Seine Aufgabe ist ja, ein Verbrechen aufzudecken, die Heuchler zu entlarven; und das führt ihn von selber dazu, überall nach verborgenem Bösen zu suchen, die Hohlheit des Daseins zu durchleuchten. Aber das geschieht nicht aus angeborner, liebloser Lust[7]), sondern aus tiefschmerzlichem Triebe, das Urteil über die Welt bestätigt zu finden, mit dem ein grausames Geschick ihn vergiftet hat, ihn, der so gern an das Gute glauben wollte. In rührender Weise tritt dies hervor in seinem ersten Gespräch mit

[7]) [Dies die Ansicht von Paulsen in dem Aufsatze „Hamlet", Deutsche Rundschau 1889 Heft 8, wieder abgedruckt in der Schrift: „Schopenhauer—Hamlet—Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus".]

Rosenkranz und Güldenstern, wo er die beiden ehemaligen Freunde noch ernst nimmt: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch! wie edel „durch Vernunft, wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewe„gung wie ausdrucksvoll und bewundernswert! im Handeln wie ähnlich „einem Engel, im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der „Welt, das Vorbild der Geschöpfe. Und doch, was ist mir diese Quint„essenz von Staub!“ — Und diese Menschen um ihn her, wenn sie sich wenigstens von ihm fern hielten! Aber sie lassen ihm keinen Frieden, drängen sich heran, lauern ihm auf, sie wollen in das Herz seines Geheimnisses dringen, um ihn zu beeinflussen, zu beherrschen. Der Vergleich mit einer Flöte hat sich ihm schon einmal aufgedrängt; jetzt hält er den beiden täppischen Vertrauensmännern des Königspaares eine solche hin: „Ihr wollt mich von meiner tiefsten Note bis zur höchsten Höhe meines „Umfangs aushorchen. Nun, in dem kleinen Instrument hier ist viel „Musik, eine vortreffliche Stimme, und doch könnt ihr es nicht zum „Sprechen bringen. Zum Henker, glaubt ihr, ich sei leichter zu spielen „als eine Flöte? Nennt mich, welches Instrument ihr wollt — ihr könnt „mich wohl verstimmen, aber nicht auf mir spielen.“

Um das, was in diesem Gleichnis liegt, ganz zu verstehen, muß man wohl Ähnliches durchlebt haben; es so auszusprechen vermochte nur ein Mann, dem die peinigende Erfahrung einst voll gegönnt war. Und so ist es gewiß richtig, daß Shakespeare die Gestalt dieses Hamlet mit seinem Lebensblute erfüllt hat; dadurch ist sie denn, in Fühlen und Denken, in Weichheit und Härte, eine so lebensvolle geworden. Aber sollen wir wirklich annehmen, wie wir zuerst gehört haben, es sei dabei so hergegangen, daß der Verfasser den verstellten Wahnsinn aus der Sage entnahm und durch das Motiv des Zauderns länger ausspann, um einen Rahmen zu haben, in den er die Äußerungen seiner Weltansicht und seines Weltschmerzes einfügen konnte? Ganz so rechtwinklig wie bei einer mathematischen Konstruktion lassen sich die Hilfslinien des poetischen Aufbaus nicht ziehen. Wie im kleinen der kein wirklicher Dichter wäre, der immer den Reim erst suchte, um den Gedanken hineinzupressen, sondern der, in dessen Geiste Gehalt und Form zugleich erzeugt werden und unbewußt in eins fließen, so ist es auch im großen. In dem Dänenprinzen der Sage meinte Shakespeare eine ihm verwandte Natur zu finden; und indem er diese zu dramatischem Leben zu gestalten und auszustatten unternahm, ergab es sich unwillkürlich, daß sie seine Züge annahm. Daß ihm selber dies nicht verborgen geblieben ist, dürfen wir

wohl glauben, können uns deshalb nicht wundern, wenn hier und da aus der Person auf der Bühne gar zu unmittelbar das Gesicht des Dichters herausschaut. Der gewaltigste von Hamlets Monologen — „Sein oder nicht Sein, das ist hier die Frage" — paßt weder überhaupt zu der Lebensstellung eines königlichen Prinzen, der über Beamtenhochmut sich zu beklagen doch keinen Anlaß haben kann, noch in die Lage dessen, dem aus der jenseitigen Welt, an deren Bestand er zweifelt, soeben eine sehr bestimmte Botschaft gekommen ist; und die kühne Tat, zu welcher der Neffe des Claudius sich entschließen soll und doch nicht entschließen kann, ist eine ganz andere als der Selbstmord, dessen Gründe und Gegengründe der Monolog abwägt. Hier spricht wirklich der Dichter. Und wer wollte die korrekte Einhaltung des dramatischen Planes nicht gern hingeben für den Einblick in das innerste Leben einer edlen und großen Seele, der ihm gewährt wird? in der bewegten Sprache und dem Hin- und Hergehen der Gedanken noch ergreifender gewährt wird als durch jenes Sonett, in das einst der Dichter dieselben Empfindungen unmittelbar gefaßt hatte:

Nach Grabesruhe sehn' ich mich ermattet;
Denn das Verdienst erblick ich bettelarm,
Das leere Nichts mit Reichtum ausgestattet,
Die reinste Treue in des Meineids Arm;

Als Beute der Gewalt die Huld des Weibes,
Der Schande Kleid mit Ehrengold verbrämt,
Des Geistes Würde wie die Kraft des Leibes
Durch Schlaffheit, die befehlen darf, gelähmt;

Die Kunst beschränkt durch Machtspruch bis zur Stummheit,
Das Wissen in der Torheit Vormundschaft,
Die schlichte Einfalt laut verkannt als Dummheit,
Und alles Gute in des Bösen Haft.

Des bin ich satt, und stürbe gern. Ach bliebe,
Da nur nicht völlig einsam meine Liebe!

IX.

Don Quixote.

Von Friedrich von Sallet.

[Aus Düsseldorfer Vorträgen, März 1901.]

Der Ritter von der traurigen Gestalt trägt bekanntlich diesen Beinamen durch ein Mißverständnis: ein trauriges Antlitz (figura) hatte Cervantes ihm geben wollen. Aber der Irrtum hat sich festgesetzt und kann wohl nicht mehr von dem Bilde getrennt werden, das in unserer Phantasie lebt. Don Quixote ist dadurch bei uns noch mehr als bei seinen Landsleuten zu einer lächerlichen Person geworden.

Gegen diese herrschende Vorstellung protestiert Friedrich von Sallet, ein heute nicht mehr viel gelesener schlesischer Dichter, der 1843 im frühesten Mannesalter gestorben ist, nachdem er eine Zeit lang Offizier gewesen war, dann, weil weder Dienst noch Geselligkeit ihm rechte Befriedigung gewährten, zurückgezogen seiner Muse gelebt hatte. In zwei eng zusammengehörenden Gedichten hat er Don Quixote zu deuten unternommen.

Don Quixote, edlen Dranges,
Steigt auf seine edle Mähre,
Und sein Angesicht, sein langes,
Glänzt vom Strahl der Heldenehre.

Fänd' er besser Roß und Waffen,
Feind' ihm gleich an Seelenadel —
Wahrlich wär' er nicht geschaffen
Für Gespött und frechen Tadel.

Denn die Welt will er beschützen,
Will Gewalt und Unrecht strafen;
Doch die Welt will stille sitzen,
Will geknechtet sein und schlafen.

Und für Ritter, Eisenfresser
Fand er nichts als Eseltreiber,
Für Prinzessinnen und Schlösser
Kneipen und gemeine Weiber.

Weil er schön die Welt sich dachte
Und sie fand so gar erbärmlich,
Ist er nun der Ausgelachte
Als verrückt und geistesärmlich,

Daß der Bursch selbst, hohl und nüchtern,
Sancho Pansa seiner spottet,
Ob er gleich, gezähmt und schüchtern,
Knechtisch hinterher ihm trottet.

Aber geschieht damit nicht dem Toren, der gegen Windmühlen ansprengte, zu viel Ehre? Widerspricht das nicht ganz und gar der Absicht des geistreichen Mannes, der die Ritterromane verspotten wollte? Wahrscheinlich. Nur ist die Frage, ob uns der Dichter hindern könnte, nach Generationen sein Werk anders zu verstehen, als er es gemeint hatte, ob er uns würde hindern wollen. Poetische Erzeugnisse sind immer nur Bruchstücke oder Auszüge aus einer ganzen Gedankenwelt, die im Geiste ihres Urhebers lebendig war; diese muß der Leser, der recht genießen und verstehen will, in sich nachzuschaffen suchen. Die ausgesprochenen Gedanken hängen mit einer Menge von Anschauungen und Erfahrungen, von Lebensfragen zusammen und bedürfen, wenn sie wirken sollen, der immer neuen Ergänzung und Belebung von dort aus. Der Stoff zu solcher Ergänzung und Belebung ist aber nicht zu allen Zeiten derselbe. Als v. Sallet geboren wurde, war der Roman des Spaniers 200 Jahre alt, und seitdem ist wieder ein Jahrhundert vergangen. Ein großes Dichtwerk, das über die eigene Zeit hinaus dauert, vermag dies eben dadurch, daß es mit der Wirklichkeit des menschlichen Daseins in tiefem, lebendigem Zusammenhange steht; es wurzelt darin mit vielen Saugfasern und durch diese nimmt es immer frisches Blut in sich auf. So ändert sich das Gesicht, mit dem dieselbe Dichtung die Menschen ansieht. Ihr Verfasser darf sich darüber nicht beklagen. Es geht ihm wie dem, der einen Bekannten in die Gesellschaft einführt und erleben muß, daß dieser nach einiger Zeit eine ganz andere Rolle spielt, als er ihm zugedacht hatte.

Nur ein bedeutender Dichter wird Gestalten schaffen, die ihn lange überdauern; und auch ihm glückt es nicht mit einer jeden. Molières Geiziger hat unvergängliches Leben; ein Stück wie die Précieuses ridicules kann heute nur noch mit historischem Interesse gewürdigt werden, weil es der historischen Erklärung bedarf. Daß ein junges Mädchen sich schon lächerlich mache, wenn es einen vom Vater oder Vormund ihm aus-

gesuchten, an sich rechtschaffenen Bewerber nicht annehmen will, ist eine Voraussetzung, die wir nicht mitbringen, sondern künstlich hinzudenken müssen. Goethes Egmont ist uns heute als Mensch nicht mehr so interessant wie dem Dichter und seinen Freunden; die politische Denkrichtung unserer Zeit können wir nicht verleugnen und versagen unsere Teilnahme einem Staatsmann, der daran zugrunde geht, daß seine liebenswürdige Natur der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen ist. Umgekehrt hat ein Charakter wie Shylock im Fortschritte der Zeit und der Kultur an Bedeutung gewonnen; für Kreon in Sophokles' Antigone haben wir mehr Mitgefühl als das athenische Publikum, und brauchen uns dessen nicht zu schämen. Im Grunde ist es doch der Dichter, der den Keim zu künftiger Entwickelung in seine Personen gelegt hat, wenn auch unbewußt. In dem, was ein Künstler unbewußt gibt, steckt immer die eigentliche Seele seiner Schöpfung.

Im vorliegenden Falle geht aber der kühne Interpret noch weiter: er sieht in Don Quixote den Vertreter des tätigen Idealismus — wie Hamlet der des leidenden ist —:

Und der edle Ritter reitet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher Tat bereitet,
Stets als toller Narr bewundert.

Und Begeistrung ist sein Name.
Stets getäuscht in Götterwerken,
Muß er endlich selbst mit Grame
Seines Tuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend sind die Zeiten
Und die Tatkraft ist vertaget,
Darum scheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überraget.

Murrend folgt dem edlen Ritter
Der Verstand mit Krämersinne,
Hofft, ob er auch tadelt bitter,
Daß er durch den Herrn gewinne. —

Reite, Ritter, trotz dem Schelten,
Fort bis in den Tod vergebens!
Droben leuchten andre Welten,
Würdig deines Heldenstrebens.

Ein Kreis jüngerer Freunde, dem ich das Gedicht einmal vortrug, meinte, das sei kurz vor 1840 wohl richtig gewesen, unter dem Regimente des alternden Friedrich Wilhelm III.; jetzt aber seien die Zeiten nicht mehr elend, die Tatkraft nicht mehr vertagt. Die großen Kriege, die Aufrichtung des deutschen Reiches, dessen Wachstum zur Weltmacht, die unendliche Betriebsamkeit in allen Zweigen produktiver Tätigkeit hätten die Schranken geöffnet, Aufgaben gestellt, Vorbilder gegeben, denen gegenüber kein kleinmütiger Gedanke aufkommen könne. — Wir wollen das Ungeheure, was geleistet ist, in seinem vollen Werte würdigen; aber darauf stolz zu sein haben diejenigen das mindeste Recht, die noch nichts dazu beigetragen haben. Nichts Gefährlicheres könnte es geben, als auf dem Ruhme der Väter auszuruhen. Und für den, der etwas tiefer blickt, kann doch kein Zweifel sein, daß die Menschen ihrem Wesen nach immer noch dieselben geblieben sind. Der einzelne, der es mit seinen Forderungen an sich und andere ernst nimmt, hat in unserer Zeit einen so schlimmen Stand wie nur je; und die Masse ist, was sie ihrer Natur nach sein muß, schwer zu bewegen und schwer zu hemmen, heute wie zu allen Zeiten. Wenn wir daher bemüht sind, der Jugend Kenntnisse mitzuteilen, Pflichtgefühl und Arbeitslust bei ihr zu pflegen, so wollen wir auch der Hoffnung froh bleiben, daß unter den sich drängenden Scharen manch einer mit heranwachse, in dem der Mut einst erwachen wird, sich als ein Don Quixote belächeln zu lassen.

X.

Landwein.

Von Gottfried Keller.

[Aus Düsseldorfer Vorträgen, März 1901.]

Wenn man mit den Augen eines Idealisten wie Friedrich von Sallet die Welt ansieht, so erscheinen Zufriedenheit und Behagen beinahe wie etwas Unerlaubtes. „Wer erfreute sich des Lebens, Der in seine Tiefen blickt?“ — so läßt Schiller die Prophetin sprechen, die das Los aller Propheten teilt, nicht verstanden zu werden. Wer den Maßstab, nach dem er Dinge und Menschen beurteilt, aus einem besseren und höheren Bereich, in dem seine Gedanken zu Hause sind, mitbringt, wie soll der des Daseins froh werden in einer Welt, in der er eben dadurch wie ein Fremder steht? Und doch ist es möglich, die vertiefte, ins innere, geistige Leben eindringende Betrachtung der Welt auch umgekehrt zu entwickeln, aus der Freude heraus, die Besitz und Genuß des Irdischen gewähren.

Gottfried Keller hat die Kraft des Hungers, die peinigende wie die produktive Macht des Entbehrens, im eignen Leben reichlich kennen gelernt. Aber es hat ihn nicht verbittert. Seine Augen blieben allezeit offen für Sonnenschein und goldenen Überfluß. In einem Gedichte, das er „Landwein“ überschrieben hat, zeichnet er das Bild eines wohlhabenden Schweizer Bauern, zunächst den Schauplatz seines Wirkens, wie er ihn mit eigner Kraft sich gestaltet hat.

Am Hügel wohnt der alte Bauersmann,
Der hat sein Gut von neuer Hand gegründet,
Daß all sein Land im weitgezognen Bann
Des Eigners feste Willenskraft verkündet;
Was harter Fleiß der Erd' entlocken kann,
Hat er zu immergrüner Pracht entzündet;
Und in der Mitte steht sein stattlich Haus,
Die Fenster schimmern in das Land hinaus.

Da ist das ganze Jahr ein wechselnd Blüh'n,
Geteilt in Streifen und in allen Farben
Dehnt es sich aus, vom hellen Saatengrün
Bis zum gediegnen Gold der schweren Garben.
Des Mohnes traumerfüllte Kelche glüh'n,
Wenn kaum des Flachses blaue Blüten starben;
Vereinigt leuchtet aller Farben Flor
Im Blumengarten vor des Hauses Tor.

Vom fernen Berge aus dem eignen Wald
Hat er zum Hof den Brunnen hergeleitet,
Und von des Forstes felsiger Gestalt
Aus eignem Stein des Hauses Grund gebreitet.
Man sieht, wie neben mächt'ger Eiche bald,
Bald neben der gefällten Tann' er schreitet,
Die blanke Axt fest in den Stamm gehauen,
Dem langen Zug den richt'gen Weg zu schauen.

Vom Morgengrauen bis zum Nah'n der Nacht
Kann man ihn seh'n durch Flur und Felder streifen,
So weit noch seines Halmes Blüte lacht,
Treu seine Bienen Pflug und Stier umschweifen;
Selbst von der Lüfte sonnig heitrer Pracht
Die Tauben seines Hof's Besitz ergreifen.
Und auch die Lerche, Wachtel, Eul' und Rabe
Sind heimatliche Kinder seiner Habe.

Sich selbst genügend steht der Mann auf dem Stück Erde, das ihm gehört. Denn das ist groß genug, um ihm alles zu bieten, was er mit den Seinen gebraucht: Holz und Steine um sein Haus zu bauen, Brotkorn zur Nahrung und Flachs, aus dem für den Bedarf an schlichter Kleidung gesponnen und gewebt wird. Was im Umkreise des Hauses wächst und gedeiht, ist ihm untertan: der Stier, der den Pflug zieht, wie die fleißigen Völker der Bienen, die süße Speise bereiten. Die Vögel, die frei in der Luft ihr Wesen haben, gehören doch als angestammte Gäste zu seinem Besitz. Auch der Brunnen, der auf dem Hofe fließt und alle tränkt, ist aus einem Quell im eignen Walde hergeleitet.

Jedoch sein Herzfleck ist ein jäher Rain,
Der sich erhebt aus weiten Ackergründen,
Da, wo am vollsten ruht der Sonne Schein
Und abgewandt des Nordens rauhern Winden;
Da zieht der Landmann seinen Labewein,
Da ist er manchen langen Tag zu finden,
Wie Arbeit er und Müh' mit Lust verschwendet,
Der Rebe wähl'risch Schoß zum Lichte wendet.

Doch zieht er nicht die Traube zum Erwerb,
Mit seinen Söhnen trinkt er selbst den Saft,
Der nicht wie Honig süß, doch frisch und herb
Der Männer Blut erhält mit tücht'ger Kraft;
Auch Brot und Leib und Leben sind ja derb
Dem Volke, das in brauner Scholle schafft;
Nur wenn ein heißes Weinjahr ist auf Erden,
Kann auch sein Wein ein rechter Festwein werden.

Wie oftmals, wenn der kühle Herbst gekehrt,
Gelungen war des Jahr's mühsel'ger Plan,
Die Speicher hoch mit reicher Frucht beschwert,
Der neue Wein in seine Haft getan,
Hat er das erste Glas davon geleert —
Nie setzt' er eines ruhig wohler an —
So saß der Mann inmitten seiner Sippe
Und trank den jungen Wein mit froher Lippe.

Das edelste Gewächs, das die Erde trägt, ist der Weinstock. Seine Frucht ist die letzte, die reif wird; sie sammelt die Glut eines ganzen Sommers, um in sich die Kraft zu künftigem Feuertrank zu entwickeln. Doch solche Gabe wird den Menschen nicht geschenkt; sie fordert verständnisvolle, sorgsame, unablässige Pflege. Bei dieser Tätigkeit zeigt uns der Dichter seinen Helden: wie Arbeit er und Müh' mit Lust verschwendet. Während er an steilem Bergeshang mit Messer und Hacke geschäftig ist, schmeckt er im Geiste schon voraus das Wohlgefühl der Stunde, in der er auf das alles zurückblicken wird. Wenn der neue Wein gekeltert und im Fasse geborgen ist, kommt für den Landmann eine Zeit der Ruhe: des Jahrs mühsel'ger Plan ist wieder einmal gelungen. Dessen wird er sich bewußt, wenn er mit Frau und Kindern, die wacker geholfen haben, in behaglicher Stube vereint ist und das erste Glas des Heurigen an die Lippen setzt.

Wenn dieser so im Glas zu gären schien,
Im Innersten nach Klarheit heiß zu ringen,
Dann sprach der Mann wie träumend vor sich hin,
Als hört' er wo ein fernes Lied erklingen:
„Gott hat's gegeben, und wir preisen ihn!
Wir loben ihn, wenn wir es wieder bringen!
Denn wie er's geben kann, mag er es nehmen,
Und unser ist ein mutiges Bequemen!

„Wohl hört man ihn durch Tann' und Schlüchte fahren,
Wer aber weiß, von wannen kommt der Wind?
So drängen sich der Menschheit schwere Scharen,
Die selber sich ein tief Geheimnis sind,

Das aber endlich sich soll offenbaren
Den Lebensklugen, die nicht taub und blind.
Indes zur Übung, Stärkung unserm Streben
Wird dieser harte Ackergrund gegeben.

„Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heil'gen Ströme wollen rauschen!"

„Ein mutiges Bequemen": so spricht kein Reformator, der die Welt verbessern möchte, sondern ein Mann, der mit gegebenen Verhältnissen rechnet, und der deshalb auch mit der Möglichkeit rechnen muß, daß wohlbedachter, treuer Arbeit doch schließlich der Lohn versagt bleiben kann. Vor anderen ist dies das Los des Landmannes. Wenn er reichen Gewinn in seine Scheunen sammelt, so darf er sich rühmen, daß zäher Fleiß ihn der Erde entlockt hat; und wenn Regen oder Sonne ihm den Ertrag eben solchen Fleißes rauben, so muß er sich in das Unvermeidliche fügen, und soll dabei den Mut nicht sinken lassen. Aus solcher Lebenserfahrung läßt sich Verständnis schöpfen für den Lauf der Welt im großen. Wer immer in ihr wirken und etwas leisten will, mag sich vorkommen wie einer, der den Acker bestellt und, wenn er sein Bestes getan hat, zuletzt abwarten muß, welcher Erfolg ihm beschieden ist. Sonnenschein und Regen, fördernde und widrige Winde wechseln überall; manchem gelingt es, sie sich dienstbar zu machen, aber sie sind unzuverlässige Gesellen. Ansichten und Stimmungen, Wünsche und Leidenschaften der Menschen springen ebenso launenhaft hin und her wie das Wetter; und oft sind sie es, die über den Ausgang tief angelegter Pläne entscheiden. Es kommt darauf an, gegenüber der äußeren Abhängigkeit, in der sie auch den Tüchtigen halten, die innere Freiheit zu behaupten.

Der Bauer in unserm Gedicht würde das können; die harte Schule seines Berufes hat es ihn gelehrt. Von sicherem Platze aus sieht er dem Treiben zu und verfolgt die Entwickelung der menschlichen Dinge mit sinnenden Blicken. Der unruhige Saft im Glase ist ihm das Bild einer geistigen Gärung, die nach Klarheit ringt. Denn die vielen, die in unaufhörlicher Bewegung als Träger des Kampfes und damit des Fortschrittes gegeneinander drängen, sind im Grunde sich selber ein

Geheimnis, wissen nicht, von wo die Kraft kommt, durch die sie getrieben werden, noch wohin sie führen will. Und doch gibt es nichts, was zu wissen mehr not täte als eben dies, wenn es endlich und mit Entschiedenheit aufwärts gehen soll. Denn was sich bis jetzt dem Beobachter darbietet, ist ein ewiges Hin und Her und Auf und Ab von Fortschritt und Rückfall, von Einsicht und Irrtum.

Alle Formeln, unter denen man Erscheinungen der Natur oder des Geisteslebens zu begreifen gemeint hat, alle Formen, in denen man die äußeren Verhältnisse des Daseins zu gestalten suchte, fallen, sobald sie anerkannt sind und durch Gewohnheit befestigt werden, der Tendenz zur Erstarrung anheim. Gesetze, die heilsamen Schutz gewährten als sie gegeben wurden, müssen lähmend und fesselnd wirken, wenn sich das Leben geändert hat, das durch sie geregelt werden sollte. Und wie könnte es anders sein? da sich doch Gesetze nur in Worten ausdrücken lassen, und die Worte selber stetig ihren Sinn ändern! Das zeigt sich im Großen wie im Kleinen. Als zuerst „vorstellen" ins Geistige übertragen, die Gedanken, die sich jemand über eine Sache gemacht hatte, seine „Ansicht" genannt wurden, da waren das lebhaft empfundene Gleichnisse: heute sind es abstrakte Begriffe. Wer die ursprünglichen Züge wieder sichtbar machen will, sagt „Anschauung" — schon ist auch darin das Bild am Verblassen — und „vor Augen stellen". „Theorie" war bei den Griechen etwas fürs Auge; es wurde der Name für eine anschauliche Vorstellung, die aus wissenschaftlicher Erkenntnis eines Gegenstandes, einer Gruppe von Tatsachen gewonnen war. Römer übersetzten es als speculatio. Und was heißt heute „theoretisch"? — man liebt es die Gedanken dessen so zu schelten, der von den Dingen keine rechte Anschauung hat. Was ist vollends „Spekulation"?

Goethe schreibt in seiner Geschichte der Farbenlehre (I 2): „Ein „ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, notwendig „wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um so lebhafter, als in „dem engen Raume, in welchem die Menschheit sich ergeht, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren. „— Und doch ist jede Wortüberlieferung so bedenklich. Man soll sich, „heißt es, nicht an das Wort, sondern an den Geist halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geist das Wort, oder verwandelt es doch „dergestalt, daß ihm von seiner früheren Art und Bedeutung wenig „übrig bleibt."

Zu den Wörtern, denen es besonders schlimm ergangen ist, gehört

„Stil". Goethe hat ihm eine eigene, aus reicher Erfahrung mit tiefem Nachdenken zusammengedrängte Abhandlung gewidmet (1789). Drei Stufen unterscheidet er im künstlerischen Schaffen: zuerst die einfache Nachahmung der Natur; dann die Gewöhnung, gewisse Formen und Farben — an einer Frucht, in einer Landschaft, im Antlitz eines Menschen — als charakteristisch zu empfinden und in der Darstellung hervorzuheben, wofür er, ohne jede tadelnde Nebenbedeutung, „Manier" sagt; endlich den Stil, der aus der vorhergehenden Stufe sich dadurch entwickelt, daß gerade diejenigen Züge herausgefunden werden, die an sich und der Natur des Gegenstandes nach die wichtigsten sind. — Wenden wir auf diese Betrachtung das mahnende Wort an, daß, wer einen süßen Kern erhalten wolle, sich nicht zu sehr der Schalen freuen dürfe! Bei dem Reichtum, den das Auge umfaßt und der für die Wiedergabe zur Auswahl steht, bleibt dem subjektiven Empfinden, des einzelnen wie einer Gemeinschaft, immer noch Spielraum genug. So entsteht das, was man den Stil eines Künstlers, einer Nation, eines Zeitalters nennt. Der Meister vererbt seine Art zu sehen und darzustellen auf einen Kreis von Schülern: die Kunst wird zur Technik — und diese kann weiter übertragen werden. Was in den Werken einer bestimmten Blütezeit den Späteren gefällt, wird als der Stil jener Zeit empfunden, und ist es wirklich, ein mittelbarer, doch lebendiger Ausdruck ihres Fühlens und Sinnens. Aber er ist äußerer Nachahmung zugänglich, und so wird die Bedeutung des Wortes geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Produktionen werden möglich, die sich als stilgerecht geben und Lob dafür ernten, während von den geistigen Kräften, in deren Betätigung das Wesen des Stils beruht, keine darin zu spüren ist. Da hilft denn, um die Erstarrung zu durchbrechen, nichts andres als Rückkehr zum unmittelbaren Betrachten und Nachbilden der Natur.

Entsprechendes vollzieht sich auf dem Gebiete der Wissenschaft. Jeder bedeutende Lehrer bringt die Gefahr, daß durch ihn oder mit Berufung auf ihn eine Tyrannei ausgeübt wird; am meisten der, welcher zuerst befreiend gewirkt hat. Denn indem er das tat, riß er empfängliche Geister mit fort, wurde zum Führer, zur Autorität. Nun müssen die Befreiten wieder von ihrem Befreier befreit werden. Lessing hat manche Fessel des Geistes gesprengt; und noch jetzt geben seine Schriften den wirksamsten Anhalt, um jugendliche Menschen zur Selbständigkeit des Denkens zu erziehen. Wer das aber in der Weise zu leisten hofft, daß er die ästhetischen und theologischen Ansichten, zu denen

Lessing gelangt war, unverändert festhält, verfährt kaum weniger kurzsichtig als die Menge derer, die da meinen, der große Mann sei für uns abgetan, weil seine Entscheidungen heute nicht mehr gelten. Beide sind in dem Irrtum befangen, die Bedeutung eines führenden Geistes in historischer Wissenschaft liege in den Resultaten, die er gefunden, während sie doch in der Art liegt, wie er gesucht hat. Wenn im Namen eines solchen bei nachfolgenden Geschlechtern die Gedanken in vorgeschriebene Bahnen gezwängt werden, so ist das recht eigentlich eine tragische Fügung. Keinen hat sie stärker getroffen als den Griechen, zu dessen wirklicher Meinung von den erstarrten Formeln seiner Nachbeter zurückzukehren eben Lessing gelehrt hat: Aristoteles. Ein so bedeutender und selbständiger Schüler, wie er dem größeren Platon gewesen ist, war ihm nicht beschieden. Seine Lehre erhielt kanonische Geltung — und hat dazu helfen müssen, Jahrhunderte in geistigem Banne zu halten.

„Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich „in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die „Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden." Eben das, was Goethe so aussprach (Spr. 459, Ausg. der G.-G. 660), hat im Grunde die Renaissance gewollt, und hat es vollbracht. Aber für alle Zeiten? Sehen wir doch zu! Die vielen, die sich jetzt mühsam durch unsre Gymnasien quälen, scheiden sie daraus alle mit dem Bewußtsein, durch Latein und Griechisch erst eigentlich zu Menschen geworden zu sein? Und doch waren die Männer, die, vor bald hundert Jahren, das preußische Bildungswesen begründeten, von jener reinen und hohen Auffassung durchdrungen, hatten die belebende Kraft der Antike an sich selbst erfahren. Aber indem sie ihre pädagogischen Wünsche zu einer staatlichen Organisation ausgestalteten, suchten sie das, was innerlich wirken sollte, durch äußeren Zwang zu befördern: die befreiende Macht wurde zur beherrschenden, bedrückenden. Und nun das Ergebnis: die Schale ist geblieben, der süße Kern soll erst wiedergewonnen werden. Ein wertvollstes Bildungselement bedeutet das klassische Altertum auch für uns; aber, was es dem heranwachsenden Geschlechte zu sagen hat, müssen wir herausarbeiten im Gegensatze zu der kodifizierten Verehrung einer früheren Generation.

Das Wort „Bildung" selber gehört zu denen, die eine traurige Geschichte haben. Seinen ursprünglichen Sinn hat es nicht mehr, und so ist er zum guten Teil auch den Einrichtungen verloren gegangen, die der damit benannten Sache dienen sollten. Es gilt, die Stelle zu

finden, wo der Sinn weiterlebt, wieder auflebt, um sich in neuer Form zu betätigen und auszudrücken. Wörter wie „Entstehung, Entwickelung, Befreiung" bezeichnen doch nicht einen Zustand, sondern einen Vorgang, nicht das Fertige, sondern das Werdende. So war auch „Bildung" als ein Werden gemeint: Formung, Gestaltung, Gelenkigmachung des Geistes. Um dies aber zu erreichen, mußte man Gegenstände des Denkens zu nachhaltiger Beschäftigung an den Geist heranbringen. Und da es überall den Menschen leichter wird, einen Tatbestand zu konstatieren, als etwas das im Werden ist zu erkennen, so verschob sich denen, die an Bildungsanstalten wirkten, unmerklich der Begriff ihrer Aufgabe. Ein festes Ziel mußten sie haben, um den Erfolg ihrer Leistung darzutun, und das geschah am einfachsten durch den Nachweis angeeigneter Kenntnisse. Da durfte es keine „Lücken" geben, die Bildung sollte „abgeschlossen" sein, eine „halbe" konnte nicht genügen: überall wurde und wird so gesprochen, als sei Bildung etwas, das man besitzen könne.

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

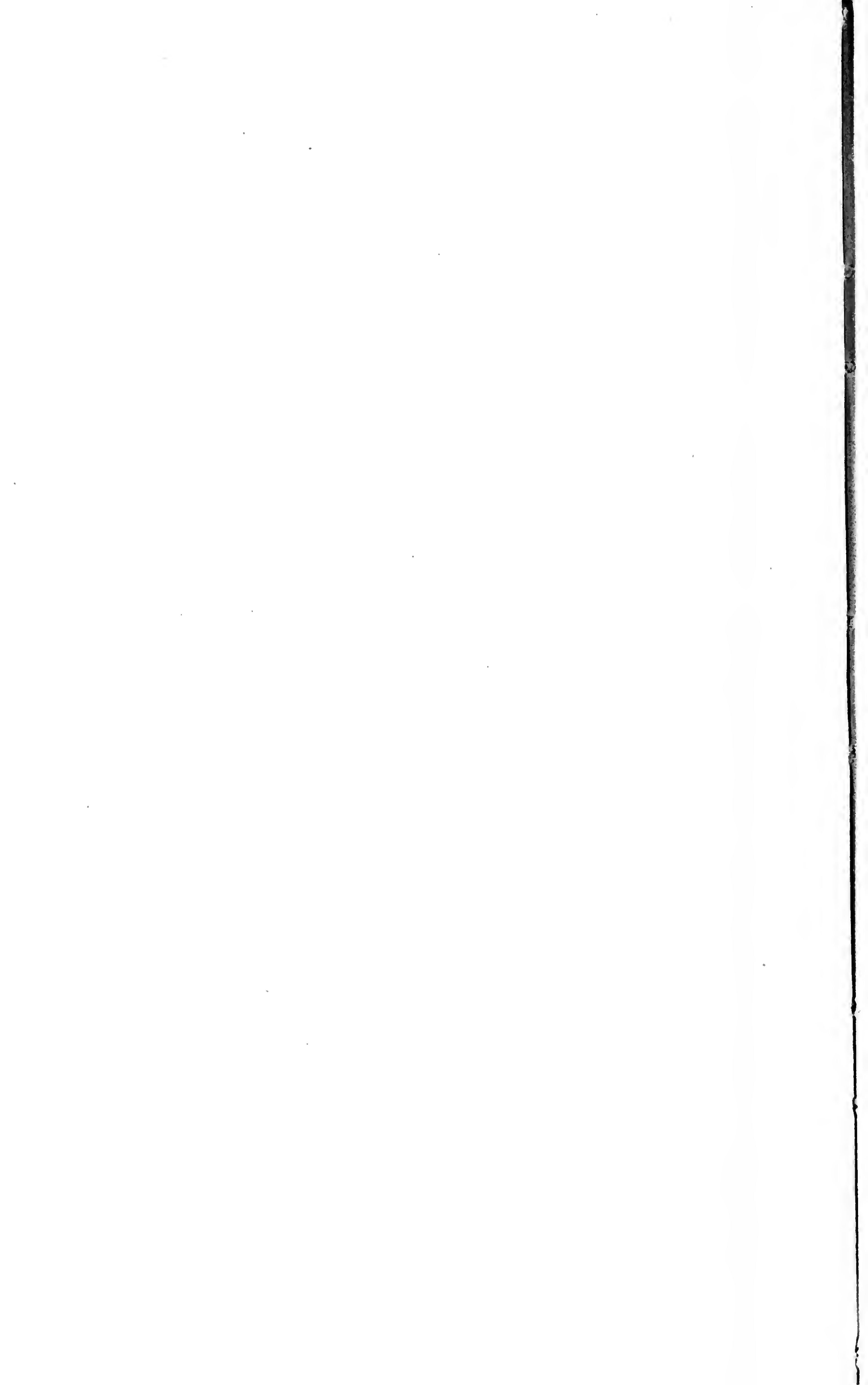
Diese Erfahrung bestätigt sich nun auch auf dem letzten, innersten Gebiete geistigen Lebens. Jesus war gewiß kein Dogmatiker; den Hütern erstarrter Formen trat er entgegen mit unmittelbarem Gottesbewußtsein und mit einer Lehre, die zwar in goldene Worte gefaßt war, ihre Kraft aber im Tun hatte, und im Leiden. Und was war im Laufe der Jahrhunderte aus seiner Religion der Liebe geworden? Werkgerechtigkeit und Asketentum. Da tat es not, daran zu erinnern, daß gute Werke, in äußerer Pflichtmäßigkeit geleistet, nichts bedeuten, daß die Gesinnung den Christen macht, der Glaube. Doch was ist Glaube? Die Definition des Hebräer-Briefes spricht es mit klarem und tiefem Verständnis aus: eine gewisse Zuversicht dessen, das man hofft, und ein Nicht-Zweifeln an dem, das man nicht sieht. Aber was ist es denn, was wir hoffen, woran zu zweifeln uns unerträglich wäre? — Indem Luther dazu gedrängt wurde, seine Anhänger in einer neuen Kirche zu vereinigen, ergab sich doch wieder die Notwendigkeit einer bestimmten Formulierung; zudem wurden die alten Bekenntnisschriften beibehalten. Und damit war der Anfang gemacht zur Befestigung einer neuen Fessel, von der frei zu werden und frei zu machen sich heute die wirklichen Geistesverwandten des großen Mannes ebenso schmerzvoll abmühen, wie er einst gegenüber dem Druck der Mönchsregel und dem Unwesen des Ablaßhandels. —

So wiederholt sich überall derselbe Gang der Dinge. Ein Gedanke, eine neue Denkweise, eine selbständige Art, die Welt anzuschauen, tauchen auf und finden in Worten Ausdruck, stellen in Werken sich dar; nun werden sie in ein System gebracht, umgeben sich in Gesetzen und Einrichtungen mit äußerer Gestalt. Indem sie siegreich kämpfen, allmählich sich durchsetzen, kommen sie zu Anerkennung und Herrschaft. Aber damit ist auch der Keim des Verderbens schon hineingelegt, der Anlaß gegeben zum Äußerlichwerden, zum Erstarren. Die Form hatte Wert, solange es darauf ankam sie zu schaffen: da hielt sie die Kräfte des geistigen Lebens rege. Die fertig überlieferte ladet zu bequemem Ausruhen ein und wird bald um ihrer selbst willen geschätzt und gepflegt. Es kann nicht ausbleiben: jetzt hat sie nicht mehr die Lebendigen auf ihrer Seite sondern die Toten; sie selbst, einst eine Tat der Befreiung, ist es jetzt, die das frische Leben, das anderswo empordringen möchte, niederhält — bis dann dieses Neue wieder sich durcharbeitet, und der alte Kreislauf abermals beginnt. Und doch kein völliger Kreis: jedesmal bewegt er sich auf einer etwas höheren Stufe, dem Ziele ein Stückchen näher, tiefer eindringend in das Wesen der Dinge. Denn im Grunde vollzieht sich, bei aller scheinbaren Gleichförmigkeit, doch ein Fortschritt; aber nur ein helles Ohr vermag zu vernehmen, was in der Stille sich ankündigt.

Verstehen wir jetzt, was Gottfried Keller mit der letzten Strophe seines Gedichtes gemeint hat?

„Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heil'gen Ströme wollen rauschen!"

Männer.



XI.
Goethe.

[Düsseldorfer Vorträge, Oktober 1899.]

1.

Wer die reiche Sammlung von Goethe-Erinnerungen durchwandert, die in den Räumen unserer Kunstakademie als Beitrag zu der allgemeinen Feier dieses Jahres ausgestellt ist, der verweilt immer wieder doch am längsten bei den Bildnissen, die den großen Mann selbst zeigen, wie er ausgesehen hat oder wie er dem künstlerischen Auge eines Mitlebenden erschienen ist. Man möchte gern recht greifbar und lebendig auch seine äußere Erscheinung im Geiste bewahren, um für persönliche Verehrung ein Ziel zu haben.[1]) Aber welche Darstellung aus der Fülle der vorhandenen sollen wir festhalten? die hohe Gestalt des Jünglings auf dem Kaulbachschen Bilde, der, von den Frauen bewundert, in leichtem Mantel über das Eis dahingleitet, oder die ernsten Züge des Achtzigjährigen in dem Stielerschen Porträt? den Apollon-Kopf von Trippel oder den mehr Zeus-ähnlichen von Rauch? Nicht minder wechselnd erscheint sein geistiges Antlitz. Ist der schwärmerische, ungestüm empfindende Verfasser von Götz und Werther der eigentliche Goethe, oder der beruhigte, abgeklärte Freund der Frau von Stein, der schon der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen hat? der Stürmer und Dränger, der im „Prometheus" den Himmlischen trotzt, oder der reuig Bekehrte, der wenige Jahre später sich selbst an die „Grenzen der Menschheit" erinnert? Sollen wir uns an den Dichter des ursprünglichen Faust halten, der doch wohl, wie es im Volksbuche war, seinen Helden dem Teufel verfallen ließ? oder dem Greise glauben, der ihn rettet und mit christlich frommem Sinn in den Himmel emporführt?

Goethes Zeitgenossen empfanden lebhaft den Wechsel in seinem

[1]) [Vgl. Fritz Stahl, Wie sah Goethe aus? Berlin 1905. Eine Sammlung von Bildnissen, die von 1764 bis 1832 reichen, mit geistreichem Versuch sie aus der Lebensgeschichte zu deuten.]

Wesen, wovon er selbst in der italienischen Reise (aus Palermo 8. 4. 87) ein anmutiges Beispiel erzählt. Aus dem überschäumenden Jüngling, den „alle braven Jungen bis zur Schwärmerei liebten", war ein vollendeter Hofmann geworden, mit dessen Wesen Hoheit und Würde untrennbar verbunden schienen. Solche Veränderungen sind natürlich bei einem Manne, der viel erlebt und, in bedeutenden Verhältnissen wirkend, ein hohes Alter erreicht. Auch für uns, wenn wir das abgeschlossene Leben überschauen, von der Mannigfaltigkeit des Vollbrachten absehen und zu erfassen suchen, was nun im ganzen die entscheidenden Züge sind, ist es nicht leicht zu einem einheitlichen Bilde zu gelangen, über das sich einer mit dem andern ohne weiteres verständigen könnte. Welchen Goethe feiern wir heute?

Eine Buchbinderfrau meinte, als der Name erwähnt wurde: „Ach, das ist der, der so viel für die Abreißkalender geschrieben hat!" Darüber lachen wir. Und doch ist es im Grunde nicht viel schlimmer, als wenn ein Schauspieler den Dichter und seine Dramen nur darauf ansieht, wie viele Gelegenheiten er ihm biete, einen wohlgebauten Körper in mannigfaltigen Stellungen und ein bewegliches Gesicht in kunstvollem Wechsel des Mienenspiels vorzuführen. Beide fragen: was nützt er uns für unsere Zwecke? So ist, wer in der Musik lebt, in Gefahr, die Kompositionsfähigkeit als Maßstab des Wertes an die Gedichte anzulegen; und auch, wenn er sich davor hütet, so wird er doch unwillkürlich Goethe vorzugsweise als Lyriker betrachten. Ein anderer verehrt in ihm vor allem den Erzähler, den Meister und Bildner der Sprache. Ein reifer Mann fühlt sich ihm innerlich verbunden durch die Welterfahrung und Menschenkenntnis, die der Lebenskünstler erworben hat und in tiefsinnigen Sprüchen mitzuteilen weiß. Der Literarhistoriker freut sich an den interessanten Problemen, zu denen der Text und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke den Stoff gibt. Der Philologe rühmt ihn als den Zögling und Günstling der Griechen, durch den ein gutes Stück antiker Welt wieder lebendig geworden sei, während es auch nicht an solchen fehlt, die meinen, der Kultus des Griechentums sei etwas Fremdes in seinem Wesen; der eigentliche Goethe sei der, welcher als Jüngling den Manen Erwins von Steinbach geopfert und sein Leben der Aufgabe gewidmet habe, aus einer Gestalt der deutschen Volkssage den Helden seiner größten Dichtung zu schaffen. Die Fülle des Lebens, die der Name Goethe umfaßt, ist so groß, daß verschiedene Menschen sich ganz Verschiedenes herausnehmen und doch, jeder bei sich, denken können, es sei der ganze

oethe, den sie mit ihrem Blick umspannen. Wenn ein Maler, ein Jäger,
in Botaniker, ein Gendarm durch dieselbe Landschaft gehen, so sieht
eder von ihnen manches und wohl gar vieles, was den drei anderen
erborgen bleibt. So reich und unausschöpfbar wie die Natur ist aber
uch ein großer Mann: jeder nimmt sich aus ihm das, was auf sein
igenes Wesen einen Bezug hat.

Doch ist dies nicht der einzige Grund, weshalb die Vorstellungen,
ie man von Goethe hat, so wenig übereinstimmen. Nicht nur, was
ir aus ihm herausgreifen, ist verschieden, sondern auch was die Empfan-
enden hinzutun. Auch ein so produktiver Geist wie Goethe hat nur
inen kleinen Teil von dem ausgesprochen, was ihn erfüllte. „Alle meine
Dichtungen", sagt er selbst, „sind nur Bruchstücke einer großen Kon-
essіon". Auch diejenigen seiner Werke, die für sich abgeschlossen und voll-
ndet sind, enthalten doch eigentlich nur einen Auszug, freilich des
Wichtigsten, aus dem was er selber dabei gedacht hat. In bescheidnerem
Maße gilt das von jedem besonnen arbeitenden Schriftsteller. Nur
er mehr denkt und fühlt, als er niederzuschreiben vermag, hat im Grunde
inen Anspruch, gelesen zu werden. Und dann ist das Wort, das der Autor
chreibt, immer noch etwas ganz anderes als das, welches der Leser liest:
as eine Abschluß, das andere Ausgangspunkt. Für den Leser kommt
s darauf an, so viel wie möglich die Vorstellungen, die im Geiste des
utors den schließlich festgehaltenen und geformten Gedanken umgaben,
mschwebten, stützten, bestärkten, einschränkten, durch Widerspruch
der Zustimmung lebendig erhielten, in sich nachträglich zu erzeugen.
esen ist eine schwere Kunst. Und nun gar Goethe gegenüber, der wie nur
gendeiner Selbstzucht übte, um den Gedanken rein zu haben ehe er
n aussprach, und der dabei mehr als jeder andere aus dem Vollen
höpfte. Sein Aufsatz über Laokoon, zwölf mäßige Druckseiten, enthält,
enn man ihn zu lesen weiß, eine ganze Theorie der Bildhauerkunst.
ie Hauptszene zwischen Tasso und der Prinzessin (II 1) umfaßt rund
0 Verse; und was erfährt man alles daraus, welche Welt von Gedanken
ber die tiefsten Lebensfragen wird dadurch wachgerufen! Allerdings
icht in jedem; und nicht in jedem dieselben. Indem der Leser das vom
ichter Angedeutete aus dem, was er seinerseits mitbringt, ergänzt
nd weiterführt, schafft er erst etwas Lebendiges, das nun zum Teil ihm
lber gehört. So ist es beim Erfassen der einzelnen Dichtung, dasselbe
ifft aber auch für die Auffassung des ganzen Dichters zu. Daher hat
gentlich ein jeder seinen eigenen Goethe.

Besonders stark macht sich in dieser Beziehung der Unterschied der Altersstufen geltend. „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius“: Goethe ärgerte sich über diesen Spruch in der Jugend und schätzte ihn im Alter. „Es verdroß mich gar sehr“, so erzählt er von der Leipziger Zeit (Wahrheit und Dichtung VI), „als ich vernahm, Grotius habe übermütig „geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Be„schränkung der Jugend! ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem „Augenblicke ihres Daseins für vollendet halten können und weder nach „Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern „bloß nach dem, was ihnen gemäß ist.“ Nun gibt er selbst uns Gelegenheit, die Wahrheit dieses Spruches zu erproben. Und Goethe ist doch ein unendlich reicherer Ausschnitt aus dem Weltbilde als Terenz. Man darf sagen: das Verhältnis, in dem einer zu ihm steht, ist ein Maßstab der eigenen Reife. Nur nicht so, daß der immer der Reifste wäre, der Goethe am lautesten preist. „Goethedienst kann Gottesdienst sein, aber er kann auch Götzendienst sein“, schrieb vor zehn Jahren der Rembrandt-Deutsche. Auf die Art der Verehrung kommt es an. Wer die „Sprüche in Prosa“ bequem zur Hand hat und öfter darin liest, kann es leicht erfahren, wie einer dieser Aphorismen, der ihm jahrelang nichts gesagt hatte, plötzlich, wenn er ihm wieder vor Augen kommt, den stärksten Inhalt hat, weil er selbst inzwischen eben das erlebt hat, was nötig war um ihn zu verstehen.[1])

Wie dem einzelnen Menschen so geht es den Völkern. Auch diese Anwendung jenes Wortes von Grotius hat Goethe bereits gemacht, da er in einem Briefe an Zelter (8. 8. 22) über die verschiedenen Gesichter scherzt, die der Altvater Homer von den Pisistratiden bis zu unserm Wolf geschnitten habe. Mancher Dichter, der wohl seiner Zeit etwas zu geben vermocht hat, gehört ihr doch so sehr an, daß er mit ihr dahingeht, veraltet, historisch wird. Für Goethe ist es naiv zu fragen — wie jüngst in dem Jubiläumsartikel einer konservativen Zeitung zu lesen war —: ob er für uns noch ganz verständlich sei. „Schon“ — das wäre eher eine Sorge.

[1]) [In den älteren Ausgaben von Goethes Werken stehen die Sprüche an verschiedene Stellen verteilt; einige sind erst nach seinem Tode gedruckt worden. Der Benutzung recht zugänglich gemacht wurden sie im Zusammenhang der Hempelschen Ausgabe durch G. von Loeper: „Goethes Sprüche in Prosa. Zum ersten Mal erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt“ (1870). Noch vollständiger ist dann die Ausgabe in den Schriften der Goethe-Gesellschaft (1907): „Goethe, Maximen und Reflexionen. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker.“]

Treffend sagt Hermann Grimm: „Keinem der folgenden Jahrhunderte „wird die Mühe erspart bleiben, Goethes Gestalt immer wieder neu „sich aufzubauen. Jede Generation wird die Natur seiner Herrschaft „besser zu verstehen glauben. Immer «jetzt erst» wird der rechte Stand„punkt entdeckt zu sein scheinen, von dem Goethe sich «völlig unbefangen» „beobachten lasse."

Ganz verkehrt wäre die Meinung, diejenigen müßten ihn am besten verstanden haben, die mit ihm lebten. Il faut être bien héros, pour l'être aux yeux de son valet de chambre. Etwas von der kleinlichen Betrachtungsweise, die hier gemeint ist, haftet, dem großen Manne gegenüber, jedem Zeitgenossen an, vollends jedem Bewohner derselben Stadt. Die Größe des Mont Blanc überblickt man nicht, wenn man von Chamonix aus die gegenüberliegenden Aussichtspunkte aufsucht; besser, wenn man etwa, Goethes Spuren folgend, die Dôle im Schweizer Jura besteigt, wo der tiefe Einschnitt des Genfer Sees vor uns liegt, drüben sich die Berge erheben und über ihnen, als eine Größe höherer Ordnung, der Riese aufsteigt. Alltägliche Gewohnheiten, menschliche Schwächen hat auch der Große; durch ihren Anblick und Eindruck werden die Neugierigen bestraft, die von weitem kommen um ihn einmal gesehen zu haben. Goethe wußte die Zudringlichen fernzuhalten; während er mit wenigen Vertrauten gern zwanglos verkehrte, schloß er sich, je älter und berühmter er wurde, um so fester gegen die Menge, auch der Bewundernden, ab. Dem, was man Publikum nennt, fühlte er sich innerlich fremd. Daß solche Gesinnung erwidert wurde oder vielmehr daß sie von vornherein auf Gegenseitigkeit beruhte, ist natürlich. Eine Zeit lang wußte Schiller zu vermitteln, dessen Tod auch nach dieser Seite hin einen unersetzlichen Verlust bedeutete. Dazu kam eben damals das Befremden über Goethes politische Teilnahmlosigkeit. Man erwartete von ihm ein zündendes Wort, durch das er dem allgemeinen Schmerze, dann der allgemeinen Begeisterung Ausdruck und Ansporn verliehen hätte. Er aber —:

> Nord und Süd und West zersplittern,
> Throne bersten, Reiche zittern;
> Flüchte du, im reinen Osten
> Patriarchenluft zu kosten:
> Unter Lieben, Trinken, Singen
> Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Daß das deutsche Volk an solcher Flucht Anstoß nahm, begreift man wohl. Und so ist in der Zeit der patriotischen Erhebung Interesse und

Verständnis für Goethe weniger rege als vorher, und als bald nachher. Denn es kam — in der inneren Politik — eine Periode des Niedergangs, der Kleinlichkeit und Schlaffheit und damit, im Volke, der Unzufriedenheit, für die man wieder im geistigen Leben, zumal in der Dichtung Trost suchte.

Ästhetisches Genießen und ästhetische Bildung als höchsten Inhalt des Daseins gelten zu lassen haben wir verlernt; Feldherren und Staatsmänner, deren Wirken wir erleben durften, haben das Interesse und die Freude an der Wirklichkeit wieder wachgerufen. Ja, zurzeit nimmt die Sorge, das Erreichte zu erhalten und auszubauen, vielleicht zu sehr alle Gedanken der Männer und bald auch der Frauen in Anspruch. Zu rechtem, gesammeltem und vertieftem Lesen hat man keine Zeit mehr; und soweit sie doch sich findet, fordert die moderne Literatur ihre Rechte: so sind die Alten, die Großen zurückgetreten. Bei Goethe wirken in dieser Richtung zwei besondere Umstände mit: daß sich die Wissenschaft seiner bemächtigt hat, die mit ihren zum Teil mikrologischen Untersuchungen den schlichten Leser, der sich erfreuen und erheben lassen möchte, zurückscheucht, dann aber, daß uns, wie unsere Vorfahren zur Zeit der Befreiungskriege, eben sein Mangel an nationalem Empfinden fremdartig berührt. Hier ist eine Tatsache, mit der wir uns auseinandersetzen müssen.

Es fehlt in Goethe nicht nur der patriotische Zug, sondern auch, allgemeiner, der Sinn für Geschichte. In der Menge der sich drängenden Interessen, die ihn auf den Reisen begleiteten und seine Blicke nach allen Seiten lenkten, war für historische Erinnerungen kein Platz; er empfand es unangenehm, wenn dergleichen ihm zugemutet wurde. So schreibt er aus Palermo (4. 4. 87): „Die schönste Frühlingswitterung und eine „hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden „Friedens über das ganze Tal, welches mir der ungeschickte Führer „durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte, umständlich erzählend, wie „Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure „Kriegstaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm „das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sei schlimm „genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer „von Elefanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden „müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem „Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufscheuchen.“ Hier richtete sich der Widerwille gegen die Gewaltsamkeit und den zerstörenden Gang äußerer Ereignisse; weniger heftig, doch ebenso entschieden lehnte

er den Versuch ab, eine innere Entwickelung durch geschichtliche Betrachtung lebendig werden zu lassen. Wagner ist freilich nicht geeignet, sei es diese oder irgendeine andere Wissenschaft würdig zu vertreten; doch, was Faust ihm antwortet, gilt nicht nur dem Dünkel des Philisters, der sich beim Rückblick in die Vergangenheit an dem Bewußtsein wärmt, wie herrlich weit wir's gebracht haben, sondern er spottet über den Grundgedanken der geschichtlichen Forschung selbst:

Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Daß das, wenn der Geist danach ist, doch ein sehr bedeutendes Bild geben kann, bleibt unbeachtet; und noch weniger denkt Goethe an die befreiende Kraft, die dem kritischen Durchforschen des Überlieferten an sich innewohnt. So kann es uns nicht wundern, wenn er von der Geschichte als Ganzem nichts wissen will, in den oft zitierten, selten richtig verstandenen Worten: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt."

„Dem einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, „was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; „aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." So schreibt Ottilie in ihr Tagebuch, und drückt damit die eigene Denkart des Dichters aus. Auch sein Studium war der Mensch; nicht das Volk, die Nation, sondern das Individuum. In Schillers erstem längeren Briefe an den künftigen Freund wird dies als die Lebensaufgabe geschildert, die sich Goethe gestellt habe — worin Naturforschung und Dichtung sich vereinen —: das höchste Werk, das die organische Natur hervorgebracht habe, den Menschen, zu erkennen und ihn der Natur gleichsam nachzuerschaffen, indem er in seine verborgene Technik eindringe. So war auch in der Geschichte das, was Goethe anzuziehen vermochte, immer der einzelne bedeutende Mensch, in den Ereignissen seiner Zeit das persönliche Element das allein für ihn eindrucksvolle: Bewunderung für Napoleon und treue Teilnahme für seinen Herzog. Das Gewaltige der weltgeschichtlichen Situation empfand er nicht mit.

Aber, daß das ein Mangel war, erkannte er selbst. In einem Festspiel, das er auf Ifflands Bitte gedichtet hat und das in Berlin 1815 am Jahrestage des Pariser Einzuges aufgeführt wurde, stellt er die Um-

wälzung aller politischen Verhältnisse, die sich vollzogen hat, durch den Eindruck dar, den sie auf einen unbeteiligt Gebliebenen macht. Epimenides, der kretische Seher, der (im 7. Jahrhundert vor Chr.) fünfzig Jahre in einer Höhle geschlafen haben soll, bot den Rahmen für die Erfindung: er schläft, während durch die Genien von Hoffnung, Glaube, Liebe der Dämon der Unterdrückung bezwungen wird. Wie er erwacht und in den Trümmern umher die Spuren der Zerstörung sieht, sagt er zu den Göttern gewendet:

> Wie selig euer Freund gewesen,
> Der diese Nacht des Jammers überschlief,
> Ich konnt's an den Ruinen lesen,
> Ihr Götter, ich empfind' es tief!

Und dann zu den Umstehenden:

> Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
> Mit euch zu leiden war Gewinn:
> Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
> Seid ihr auch größer als ich bin.

Die Hülle ist durchsichtig genug: wir vernehmen nicht den griechischen Priester auf der Bühne in allegorischer Umgebung, sondern den Dichter selbst, der seinem Volke nicht fremd werden will. Das auszusprechen, was er den Epimenides sagen läßt, war ihm Bedürfnis gewesen.

Einem so ehrlichen Bekenntnis gegenüber brauchen wir wohl auf die schwachen Versuche nicht einzugehen, die gemacht worden sind, Goethe doch zum großen Patrioten zu stempeln. Man sagt, er habe durch seine Schöpfungen, aus deutschem Geist und in deutscher Sprache, das Selbstbewußtsein der Nation erhöht und auf diese Weise mittelbar zur Erringung der deutschen Einheit beigetragen. Natürlich. Aber das hat er mit Klopstock, Lessing, Herder, Schiller gemein; es bedeutet nur eine äußere Summierung seiner Leistungen, führt uns nicht ins Innere seines Wesens. Seine Bedeutung für uns muß in etwas anderem liegen.

2.

Ein junger Gelehrter, der Goethe im Jahre 1827 besuchte[2]), hatte, als der hohe Herr im Gespräch etwas zutraulich geworden war, die Naivität ihn zu fragen, wie es Seine Exzellenz nur angefangen habe,

---

[2]) [G. Stickel, später Professor der orientalischen Philologie in Jena. Die Mitteilung im Goethe-Jahrbuch VII S. 233.]

einen so schönen Stil zu schreiben. Der Alte verwies ihm das nicht, lächelte nicht einmal, sondern erwiderte: „Das will ich Ihnen sagen, mein Lieber. Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich wirken lassen und den bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht." Darin liegt wirklich alles.

Die Gewalt des Goetheschen Auges ist oft bewundert worden. Jung Stilling erzählt von seiner Wanderschaft, bei dem ersten gemeinsamen Mittagessen, es habe sich niemand sonderlich an ihn und seinen Gefährten gekehrt, „außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte." Diese Augen verlangten zu schauen. In Straßburg angekommen, bestieg er noch am selben Abend die Plattform des Münsters, um Stadt und Gegend als Bild in sich aufzunehmen. Nachdem er herabgestiegen war, verweilte er noch eine Zeit lang vor dem Angesichte des ehrwürdigen Gebäudes. Er wunderte sich jetzt und auch später, daß es zugleich ungeheuer und angenehm erschien. „Doch beschäftigte ich mich", fügt er hinzu, „keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern „ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich „wirken." Aus der Schweiz schreibt er (II; 3. 10. 79): „Mir machte „der Zug durch diese Enge — das Münstertal — eine schöne ruhige „Empfindung. Große Gegenstände geben der Seele die schöne Ruhe, „sie wird ganz dadurch ausgefüllt, ahnet, wie groß sie selbst sein kann, „und das Gefühl steigt bis gegen den Rand, ohne überzulaufen. Mein „Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein „war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkte sie, was „sie sollte." — Man meint es zu sehen, wie er sieht, wie er mit den Augen die Gegenstände einsaugt.

Dabei verhält sich der Schauende durchaus nicht bloß passiv: Goethe besaß in hohem Grade die Fähigkeit, in der Natur Bilder zu sehen. Er selbst erzählt, wie er in Sizilien die Stellen ausgesucht habe, die Kniep für ihn zeichnen sollte. Dieses Herausheben des malbaren Bildes aus seiner Umgebung ist ja ein Hauptteil der Arbeit des Künstlers; daher die scheinbar so paradoxe Frage in Lessings „Emilia Galotti", ob Rafael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, auch wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden. Wer ein Stück Natur abbilden will, darf nicht daran denken, alle Einzelheiten auf der Fläche anzudeuten; er muß diejenigen Züge auffassen und zusammenfassen, die für Form und Farbe charakteristisch sind. Das sind aber in verschiedenen Augen nicht dieselben Züge; jeder selbständige Künstler hat eine eigene Art, die Natur zu sehen. Und wer längere Zeit mit empfänglichem Sinn

die Werke eines bestimmten Malers betrachtet, kann unwillkürlich dahin kommen, mit dessen Augen zu sehen und, sei es in der Landschaft oder im geschlossenen Raume, diejenigen Elemente gewahr zu werden, die geeignet wären, ein Bild nach der Weise eben dieses Malers herzugeben. Es ist bekannt, wie Goethe während seines Aufenthaltes in Dresden bei sich selbst diese Gabe entdeckte. Von der Galerie nach Hause kommend zu dem Schuster, bei dem er wohnte, glaubte er einmal ein Gemälde von Ostade, ein anderes Mal, abends, als „eine Lampe den enghäuslichen Zustand erleuchtete", ein solches von Schalken vor sich zu haben (Wahrheit und Dichtung VIII).

Denselben offenen Blick wie für sinnliche Gegenstände hatte Goethe für alle Vorgänge und Verhältnisse des Lebens. Daher die große Vielseitigkeit der Interessen, die er gleichzeitig verfolgte. Und das Leben hat ihm ja, in der Jugend wie im Alter, reichlich Gelegenheit gegeben, die Kunst des Beobachtens zu üben. Als Begleiter des Herzogs war er im Frühling 1778 in Berlin; darüber schreibt er einige Monate später an Merck: „Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein, wie das Kind „in den Schön-Raritäten-Kasten. Aber du weißt, wie ich im Anschaun „lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz „bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehen, sein Gold, „Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren „hören." In Italien mochten sich die Fülle und Schönheit der Kunstwerke, die abgetönten Farben im Fernblick, die fesselnde Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses, das bunte Treiben des Volkes auf den Straßen um die Aufmerksamkeit des Forschers streiten. Je älter er wurde, desto mehr nahm sein Schauen diesen ernsten Charakter an. Die Beschreibung des Spinnens und Webens in den Wanderjahren (III 5) gehört für uns nicht gerade zu den reizvollsten Partien des Romans; aber auch sie zeigt das unermüdliche Streben, sich von allem Inhalt des Menschenlebens ein Bild zu machen.

Das Empfangene wiederzugeben hat Goethe auch mit Stift und Nadel wiederholt versucht, um doch schließlich zu erkennen, daß ihm der Beruf zur bildenden Kunst versagt sei. Aber solche Bemühungen haben nicht nur seinen Blick für Mängel und Vorzüge in Kunstwerken geschärft, sondern, was mehr ist, die „Gegenständlichkeit seiner Poesie ist er jener großen Aufmerksamkeit und Übung des Auges schuldig geworden." So bekennt er selbst im Gespräche mit Eckermann (20. 4. 25). Den Ausdruck

„gegenständliches Denkvermögen" hatte der Anthropologe Heinroth in bezug auf Goethe zuerst gebraucht, und dieser hatte ihn gern angenommen, in einem besonderen Aufsatz 1823. Das Wort sagt sehr viel mehr als „Objektivität"; es meint, daß die Gedanken nicht in Begriffen, sondern in greifbaren Gestalten sich fortbewegen. So wollen wir uns hüten das Fremdwort zu opfern, damit es uns den volleren Sinn des deutschen lebendig erhalte.

Mittelbar erkennt man den bildenden Künstler in Goethes Beschreibungen. Aus der des Straßburger Münsters in Wahrheit und Dichtung (IX), aus dem Aufsatz über Laokoon (1797) lassen sich für solche Aufgaben technische Regeln ableiten, die der Verfasser wohl unbewußt befolgt und damit geschaffen hat. Gedichte zu Bildern zu machen wurde ihm in Leipzig ein Vergnügen, und noch später wirkte dieser Trieb nach. So ist „der Schatzgräber" wohl angeregt worden durch ein Kupfer in der deutschen Übersetzung einer Schrift von Petrarca, wo ein Knabe mit lichtstrahlender Schale neben Beschwörern, Schatzgräbern und dem Satan steht. Für „Hans Sachsens poetische Sendung" (1776) ist der Holzschnitt, als dessen Erklärung sich das Gedicht gibt, nur in den Gedanken des Dichters vorhanden, wie der Götterschild in der Ilias. Wie viel er für anschauliches Vorstellen von Homer gelernt hatte, wußte Goethe selbst am besten; überlegen ist er ihm in der Kunst, bei bewegten Bildern Beschreibung und Erzählung zu verbinden. Die Krönung Josefs II., deren Feier sich auf getrennten Schauplätzen abspielte, so daß unmöglich ein Beobachter alles gesehen haben konnte, die gedrängte Fülle der Personen und Vorführungen im römischen Karneval ergaben für die Schilderung Schwierigkeiten, die doch wie spielend überwunden sind, wieder mit bestimmten Kunstgriffen, die man versuchen mag dem Künstler abzusehen. Daß er hiermit etwas Besonderes vollbracht hatte, war ihm diesmal deutlich bewußt. „Seit Sternes unnachahmliche Sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer gefunden, waren „Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des „Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich „so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein, als nur zu tun „wäre, in mich aufzunehmen. Diesen Grundsatz befolgte ich getreulich, „als ich dem römischen Karneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema „aller Vorkommenheiten aufgesetzt, auch fertigten gefällige Künstler „charakteristische Maskenzeichnungen." So erzählt er selbst ein Menschenalter später in den Annalen (zu 1789).

Die höchste Kunst des Beobachtens und Aussprechens zeigt sich doch da, wo es gilt, das empfinden zu lassen was im Innern der Seele vorgeht, menschliche Zustände und Stimmungen, alltägliche und erhabene, ernste und heitere mitzuteilen. Was jeder dunkel fühlt, im Grunde wohl meint, aber weder sich noch anderen klar machen kann, das hat der Dichter in einen sprachlichen Ausdruck gebracht, den nun, wer will, in ähnlicher Lage ergreift. Daher wird Goethe so viel zitiert. Das Behagen des beschränkten, treu fleißigen Studenten („Denn was man schwarz auf weiß besitzt . . ."), die stille Sammlung des Gelehrten („Ach, wenn in unsrer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt"), das rastlose Schaffen des Bürgermädchens im kleinen Haushalt („. . . und immerfort, so heut wie morgen"): das alles klingt nicht anders, als wären die Worte nur so von den Dingen abgelesen. Und nun ebenso schlicht eindrucksvoll das Ernste und Ergreifende. „Adler und Taube" schildert den tiefen Schmerz einer zum Tode verwundeten, dann doch genesenden, aber für immer geknickten Seele: „Zuletzt heilt ihn allgegenwärt'ger Balsam allheilender Natur." Etwas wie Trost liegt in diesen Worten, ein Vertrauen auf die verborgene, wohltätige Wirkung, mit der Mutter Natur uns begleitet. Dieser Glaube war in Goethes Denken ein mächtiges Element; hier ist er aufs kürzeste und doch beinahe überzeugend angedeutet. — In dem Gedicht „An Mignon" vergleicht sich ein verlassenes Mädchen mit jener frühe Gestorbenen und findet so den Halt und die Kraft, ihr eigenes Leid auszusprechen („Über Tal und Fluß getragen"). Wie viele individuelle Züge rühren uns in den wenigen Strophen: der Blick auf den Fluß mit den Schiffen und das freundliche Tal; der helle Morgen, der nur zu neuem Kummer weckt; die Träume, die aus den traurigen Gedanken des Tages ihre Nahrung ziehen; das geschäftige Treiben auf dem Wasser gegenüber der Zwecklosigkeit des eigenen Daseins; der gesellschaftliche Zwang („Schön in Kleidern muß ich kommen, Aus dem Schrank sind sie genommen, Weil es heute Festtag ist": ein mechanisches Tun); endlich der Wunsch zu sterben in eigentümlich umschriebener Fassung, doch gewiß schon von vielen so empfunden:

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und rot;
Wären tödlich diese Schmerzen,
Meinem Herzen,
Ach! schon lange wär' ich tot.

Im großen bieten Werther, Tasso, Faust die Schilderung von Seelenzuständen, die nicht alltäglich und doch allgemein menschlich sind. Von den beiden Dramen darf man sagen, daß ihr Verständnis heute, wo nicht ein vertieftes, doch wohl verbreiteter ist als zu Lebzeiten des Dichters; dem Jugendroman traute er selbst noch als Greis unvergängliche Dauer zu, im Gespräche mit Eckermann (Bd. III, 2. 1. 24): „Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, „nicht dem Gange der Weltkultur an, sondern dem Lebensgange jedes „einzelnen, der mit angeborenem freiem Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll. „Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünsche sind „nicht Gebrechen einer besonderen Zeit, sondern jedes einzelnen Menschen, „und es müßte schlimm sein, wenn nicht jeder einmal in seinem Leben „eine Epoche haben sollte, wo ihm der ‚Werther' käme, als wäre er bloß „für ihn geschrieben." Diese Prophezeiung scheint nun doch nicht in Erfüllung zu gehen.

Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken: so hat er selbst einmal das Wesen der Poesie definiert (Eckermann 11. 6. 25). Diese Fähigkeit beruht in der Herrschaft über eine bildsame Sprache; und doch hören wir ihn bitter klagen über die Hemmung, die ihm von der deutschen bereitet werde. In einem der Venezianischen Epigramme (1790) überblickt er das im Leben schon Geleistete und sagt:

> Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
> Öl gemalt, in Thon hab ich auch Manches gedruckt,
> Unbeständig jedoch, und Nichts gelernt noch geleistet;
> Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
> Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
> In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Solch Vorwurf erscheint uns ungerecht und kaum begreiflich. Wir vergessen zu leicht, wie viel in der Ausdrucksfähigkeit des Deutschen eben Goethe verdankt wird: indem er die Sprache veredelte, empfand er den Widerstand, der zu überwinden war, die urwüchsige Sprödigkeit des Stoffes. Über seine Kunst, die Sprache dem Gedanken dienstbar zu machen, wäre viel zu sagen; in der Richtung unserer heutigen Betrachtungen liegt es, wenn wir vor allem die Bilder ins Auge fassen.

Abstrakte Begriffe drückt jede Sprache zunächst durch Gleichnisse aus, die dem sinnlichen Gebiet entnommen sind, allmählich aber verblassen, so daß sie den Begriff unmittelbar zu bezeichnen scheinen. Da kommt es denn jedesmal darauf an, herauszufühlen wie weit dieser Prozeß

8*

schon gediehen ist. Wenn wir lesen oder hören, Lessing sei „in allen Zweigen der Wissenschaft sattelfest gewesen", so werden wir zum Lachen angeregt; doch „bodenlos oberflächlich, weitgehende Kurzsichtigkeit", ein Geschichtschreiber, der „sich auf eine Quelle stützt", werden kaum noch störend empfunden. Goethe hat nun eine Stärke darin, daß er sich auch solcher Bilder wieder bewußt wird, die kaum noch sichtbar sind, und die umgebenden Worte so gebraucht und auswählt, daß das Bild für den, der es bemerkt hatte, nicht verwischt, für den minder Aufmerksamen mit frischen Farben belebt wird. So gerade einmal die „Quelle". Am Schluß des Aufsatzes über „Deutsche Sprache" (1817) schreibt er: „Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich „alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. „Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses „Leben hervordringt; und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Berg„schutt mitführen — er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber „her." — Ein anderer beliebter Ausdruck für verborgene Zusammenhänge ist von der Pflanze hergenommen: „Wurzel schlagen, wurzeln". Hören wir, welche Wendung Goethe ihm gibt, zwar im Gebiete des Körperlichen doch in übertragenem Sinne. Er beschreibt in den Briefen aus der Schweiz (II; 4. 11. 79), den Eindruck, den bei Nacht der schimmernde Gipfel des Mont Blanc machte: „Es war die Schönheit dieses Anblicks „ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herum„stunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breiteren „zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer „höheren Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine „Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine „Reihe von Schneegebirgen dämmernd auf den Rücken von schwarzen „Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen „Wäldern herunter ins Tal steigen."

Das letzte Beispiel erinnert uns, woher dem Dichter die Fülle des bildlichen Ausdrucks zuströmte: aus dem Betrachten der Natur. Ungewollt ergab es sich, daß sie ihm zu Gebote stand um Geistiges zu bezeichnen, weil er gewohnt war, sie selbst zu durchgeistigen, in der Phantasie ihre Erscheinungen mit Leben und Seele zu füllen. Diese Kraft erquickt uns in der Sprache des Jünglings, in den Gedichten an Friedrike; aber noch der fast Achtzigjährige schuf ein Gemälde von Abenddämmerung und Mondaufgang wie in den „Chinesischen Jahres- und Tageszeiten":

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun am östlichen Bereiche
Ahn' ich Monden-Glanz und -Glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Wie schön das klingt! Aber es klingt nicht nur, es ist keine bloße Wortkunst: hinter jedem Worte steht eine Anschauung, hinter der Anschauung ein Gedanke. Nacht wird es; die Entfernungen verschwinden. Am westlichen Horizonte schwebt leuchtend der Abendstern, als wenn er von dem Schimmer getragen würde, den die Sonne zurückgelassen hat. Nebel schleichen hervor wie Gespenster und füllen die Luft. Die Fläche des Sees, gewohnt heitere Bilder widerzuspiegeln, liegt schweigend, läßt grundlose Tiefe ahnen. Jetzt wird es im Osten hell, der Mond kommt herauf. Sein Schein fällt durch die leichtbewegten Zweige, ihre Schatten abzeichnend auf der Flut, die nun wieder in mildem Lichte erglänzt: wohltuend für das Auge nach all dem Dunkel. So meldet sich die Empfindung des Betrachters; nur die beiden letzten Zeilen sind ihr gegönnt.

Und doch, obwohl nicht unmittelbar hervortretend, sie begleitet uns durch das ganze Gedicht. Wie wäre es auch möglich so zu schildern, wenn nicht eine starke Seele die empfangenen Eindrücke sich angeglichen und zu einem Stück menschlicher Vorstellung gemacht hätte, das sich mitteilen läßt! Bis zu dem Grade ist dies geleistet, daß Wort und Gedanke beinahe die sinnliche Wirkung des Gesichtes ersetzen.

Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt:

so läßt Goethe den Genius sprechen, der — in allegorischer Darstellung — die Büste der Natur enthüllt. Es ist das Geheimnis seiner Dichtkunst.

Wirklich ein Geheimnis. Denn eben das Innere, das geistige Medium, in dem die einfallenden Lichtstrahlen gebrochen und aufs neue gesammelt werden, ehe sie wieder heraustreten und ein Bild ergeben, bleibt verborgen. „Sieh, Lieber, was doch alles Strebens Anfang und Ende ist, „die Reproduktion der Welt um mich, durch die innere Welt, die alles „packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder „hinstellt, das bleibt ewig Geheimnis, Gott sei Dank, das ich auch nicht „offenbaren will den Gaffern und Schwätzern": so schrieb Goethe an Jacobi, 1774.

Später hat er dieses innere Arbeiten denn doch zu unserm Gewinn genauer beschrieben, mit bezug auf die letzten Frankfurter Jahre, da er den Prometheus dichtete (Wahrheit und Dichtung XV): „Mein produktives „Talent verließ mich keinen Augenblick; was ich am Tage gewahr wurde, „bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich „die Augen auftat, erschien entweder ein wunderliches neues Ganze „oder der Teil eines schon vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles „zur frühesten Tageszeit." Oft wurde der Morgen nicht abgewartet, sondern bei nächtlichem Erwachen schnell versucht, Gedanken, die sich eingestellt hatten, festzuhalten (XVI): „Ich war so gewohnt, mir ein „Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, „daß ich einige Male an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, „einen quer liegenden Bogen zurechtzurücken, sondern das Gedicht von „Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale „herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem „Bleistift, welcher williger die Züge hergab; denn es war mir einige Mal „begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem „nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines „Produkt in der Geburt erstickte." Es ist uns nicht oft gegönnt, solchen Einblick in das innere Schaffen eines Dichters zu tun, mit anzusehen, wie da Empfangen und Hervorbringen zusammenwirken. Am Staubbach bei Lauterbrunnen erlebte Goethe eins seiner schönsten Gedichte und schrieb dazu an die Freundin (Thun, 14. 10. 79): „Von dem Gesange „der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört. Kann mich „aber kaum beiliegender erinnern." Seinen Freunden gibt es der Herr im Schlafe: der Spruch hat mehr Sinn, als man gemeiniglich annimmt. Daß im Traume, wenn keine äußeren Dinge das bewußte Denken in Anspruch nehmen, oft die besten Gedanken sich melden, ist eine alte Erfahrung; und Goethe war nicht der einzige Dichter, der sie für seine

Arbeit nutzbar machte. Aus Rom schreibt er (6. 1. 87), daß er sich immer abends beim Schlafengehen das Pensum des folgenden Tages vorbereite, welches dann sogleich beim Erwachen angegriffen werde. Damals war er beschäftigt, die Iphigenie aus Prosa in Verse umzugießen. Was er davon erzählt, mag uns vor dem Irrtum bewahren, als sei poetische Produktion für das Genie eine mühelose Tätigkeit, nur das Niederschreiben dessen, was im Geiste von selber fertig geworden. Die größte Sorgfalt des Ausarbeitens und Umarbeitens verlangte Goethe von sich selbst: Götz, Iphigenie, Tasso haben wiederholt ihre Gestalt gewechselt; am Egmont hat er 14 Jahre gearbeitet, am Faust — nur bis zur Vollendung des ersten Teiles (1808) — ein Menschenalter. Im „Urfaust" war die Kerkerszene in Prosa. Darüber schrieb der Dichter im Jahre 1798 an Schiller: „Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie „sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, im Verhältnis gegen das „andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in „Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durch„scheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes aber „gedämpft wird."

Blicken wir von hier auf die moderne realistische Dichtung, so hilft uns Goethe verstehen, warum sie einen peinlichen Eindruck macht und machen muß: weil der mildernde Flor der poetischen Form fehlt. Damit wird nicht etwa Weichlichkeit gefordert oder Verschleierung der Wahrheit. Die Gretchen-Tragödie ist doch wohl rücksichtslos genug in Darstellung eines erschütternden Schicksals; Tassos Hypochondrie ist mit einer Treue geschildert, daß man geradezu an diesem Drama die Gemütskrankheit studieren könnte. Aber allerdings ist sie wiedergegeben innerhalb einer erdichteten Welt; deshalb peinigt sie uns nicht, zieht nicht herab, sondern hebt empor aus der Alltäglichkeit. Solche Kunst war auch bei einem Goethe nicht mit dem ersten Ansatze vollendet. Von Götz bis zu den Dramen, die an der Sonne Italiens gereift sind, ist ein weiter Weg; die Pole, zwischen denen sich die Entwickelung vollzieht, heißen Shakespeare und die Antike. Und da wird nun gestritten, ob er wirklich bei den Griechen die Heimat des Geistes gefunden habe, oder ob der Anschluß an sie eine Ablenkung von seiner wahren Natur gewesen sei.

Man kann diese Frage nur dann richtig beantworten, wenn man zuvor prüft, wie weit denn die Anlehnung gegangen ist. Ein Nachahmer im eigentlichen Sinne ist Goethe nie geworden. Aus Dichtung und

Kunst der Alten hat er mächtige Eindrücke empfangen, hat diese in sich verarbeitet und dann etwas Neues, Eigenartiges hervorgebracht. In der Iphigenie sind antike Elemente mit christlichen, modernen, persönlichen unlöslich verbunden. Wer in das Verständnis eindringen will, wird nicht unterlassen, den einzelnen Zügen nachzugehen; nur soll er nicht meinen, das Kunstwerk begriffen zu haben, wenn er die Teile in der Hand hält. Goethe hat versucht die Ilias fortzusetzen, in der Achilleis (1799); daß er den Versuch bald aufgab, ist bezeichnend für sein Verhältnis zu Vorbildern: es konnte ihm keine Freude machen, überlieferte Formen und Vorstellungen stilgerecht anzuwenden. Dagegen in „Hermann und Dorothea" ist das homerische Element auf echt Goethische Weise enthalten: innerlich verschmolzen mit heimatlicher Lebensanschauung, mit deutscher Art zu denken, so daß nicht nur ein selbständiges Kunstwerk entstanden ist, sondern ein eigener Stil.

Und diese Kraft des inneren Umbildens war doch schon in den Jugendwerken mächtig. Nehmen wir das formloseste, den Götz! Gewiß, in ihm tritt stärker als im Egmont der Einfluß Shakespeares hervor, aber doch auch hier nicht als einfache Nachahmung. Grundlage bildet die Lebensgeschichte des deutschen Ritters, dem Kulturbilde haben Erfahrungen, die beim Reichskammergericht in Wetzlar gesammelt waren, frischere Farbe gegeben; einzelne Personen sind nach Menschen des eigenen Kreises gezeichnet, und vollends Weislingen, der ungetreue, war ein Selbstbekenntnis des Dichters. Nicht ohne Interesse ist es, diese Beziehungen aufzusuchen; aber man bedarf ihrer nicht, um das Stück zu verstehen, man braucht sie nicht zu vergessen, um es als Ganzes zu denken, als Ganzes freudig zu empfinden. Und das ist nun doch das Entscheidende, was der schöpferische Geist vor anderen voraus hat, was dem Lebensbilde, den Gestalten, die er darstellt, ein Dasein für sich gibt: wie viel Anteil daran Keime haben mögen, die durch äußere Vorkommnisse, eigenes Erleben, Lektüre, geschichtliche Überlieferung gegeben waren — was den Keim zur Entwickelung brachte, ihn wachsen und Form gewinnen ließ, das kam aus dem innersten Wesen des Dichters selbst. Und bei diesem Hindurchgehen durch die empfangende und schaffende Seele mußten die Personen der Dichtung zu ganzen, lebendigen, die Helden darunter zu großen Menschen werden, weil er selber, der sie mit seinem Blut ernährte, ein ganzer, lebendiger, großer Mensch war.

3.

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

So beginnt im Westöstlichen Divan ein Gespräch der Geliebten mit dem Dichter. Und allerdings, keinem tut es mehr not eine Persönlichkeit zu sein, als dem, der Persönlichkeiten schaffen soll. Darin, daß er dies vermochte, und wie er es vermochte, beruht Goethes Überlegenheit über andre, vor allem über die heutigen. Doch auch ihm war dieses höchste Glück nicht geschenkt; er mußte es mit Mühen und mit Kämpfen erwerben, behaupten.

Was ist „Persönlichkeit"? — Suleika antwortet uns sogleich, indem sie fortfährt:

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Also: von anderen unterschieden, aber sich selbst gleich bleiben! Das war für Goethe keine kleine Aufgabe; sie wurde ihm erschwert durch die Vielseitigkeit des Mitempfindens und durch die zur Hypochondrie neigende Empfänglichkeit seines Temperamentes.

Den verschiedensten Naturen konnte er sich verwandt fühlen und ein tiefgehendes Interesse zuwenden. Der leichtsinnige Leipziger Student gab sich nachher, während seiner Krankheit, ganz der Stimmung hin, die Fräulein von Klettenberg in ihm weckte; was er dort erfuhr, half ihm in Straßburg Jung Stilling verstehen, als einziger in dem Kreise, in den der Weltfremde eintrat. Herder und Friederike, mit allen Empfindungen die sie aufregten, hatten nebeneinander in seinen Gedanken Platz. Den Eindruck einer fast überwältigenden Mannigfaltigkeit der Menschen, mit denen Goethe in vertrauteren Verkehr trat, gewinnt man dann besonders in den letzten Frankfurter Jahren, wo die Besucher von weither kamen, um den Dichter von Götz und Werther kennen zu lernen. Klopstock und die Stolbergs sahen ihn als den Ihrigen an; dabei war der Spötter Merck sein Berater. Zur Zeit wo er im „Prometheus" das Glaubensbekenntnis eines Gottesleugners leidenschaftlich hinausrief, stand er im innigen Gedankenaustausch mit dem frommgläubigen Schwärmer in Zürich; und doch war beides im Augenblick

ehrlich gemeint. Sein Verhältnis zu Lavater und Basedow hat Goethe selber in dem bekannten Gedichte (1774) scherzhaft dargestellt. Die Erinnerung an die Wanderung nach Emmaus, mit der es schließt, hat doch ihren guten Sinn: dort gingen die Weltkinder zu den Seiten, der Prophet in der Mitte; aber hier wie dort hatte der eine gegen die beiden anderen das überlegene Bewußtsein, daß sie ihn für ihresgleichen hielten, während er doch im Grunde von andrer Art war. — Damals also behauptete sich Goethe innerlich noch vollkommen fest.

In Weimar, zunächst am Fürstenhofe selbst, gab es so verschiedene Charaktere wie den Herzog, seine Gemahlin und die Herzogin Mutter, die das Vertrauen des neuen Freundes in Anspruch nahmen und von ihm verstanden sein wollten. Wieland und der Minister v. Fritsch wurden von ihm gewonnen, der eine jubelnd, im Sturme, der andre nach langem Widerstreben, durch die Gemeinsamkeit in ernster Würdigung staatsmännischer Aufgaben. Und während der jugendliche Geheime Rat sich mit freudigem Eifer in die umständliche Pflichterfüllung eines Verwaltungsbeamten einarbeitete, behielt er Zeit und Kraft genug übrig, um an dem Schicksal von zwei Unglücklichen, die seine Hilfe gesucht hatten, fürsorgenden Anteil zu nehmen. Den Frauen gegenüber war Goethe gewohnt zu siegen; eben deshalb würde es nicht wunderbar sein, wenn er im ganzen mehr und mehr der Beherrschte geworden wäre. „Vielseitigkeit" in diesem Punkte hat einen bedenklichen Klang; wir wollen weder anklagen noch rechtfertigen, sondern nur das Tatsächliche der Anlage konstatieren: eine unendlich reiche, lebhafte, immer bereite Erregbarkeit, die ihn hin und her zog, fast wie den Helden seines Romans Wilhelm Meister. Die Briefe an Frau von Stein geben ein Zeugnis des innigsten Seelenbundes; und dazwischen besuchte er mit dem Herzog Dorfhochzeiten und Kirchweihen, wo sie mit den Bauernmädchen tanzten. In der genußfrohen Hofgesellschaft war Goethe der unbestrittene Herrscher, der allem Vergnügen den eigentlichen Inhalt gab; aber gerade deshalb lag es so nahe, daß er zu viel von seiner Freiheit opferte, für wertlose Zwecke sich ausnutzen ließ. Deutlich muß er es empfunden haben, daß er auf dem Wege sei sich selbst zu verlieren; die einsame Harzreise im Dezember 1777, zwei Jahre nachher die Reise, die er — im Spätherbst — mit dem Herzog in die Schweiz machte, sind durch den Drang hervorgerufen, den Menschen zu entfliehen und sich selbst wiederzufinden. Doch kehrte er immer wieder in die alte Umgebung zurück.

Die Gefahr einer Verzettelung der schönsten Kräfte wurde dadurch

erhöht, daß auch seine poetischen und wissenschaftlichen Pläne ihn auseinander trieben. Nachdem es ursprünglich sein Wunsch gewesen war, in Göttingen die alten Sprachen zu studieren, hatte er in Leipzig über Literatur und Kunst das juristische Studium ziemlich vernachlässigt; und doch, als er in Straßburg zu einem Repetenten kam, zeigte sich, daß er fast alles schon wußte. So blieb hier Spielraum für medizinische Liebhabereien und für die Aufnahme all der neuen Anschauungen im Dichten und Denken, die Herder vermittelte; und im stillen bildeten sich die Ansätze zu eignen Schöpfungen, die nachher nur zum Teil ausgeführt worden sind. Goethe erzählt selbst, daß die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Aufnehmens wie des Produzierens ihn im Arbeiten flatterhaft gemacht habe, und weiß es dankbar zu rühmen, wie der Vater sich bemüht habe ihn zur Stetigkeit zu gewöhnen (Dichtung und Wahrheit, IV und VI). Unleugbar mit Erfolg; aber auch im reiferen Alter hatte er mit der Unbeständigkeit zu kämpfen, die aus übergroßer Fülle leicht hervorgeht. Den Beweis dafür gibt die Menge der poetischen Pläne, die Plan oder Fragment geblieben sind. Wie es dabei zuging, schildert der Dichter selbst in der Italienischen Reise, in den Briefen aus Sizilien (17. 4. 87): „Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern „verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen „Vorsatze, meine dichterischen Träume [Nausikaa] fortzusetzen, nach dem „öffentlichen Garten; allein, eh ich mich's versah, erhaschte mich ein „andres Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. — — — „Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die „alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze „entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde „ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn „sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären? — — — Gestört „war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alkinous war ver„schwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan." — In unserer Zeit hat Nietzsche mit besonderem Nachdruck daran erinnert, daß wir nicht denken, was wir wollen, sondern was uns erfaßt. Freilich gibt es Menschen, in deren Seele sich von selber gar nichts regt, die also im besten Falle das denken, was sie sich vornehmen; aber andre, denen die Fülle der Gesichte über den Kopf schwillt. Hier ist die Stelle, wo Genie in Wahnsinn überschwankt.

Goethe blieb davor bewahrt, vom eignen Reichtum überwältigt zu werden. Und einen wesentlichen Anteil daran hatte

doch seine Berufstätigkeit im Staatsdienste. Man hat oft darüber geklagt, auch wohl gespottet, daß er an alltägliche Geschäfte so viel Zeit verloren habe. Aber einmal war er in dem kleinen Lande wirklich eine Zeitlang der Leitende, kam dabei mit allen Zweigen der Verwaltung, mit auswärtigen Regierungen in vielfache Berührung und gewann eine Fülle unmittelbarer Ansichten des Lebens, die wenigen derer, die es in der Dichtung darstellen möchten, zu teil wird. Sodann hatten auch die an sich geringwertigen mechanischen Geschäfte — Akten erledigen, Berichte schreiben, Rekrutenmusterung, Ordnung eines Archivs — für ihn das Heilsame, daß sie dem Hochfluge der Gedanken ein Gegengewicht gaben, ihm das Gefühl verschafften etwas Nützliches zu vollbringen, ihn aus sich selber herausrissen und an handfesten, wenn auch unbedeutenden Zwecken sich festhalten ließen, da er in Gefahr war, in dem weichen Element der eignen Ideen unterzugehen. In den Pausen des Daseins war dann der Geist um so produktiver, vielleicht mehr, als wenn er von Morgen bis Abend sich selbst hätte nachgeben können. So hat er Egmont und Tasso wirklich vollendet; und das war für ihn, den immer von neuen Entwürfen Verfolgten, fast eine größere Tat als die Konzeption selber. Es geschah in Italien, während daheim eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltet wurde. Darüber schrieb er aus Neapel (16. 3. 1787): „Es ist doch wieder gut, sich in einiger Ferne „vom Setzer bedroht zu sehen. Wunderlich genug, daß man zu der „freisten Handlung doch einige Nötigung erwartet, ja fordert“.

Als Ergebnis eigener Erfahrungen blieb bei Goethe die Einsicht zurück, die er in einem der Sprüche (519, Ausgabe der G.-G. 771) so ausdrückt: „Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, „wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen; das Be„sondere müssen wir uns aneignen“. Und ähnlich einmal zu Eckermann (20. 4. 1825): „Man sagt mit Recht, daß die gemeinsame Aus„bildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste „sei. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder muß sich eigentlich „als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, „was alle zusammen sind.“ Also: daß Vielseitigkeit der Interessen an sich etwas Gutes sei, glaubte er nach wie vor; doch für ein Zeitalter wie das seinige — und für eine Natur wie die seine — sah er darin eine Gefahr und hielt einen Antrieb nach der andern Seite für notwendig.

Wie vor einem zu großen Vielerlei der Beschäftigungen so warnt er mit zunehmendem Alter immer wieder vor der Beschäftigung mit

sich selbst. „Dem ist es schlecht in seiner Haut, Der in seinen eignen Busen schaut": so heißt es in den Zahmen Xenien (1820). Auch diese Lebensweisheit war in heißem Kampfe gegen eine Naturanlage erworben, die ihn selbst ins Verderben hatte ziehen wollen. Daß er den Stoff der Krankheit in sich gehabt hat, beweisen doch wohl Werther und Tasso; und ausdrücklich bezeugt er es selbst an mehreren Stellen von Wahrheit und Dichtung, wo er — nach der Trennung von Gretchen, nach dem Weggang seines Freundes Behrisch — sein „hypochondrisches" Wesen schildert. In den Briefen der jüngeren Jahre bildet liebevolle Betrachtung des eignen Inneren nicht selten den Gegenstand seiner Mitteilungen. So schreibt er an Frau von Stein (31. 3. 1782): „Wie die Muscheln schwimmen, „wenn sie ihren Körper aus der Schale entfalten, so lern ich leben, indem „ich das in mir Verschlossene sacht auseinanderfalte". Hier und in verwandten Äußerungen haben wir ganz jene Art, sich selbst zu beobachten und an sich herumzustudieren, die Goethe später so hart verurteilte. Ein Verschen in der Gruppe „Sprichwörtlich" (1815) spottet über die Forderung der Weisen, sich selber zu erkennen. Und ähnlich, doch fruchtbarer, weil ins Positive gewendet, erscheint dieser Gedanke in den Sprüchen in Prosa (2 und 3, aus 1820; Ausg. der G.-G. 442/3): „Wie „kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl „aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, „was an dir ist. — Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des „Tages". — Man lobt immer die Tugenden am meisten, die man nicht hat, und schilt die Schwächen, die einem selber zu schaffen machen. Goethe war es gelungen ihrer Herr zu werden. Jenen praktischen Weg, durch Tätigkeit nach außen den eignen Wert zu erproben, hatte er eingeschlagen und bis zu einem hohen Ziele verfolgt.

Noch in einem anderen Sinne half ihm das Leben zur Selbsterziehung: es dämpfte den Übermut, die Ausgelassenheit, die mit melancholischer Anlage so oft verbunden ist. Wie viel Raum dieses Element in Goethes Frühzeit einnahm, braucht nur eben angedeutet zu werden. An dem tollen Treiben der ersten Weimarer Jahre nahmen doch nicht bloß engherzige Pedanten und Sittenrichter Anstoß; und die Zeitgenossen hatten es weniger leicht als wir, zu erkennen, daß dies nur das Schäumen eines Mostes war, der den klarsten und edelsten Wein ergeben sollte. Welchen beruhigenden Einfluß auf das gärende Gemüt die Freundin ausgeübt hat, ist von dem Dichter in „Zueignung" und in der Iphigenie fast unmittelbar geschildert. Nicht minder wichtig

und wirksam war im Grunde doch auch das Verhältnis zum Herzog, für dessen Entwickelung Goethe, als freiwillig gewählter Mentor, sich verantwortlich fühlte. Hier nahm er selber die Stellung ein, in der zu ihm einst Herder gestanden hatte. Er war jung genug, um den Freiheitsdrang eines edlen Herzens mit zu fühlen, um an den ungestümen Äußerungen des Verlangens nach Rückkehr zur Natur teilzunehmen, und doch alt genug, um dem Jüngeren ein Führer zu sein. Der Rückblick aus 1783 auf 1776, den „Ilmenau“ eröffnet, läßt uns beide Männer besser verstehen. Dem Poeten, der den Faust im Sinne trug und, als er nach Weimar kam, schon in begonnener Ausgestaltung mitbrachte, ist es gewiß nicht leicht geworden sich in die Rolle eines Fürstenberaters zu finden; aber um so besser gelang es ihm den Freund mitzuziehen, weil er an sich selber noch zu arbeiten hatte. „Die arme Kunst, sich künstlich zu betragen“, mußte eben doch gelernt werden. Was für Mühe das kostete, davon gibt wieder ein Brief an Frau von Stein Zeugnis, von der Berliner Reise (19. 5. 1778): „Wenn ich nur „könnte bei meiner Rückkunft Ihnen alles erzählen, wenn ich nur „dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts „mehr durchrinnen wird“.

Solche Äußerung, mitten aus dem Gefühle der inneren Umbildung heraus getan, gewährt einen Einblick in die inneren Kämpfe, die Goethe führen mußte, um aus überreicher Natur einen Charakter herauszuarbeiten. Gelungen ist ihm das wie nur je einem anderen; aus Tasso und Antonio einen Menschen zu schaffen, er hat es vollbracht: aber einen teuren Preis hat er dafür zahlen müssen. Des Lebens bedingender Drang hat eben doch auch ihn verändert. Aus dem schönen Hexenmeister mit schwarzem Augenpaar und Götterblicken, den Wieland schildert wie er die Menschen spielend beherrschte, wurde die Exzellenz, die steif, in zugeknöpftem Rock, den Stern auf der Brust, den im Vorderzimmer harrenden Besuchern entgegentrat. Mat hat ihn wohl wegen dieses Wandels belächelt oder gar gescholten; man sollte vielmehr bedenken, was er selbst dabei gelitten haben muß.

Äußerlich markiert sich der Abschnitt durch die Reise nach Italien. Goethes Verhältnis zum Herzog, zu Herder, zu Frau von Stein konnte nicht unverändert bleiben, weil er an ihnen vorbeiwuchs. Auch war Karl August nun reif geworden, um sich in voller Selbständigkeit von seinem Führer zu lösen. Ein längeres Fernbleiben war in jeder Be-

ziehung notwendig, um eine neue Grundlage zu schaffen. Freilich vergrößerte es, durch die Fülle der neuen Anschauungen die Goethe gewann, den Abstand zwischen ihm und den Freunden. Seitdem hat er, nach dem treffenden Ausdruck von Hermann Grimm, nur noch Teilfreundschaften. Während er sich früher den verschiedensten Menschen frei hingegeben und dabei unmerklich angepaßt hatte, suchte er jetzt für die einzelnen Seiten seines Wesens und die ihnen entsprechenden Interessen gesonderte Verbindungen, die von vornherein auf bestimmte Absichten beschränkt waren. So bildete die geistige Grundlage des Verkehrs mit Heinrich Meyer die Kunst, mit Zelter die Musik; Alexander von Humboldt bot für Naturwissenschaft, Friedrich August Wolf für alte Literatur Anregungen und Gelegenheit zur Mitteilung eigner Gedanken. In diesem Zusammenhange verstehen wir auch das Verhältnis zu Christiane, die ebenfalls nur einen Teil — und nicht den edelsten — des Berufes zu erfüllen hatte, der von Rechts wegen der Frau neben dem Manne zukommt.

Nur einen großen Bund hat Goethe noch geschlossen, nach langem Widerstreben: das wichtigste Ereignis der deutschen Literaturgeschichte. Er selbst empfand es wie einen „neuen Frühling, in welchem alles froh „nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen „hervorging". Schiller gab ihm für einige Jahre das frohe Gefühl, verstanden zu sein und einen Gleichen zu haben; und das führte unwillkürlich zu einer freundlicheren Stimmung auch einem weiteren Kreise gegenüber, wie sie sich z. B. in der Elegie ausdrückt, mit der er Hermann und Dorothea begleitete:

> Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
> Gleichgesinnte herein! Kränze, sie warten auf euch.

Und doch war gerade Schiller nicht bloß ein Vermittler, sondern hat auch wieder dahin gewirkt, den Gegensatz zur Masse, den Goethe längst empfand, zu verschärfen, und das nicht bloß durch den Xenienkampf, in den er ihn mit hereinzog. Als der spät gewonnene Freund allzufrüh starb, war der Zurückbleibende um so einsamer.

In unaufhaltsamem Wachstum hatte er, was an bedeutenden Menschen mit ihm in Berührung kam, ergriffen und gewissermaßen verschlungen, d. h. alles, was sie seinem Geist an Belebung und Nahrung brachten, rasch und völlig sich zu eigen gemacht; nun blieb ihm nichts übrig, als von sich selbst zu zehren. In seinem rastlosen Vorwärtsdrängen

liegt etwas wie Undankbarkeit: Friederike, Frau von Stein, Herder haben erfahren, was es kostete, zur Entwickelung dieses Riesenmenschen beigetragen zu haben. Aber auch ihm selbst blieb das versagt, was man eigentlich Glück nennt. Zu Eckermann äußerte er am 27. Januar 1824: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten „gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens „nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit „gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig „Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das „ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte". — Daß jedes gewonnene Resultat neue Aufgaben bringt, das erleben auch andre, hoffentlich viele; das Schmerzende für Goethe war, daß er mit seinen Ansichten, mit seiner Einsicht in Leben und Kunst so allein blieb. Die innere Haltung, die, wie sie sich früher eingestellt hatte, schon in der „Zueignung" angedeutet ist, kehrte in verstärktem Grade wieder und erlangte die Herrschaft. „Man weiß eigentlich das, was man weiß, „nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem, was ich zu „wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß „mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren" (Spr. 936; Ausgabe der G.-G. 595): was mußte ein Mensch von Goethes sprudelnder Mitteilsamkeit erlebt haben, um so zu urteilen!

Besonders gering dachte der Meister über das Verständnis, das die berufsmäßigen Kritiker mitbrächten. Köstlich ist das Gedicht, in dem er den Rezensenten mit einem Gaste vergleicht, der sich erst sattgegessen hat und dann vom Teufel zum Nachbar geführt wird, um über das Essen zu räsonnieren. Noch schärfer in einem andern das Bild des tätigen Mannes, der in die Kreuz und Quer reitet nach Freuden und Geschäften, während es unablässig hinter ihm her kläfft:

So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.

Im Grunde ist das doch zu hart. Daß Leute gewöhnlichen Schlages Goethe nicht verstanden, war ihnen kaum übel zu nehmen; und um deshalb auf ein Urteil über ihn zu verzichten, hätten sie gerade die Erkenntnis haben müssen, die ihnen fehlte, von der Begrenztheit des eignen Denkvermögens. Neben Ausbrüchen eines berechtigten Unmutes stehen

daher auch Zeugnisse einer milderen Auffassung. Ein auch sonst von ihm gern gebrauchtes Gleichnis Jesu wendet Goethe schon im Briefwechsel mit Schiller (7. 11. 1798) auf ihr gemeinsames Verhältnis zu den Zeitgenossen an: „Wer nicht, wie jener unvernünftige Sämann im Evan„gelio, den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen was davon und „wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publiko gar nicht abgeben“. Und den schönsten Ausdruck hat diese großmütige Gesinnung in dem Verschen gefunden (unter „Sprichwörtlich“):

„Hat man das Gute dir erwidert?“
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
Der ganze Himmel stand ihm offen;
Er hat wohl irgendwo getroffen.

Der große Mann mochte sich, da der frohe und volle Widerklang, den er in der Jugend gefunden hatte, mehr und mehr ausblieb, bei dieser anspruchslosen Hoffnung bescheiden; wir müssen in bezug auf die Fortwirkung dessen, was er getan hat und gewesen ist, eine höhere Forderung stellen. Schon sind zwei Generationen seit Goethes Tode vergangen; die zeitliche Entfernung ist so groß geworden, daß er sich für den Betrachter von der nächsten Umgebung völlig abhebt und mit den erhabenen, von weitem herüberragenden Gestalten der ferneren und fernsten Vergangenheit zu einer Gruppe zusammenrückt, mit Shakespeare, Dante, Homer. Wir wollen uns freuen, daß einer von diesen Größten ein Deutscher war. Und noch ein wertvollerer Vorzug scheidet ihn von den andren: sein Leben und sein Schaffen liegen in deutlichem Lichte vor uns; Briefe und Tagebücher von ihm und über ihn geben reichen Stoff, um die Entstehung seiner Werke, seiner Gedanken zu verfolgen und aus der Fülle charakteristischer Einzelheiten ein Bild seiner Persönlichkeit herzustellen.

Für den, der solchem Studium nachgeht, besteht freilich eine doppelte Gefahr: einmal, daß unedle Freude sich rege, wenn an dem großen Manne nun doch Züge von Kleinheit entdeckt werden; dann aber auch, daß allzu liebevolle Beschäftigung bei dem Kleinen und Äußeren verweile. Immer das sollen wir ins Auge fassen, was auf sein inneres Wachstum erkennbaren Bezug hat; in dieses sollen wir einzudringen suchen, um, so viel ein jeder kann, daran teilzunehmen. Ein Vers von Rückert mahnt, daß man sich einem Stärkeren zugeselle, um im Ringen mit ihm die eignen Kräfte zu steigern. Das Leben gewährt nicht immer die Mög-

lichkeit, diesen Rat zu befolgen. Das aber kann jeder: Goethe sich zum Freunde nehmen, um an ihm und durch ihn zu werden. Nicht nur für jeden deutschen Dichter ist bis auf weiteres die Frage entscheidend, wie er zu Goethe stehe; sondern, wer immer den ferneren Gang des deutschen Geisteslebens erkennen und, sei es auch nur als Empfangender, begleiten will, er kann dies mit rechtem Verständnis nur tun, wenn er Goethe zu einem lebendigen Element seines eignen Wesens gewonnen hat.

XII.

Schiller.

Rede

bei der Schillerfeier zu Düsseldorf im Kaisersaale der städt. Tonhalle am 9. Mai 1905 gehalten.

[„Schiller ein Befreier". Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1905.]

Hochgeehrte Festversammlung!

Es kann wohl nie eine würdigere und, in schlichter Form, inhaltreichere Feier zum Gedächtnis Schillers geben als die, welche sein großer Freund und Mitstreiter ihm veranstaltet hat, wenige Wochen nach dem Trauertage, dessen hundertste Wiederkehr wir heute begehen. Auf der kleinen Sommerbühne des Bades Lauchstädt wurde das Lied von der Glocke dramatisch dargestellt, die Arbeit des Meisters und seiner Gesellen, der Vorgang des Gießens sorgsam nachgebildet. Zuletzt trat unter der schwebenden Glocke eine Schauspielerin hervor und sprach die Worte des Nachrufes, die Sie soeben aus jugendlichem Munde wieder vernommen haben. Daß der Segen, der von der Lebensarbeit eines großen Denkers ausgeht, erst nach seinem Tode recht aufblüht und Früchte bringt, wußte Goethe und sagte es hier voraus. Die Geschichte hat ihm recht gegeben. In den glorreichen Kriegen, durch die das deutsche Volk den Druck fremder Gewaltherrschaft abschüttelte, waren es Schillersche Gedanken, an denen sich die Begeisterung entzündet hatte. Das strenge Wort, daß eine Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre, die Mahnung des sterbenden Edelmannes an sein Volk, einig zu sein, einig — aus Schillers Dichtung klangen sie hervor und weckten Kampfeseifer und Tatkraft. Auf den Sieg folgte eine Periode, deren wir noch heute mit schmerzlicher Beschämung gedenken: ein Zustand der Erschlaffung, friedlich aber machtlos nach außen, im Innern unfroh, eine Zeit, deren verborgenes Gären endlich in wildem Unmut hervorbrach, gewiß nicht zum Segen. Wir würden es vermuten, wenn wir es nicht

wüßten: damals lebte ein Geschlecht, das sich von Schiller abgewandt hatte.

Da gab die hundertjährige Feier seines Geburtstages neuen Anlaß, die Gedanken um ihn zu sammeln. Mit überraschender Einmütigkeit folgte die Nation dem Rufe. Es war, als wollte sie alles, was das wirkliche Leben ihr versagte, Glück und Macht, Freiheit und Größe, wenigstens im Reiche der Dichtung mit vollen Zügen genießen. Und wenn die deutschen Stämme, bei aller politischen Zerrissenheit, einig waren in der Huldigung, die dem Helden des Geistes dargebracht wurde, so mochten ernste Männer die Hoffnung fassen, daß die Freude des Festes nicht wirkungslos vorüberrauschen, daß auch zu geeintem Wollen und Handeln die Kraft erwachen werde.

Glänzend hat sich die Hoffnung erfüllt; glänzender, als wohl irgend einer unter den Festrednern des Jahres 1859 geglaubt hatte. Neugegründet steht ein deutsches Reich; in seinen gesicherten Grenzen hat sich ein reges Leben entfaltet, das mit der Betätigung wirtschaftlicher Kraft wie politischen Könnens erfolgreich über diese Grenzen hinausstrebt. Reichtum und Pracht finden sich nicht mehr bloß an Fürstenhöfen, auch in den Städten, in den Häusern der Bürger sind sie heimisch geworden. Das deutsche Volk will sich nicht, wie einst, mit der Rolle des Poeten begnügen, der, als Zeus die Erde teilte, zu spät kam und darauf angewiesen blieb, in dem luftigen Reich der olympischen Götter zu Gaste zu gehen. Freilich ist nun die Rolle des Poeten überhaupt mehr zurückgetreten; und es könnte sein, daß damit doch auch wieder etwas verloren wäre. Gerade der Eifer, mit dem allenthalben in unserm Vaterlande der Gedanke der heutigen Feier ergriffen worden ist, scheint es zu beweisen. Wenn aufs neue der Ruf ertönt, Schiller zu würdigen, ihn besonders dem jungen Geschlechte nahe zu bringen, so liegt darin das Zugeständnis, daß er wieder angefangen hat uns fremd zu werden, und zugleich das dunkle Gefühl, daß das nicht gut ist, daß er etwas hat, was uns fehlt und was er uns geben kann. Was ist das?

Schiller besaß das rechte Ideal der Schönheit. Während die heutigen Dichter das Elend des Lebens unverhüllt darstellen, weiß er es zu verklären; er schildert die Menschen so, wie sie vielleicht nicht sind, aber doch sein sollten. Dadurch erhebt er uns, die Modernen drücken uns herab. — Diese Antwort liegt nahe; sie wird vielfach ausgesprochen, auch wohl gern gehört. Aber sie ist falsch; sie tut ihm und uns unrecht. Der Verfasser der Räuber muß das Lob ablehnen — oder ist es im Grunde ein Vor-

wurf? — daß er das Häßliche der Natur zu mildern suche. Allerdings zeigen seine späteren Dramen Leidenschaft, Schuld und Laster in minder abschreckender Gestalt; da ist er denn durch eigenes inneres Erleben zu einer andern Art des Schauens gelangt. Wir wollen jedem gegenwärtigen oder künftigen Dichter gönnen, daß er eine ähnliche Entwickelung durchmache, aber keinem raten, die Frucht der Entwicklung vorwegzunehmen. Wer das versucht, wird zum Nachahmer. Anstatt des wirklichen Lebens nimmt er zu seinem Vorbilde die ausgeprägte Weise, wie ein anderer dieses Leben angesehen und dargestellt hat; so wird er der Natur entfremdet, von der jede lebendige und selbständige Kunst, immer aufs neue, ausgehen soll. Schiller hat mit redlichem Sinn von der Natur, wie er sie zu erkennen glaubte, Zeugnis abgelegt; soll er Jüngeren ein Hemmnis werden das gleiche zu tun? Aber das ist ja überall das Tragische in dem Schicksal großer Männer, in dem Erfolge großer Männer — nicht bloß der Dichter und Denker —: daß die Welt meint, den Punkt, an dem sie zuletzt angelangt sind, festhalten zu müssen, während es das Rechte wäre, was freilich viel schwerer ist, in der frischen Kraft, deren Ausübung sie an jenen Punkt geführt hat, ihnen nachzueifern. Schillers Rede tönt in gewaltigem Pathos; aber dies war der Ausdruck aufrichtiger, kraftvoller Gedanken. Wer die nicht hat und doch denselben Ton anschlägt, der macht das Pathos zur Phrase, den Stil zur Schablone. Mit Recht sucht ein neues Geschlecht neue Wege. Seine Nachbeter sind es, die Schiller verleugnen; aus dem Kreise derer, die in seinem Namen gescholten werden, könnte ihm ein Geistesverwandter erstehen.

Denn er selbst war kein Hüter der Überlieferung, sondern ein Befreier. Sein ganzes Leben ist wie ein großes Ringen nach Freiheit; zunächst in buchstäblichem Sinne. Sie kennen alle die gedrückte Jugend, die er durchzumachen hatte, als Schüler und Student unmittelbar der Willkür eines Fürsten preisgegeben, der den Zöglingen seiner Akademie den Lebensberuf, die Beschäftigung, ja die Denkweise vorschrieb und dafür als Wohltäter von ihnen gefeiert zu werden beanspruchte. Wir besitzen noch heute vorschriftsmäßige Danksagungen des Eleven Schiller, in denen das unnatürliche Wort zu lesen steht, daß ihm dieser Fürst, der seine Eltern in den Stand gesetzt habe ihm Gutes zu tun, viel schätzbarer sei und sein müsse als die Eltern selbst. War das Heuchelei des Knaben, der die abhängige Lage seines Vaters kannte, oder seine wirkliche Meinung? Es ist schwer zu sagen, welches von beiden trauriger wäre.

Aber das ist klar, wie unter solchem Druck der Tyrannenhaß erwachen mußte, der in den ersten Dichtungen des Jünglings so leidenschaftlich emporlodert. Als er sich dann mit gewaltsamem Entschluß den unerträglich gewordenen Fesseln entrissen hatte, da gab es freilich nichts mehr, was ihn band, aber auch nichts, was ihn hielt und stützte. Unstet und flüchtig schweifte er hierhin und dorthin, durch die Großmut edeldenkender Menschen sein Leben fristend, vergebens nach lohnender Beschäftigung suchend, dabei die Seele voll von kühnen, weltbewegenden Gedanken, die es ihn drängte zur Gestalt zu bringen und mitzuteilen. Die Begeisterung, die sein gedrucktes Wort in der Ferne geweckt hatte, verschaffte ihm in dem Dresdener Freundeskreise die äußeren Bedingungen ruhiger Arbeit. Aber es trieb ihn weiter, zur Selbständigkeit: so kam er nach Weimar und Jena. Und hier endlich war es ihm beschieden, in der Ausübung eines geachteten Berufes, an der Seite einer feinsinnigen, seiner ganz würdigen Gattin ein heiteres Glück zu finden, nach langem Sturm nun im sicheren Port sich zum Dauernden zu gewöhnen.

Doch eben hier stellte sich eine neue Schranke ihm peinlich entgegen. Der Mann, um dessentwillen er hergekommen war, der Gewaltige, zu dem er bewundernd aufblickte, dem er sich doch ebenbürtig fühlte, von dem zu empfangen, an dem und mit dem zu wachsen er gehofft hatte: Goethe wies ihn zurück, kühl, ja unfreundlich. Der aus Italien Heimgekehrte, in schnellem Übergang vom Jüngling zum alternden Manne Gewordene fürchtete, durch den um zehn Jahre Jüngeren in die stürmischen Erregungen zurückgezogen zu werden, die er sebst bereits überwunden hatte. Und nun folgte für Schiller eine Zeit schmerzlichen inneren Widerstreites, in dem ihn bald heißes Verlangen vorwärts treibt, bald berechtigter Stolz zurückhält, bis zuletzt auch dieses eiserne Band gesprengt war. Was der Verschmähte sich vorgenommen hatte, durch das, was er schuf, den vorsichtig Zaudernden zur Anerkennung zu zwingen, dieses Mittel wirkte langsam, doch sicher. Und so schlossen beide jenen unbeschreiblich segensreichen Bund, in dem sie noch ein Jahrzehnt hindurch, bis zu Schillers allzu frühem Ende, gemeinsam gelebt und gewirkt haben und wie zwei geistige Brüder, Söhne des höchsten Zeus, für immer vor den Augen der Nachwelt stehen.

Es hat etwas Erhebendes, diesen Lebensgang zu betrachten: wie der Starke das Schicksal zwingt, dem ein Schwächling erlegen wäre. Und noch eins ist der Bewunderung wert. Wie arm war dieses Leben an äußeren Eindrücken, wie wenig erschloß es von dem Reichtum der

Welt, und doch welche Fülle bunter, leibhafter Gestalten und wechselvoller Bilder weiß der Dichter in seinen Dramen zu entwickeln! Nur zum kleinsten Teil aus der Erfahrung hat er den Stoff dazu genommen, viel mehr aus dem eigenen Innern. Damit ist der Kern von Schillers Wesen berührt.

Es gibt zwei von Grund aus entgegengesetzte Arten, die Aufgaben anzufassen, die das Leben stellt, die in Kunst und Wissenschaft zu lösen sind. Der Vertreter der einen Richtung geht von gegebenen Verhältnissen aus, sucht sie zu verstehen und gewinnt aus ihnen die Antriebe zum Handeln; der andere entnimmt aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive. Beide unterwerfen sich einem höheren Gesetze: für den einen ist dies die Notwendigkeit der Natur, für den andern der Zwang des eigenen Denkens. Der eine fragt, wozu eine Sache gut sei, der andere, ob sie gut sei. Für den einen ist Wohlstand, für den andern Freiheit das höchste Gut; der eine sucht die Welt zu beglücken, der andere zu veredeln. „Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne „doch einen sehr hohen Begriff von der Menschheit zu haben; dieser denkt „von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt die Menschen „zu verachten."

Deutliche Repräsentanten dieser zwei widerstreitenden Denkarten sind unsere beiden großen Dichter; darauf beruhte der Reichtum ihres Gedankenaustausches. Und das wußten sie selbst sehr gut; Schiller hat es in unvergänglichen Worten ausgesprochen. Er dachte an sich und den Freund, wenn er in scharfen Zügen diesen tiefgehenden Gegensatz der Geistesanlagen zeichnete; fast mit Bevorzugung der ihm fremden, jedenfalls mit klarem Blick für die Gefahren der eigenen. Darin, daß er ein „Idealist" war, lag seine Stärke und seine Schwäche.

Auch seine Schwäche. Schiller wurde berufen Geschichte zu lehren, und war doch von Natur kein Geschichtsforscher, dessen Aufgabe es sein müßte, möglichst ungefärbt zu erkennen und darzustellen, was einmal wirklich gewesen ist. Ihm galt die Geschichte nur als ein „Magazin für seine Phantasie", als eine Fundgrube des Stoffes, an dem er seine eigenen Ideen entwickeln konnte. Auch als Historiker verleugnete er den Dichter nicht; doch eben, was für den einen eine Erschwerung war, verlieh dem andern Kraft und Schwung.

Die Gestalten der griechischen Götterwelt waren in dem Glauben der Alten gewiß etwas ganz anderes, als was Schiller aus ihnen gemacht hat. Aber wer möchte es beklagen, daß er die Sage zum Gefäß genommen

hat, um seine aus der Tiefe quellenden Vorstellungen von Geistesschönheit und Seelengröße hineinzugießen? Und nun gar seine Dramen! Schon der unerfahrene Jüngling vermochte es, Menschen, die auf den Höhen des Lebens wandeln, in den mannigfaltigsten Situationen, auf allen Stufen der Leidenschaft erhaben zugleich und natürlich sprechen zu lassen, weil er die starken Gedanken, die er ihnen leihen wollte, aus dem eigenen Innern schöpfen konnte. Gerade das ist es, was den Modernen, auch den begabtesten unter ihnen, bis jetzt fehlt. Sie möchten gern große Menschen darstellen und mit lebendigem Blut erfüllen; doch das Blut, das in den Adern dieser Dichter fließt, ist nicht das großer Männer. So versagt der hohe Flug, wo er unternommen wird; die Sprache bleibt unbestimmt oder fällt ins Alltägliche. Bei Schiller in der großen Szene zwischen Elisabeth und Maria hören wir nicht ein Weibergezänk, sondern den Streit von Fürstinnen. König Philipp ist sicher nicht der historisch richtige, vielleicht überhaupt kein möglicher König; und doch weder ein Schatten noch eine Trivialität, vielmehr die glaubhafte Verkörperung eines großen und tragischen Lebensloses, das wiederkehren wird, solange es Staaten gibt: des Widerspruches zwischen dem Verlangen, die Menschen zum Guten zu führen, und der Erfahrung, daß sie sich nur durch schlimme Mittel wollen lenken lassen. Oder nehmen Sie aus dem Wallenstein, aus der Fülle des kriegerischen Gemäldes, die männlichste Gestalt, die der Gräfin Terzky. Gewiß, sie spricht in Jamben und in Schillerschem Wohlklang; aber echte Züge von Charakter und Klugheit leuchten aus diesem Bilde, die, abgesehen von jeder geschichtlichen oder literarischen Voraussetzung, unvergänglich ihre Lebenskraft behalten.

Mit dem allen sind die Haupthelden in Schillers dramatischer Dichtung noch kaum berührt: Don Carlos selbst, sein edler Freund, Wallenstein, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell. Überblickt man diese Reihe und gedenkt im Fluge der Taten und Schicksale, die durch die Namen angedeutet werden, so zeigt sich, ähnlich wie im eigenen Entwicklungsgange des Dichters: das Treibende ist überall der Drang nach Befreiung; sei es die Befreiung eines Volkes von fremdem Joche oder einer Glaubensrichtung von unterdrückenden Gesetzen oder eines durch innere Kraft zur Herrschaft berufenen Mannes aus der immerhin dienenden Stellung, in der äußere Umstände ihn festhalten. Aber die Befreiung gelingt nicht, oder doch nicht rein. Um den Schweizern die Unabhängigkeit zurückzugeben, bedarf es des Meuchelmordes; die kühne

Hoffnung des Marquis Posa scheitert an den harten Gewalten, deren Bann er hatte durchbrechen wollen; Wallenstein fällt und muß vorher erkennen, daß die Macht der Tradition und des Besitzes, die Ehrfurcht vor dem, was heute gilt weil's gestern gegolten hat, stärker ist als die stärkste Menschenkraft. Es ist, als ob in dem Unmut des vergebens ringenden Helden etwas von eigener Empfindung des Dichters zum Ausbruch käme: Schiller ist den Forderungen seiner Jugend, mit denen er einst gegen den Zwang der Gesellschaft und des Staates sich empört hatte, nicht untreu geworden; der alte Stürmer und Dränger lebt noch in ihm. So zeigen seine Tragödien immer wieder den schmerzlichen Konflikt des ins Freie strebenden Menschen mit der einengenden Wirklichkeit.

Anders die lyrische Poesie, die Gedankendichtung seiner gereiften Jahre; dort erscheint der Streit aufgelöst in eine Harmonie. Frühere Stücke freilich auch in dieser Gattung verraten noch den leidenschaftlichen Wunsch, die Fesseln einer alt und starr gewordenen Kultur zu zerbrechen und zu natürlichem Dasein und Denken zurückzukehren. Wir dürfen nicht vergessen, daß Schiller eine Zeitlang — ebenso wie Klopstock und Wilhelm v. Humboldt — für die Ideen der französischen Revolution begeistert war. Aber hier hat er denn doch verstanden, aus den Tatsachen zu lernen. Als die Schreckensherrschaft begann, als das Haupt des unglücklichen Königs auf dem Schafott fiel, da wandte er sich voll Ekel von „diesen elenden Schinderknechten" ab. Wenige Jahre später war es, daß er den Spaziergang dichtete. Und nun malte er das grausige Bild einer gewaltsamen Umwälzung, um davon abzuschrecken, und eröffnete statt dessen den Ausblick in eine friedliche Entwicklung. Rückkehr zur Natur, das ist immer noch die Losung; aber sie soll erfolgen auf dem Boden des Bestehenden, ohne daß die Erzeugnisse geschichtlicher Arbeit zerstört werden. Wie das freilich zu vollbringen sei, das bleibt die Aufgabe, ein ungelöstes Problem. Und so sehen wir: ein behaglich Zufriedener ist Schiller auch jetzt nicht geworden, wohl aber ein zuversichtlich Hoffender. Daß die Kulturtätigkeit der Menschheit, die Entfaltung edelster Geisteskraft auf die Dauer nicht zum Bösen führen kann, ist sein Glaube; man könnte sagen: seine religiöse Überzeugung.

Schiller legt einmal sich selber die Frage vor, welche Religion er bekenne, und antwortet: keine von allen — aus Religion. Ein geistreich geprägtes Wort, das, wo man es nachspricht, zur verhängnisvollen Phrase werden kann; bei ihm war es ein Ausdruck tiefinneren Erlebens.

jeder konfessionellen Formulierung stand er fern, doch das Wesentliche besaß er: den Glauben an einen höheren Sinn des Lebens, an die siegreich vordringende Kraft des Guten. Und diese Zuversicht hatte er, wie alles was stark in ihm war, nicht aus Erfahrung, sondern aus dem eigenen Innern. Es war kein Zufall und keine Verirrung gewesen, daß er sich, nach der Zeit des Don Carlos und der geschichtlichen Studien, jahrelang der Philosophie ergab. Der denkende Geist in ihm bedurfte der Versenkung ins Unergründliche, damit nachher die Phantasie des Dichters aus neuen Tiefen schöpfen konnte. Hier eben lag sein Gegensatz zu Goethe, dem das Unbedingte in Schillers Denken und Wollen fremd war, dieser Gegensatz, der erst feindlich empfunden wurde, dann zu wechselseitiger Ergänzung wirkte. Und hier liegt Schillers Bedeutung für uns.

Unsere Zeit ist stark darin, die Wirklichkeit zu erfassen und zu benutzen: der Begriff „Realpolitik", den sie geprägt hat, gilt nicht bloß für die Verhältnisse des Staates. Auf den verschiedensten Gebieten der Tätigkeit, im Erwerbsleben, in der Literatur, in Wissenschaft und Kunst, überall bewährt sich das gleiche Verfahren: mit gegebenen Größen zu rechnen und durch deren geschickte Verwertung möglichst große Resultate zu erzielen. Wir freuen uns, daß dies in reichem Maße gelingt: aber wir wollen auch die Gefahr nicht verkennen, die damit verbunden ist: daß wir, im steten Hinblick auf das außer uns Gegebene, das wir uns zunutze machen wollen, mehr und mehr von ihm abhängig werden und die Kraft der freien Selbstbestimmung verlieren. Es wird gern wiederholt, was Schiller lehrte, daß man den Wert eines Menschen nicht nach dem schätzen soll, was er hat oder tut, sondern nach dem, was er innerlich ist: wir erheben uns an dem Gedanken des kühnen Maltesers, auf Geistesfreiheit und Menschenwürde ein Reich zu gründen: jubelnd stimmen wir ein, wenn das Lied erklingt, in dem unser Dichter zu Männerstolz vor Königsthronen die Freunde aufrief: sind solche Forderungen seit hundert Jahren der Erfüllung sehr viel näher gerückt?

Man wird einwenden: „Daß Schillers Gedanken heute zurückgedrängt sind, ist ein Beweis gegen ihre Kraft." O nein. Die Entwickelung geht auf und ab, von einem Äußersten zum andern, wie in den Schwingungen eines Pendels. Jene beiden entgegengesetzten Denkrichtungen sind berufen einander zu ergänzen. Da es aber, nach der Unvollkommenheit irdischer Natur, kaum jemals gelingt sie persönlich oder zeitlich zu vereinigen, so vollzieht sich die Ergänzung dadurch, daß immer eine die andere ablöst. In einem herrlichen Gedicht hat Schiller

ausgeführt, wie der einzelne, der im Kampfe des Lebens bestehen will, gut tut, nicht ununterbrochen darin zu verharren, von Zeit zu Zeit die Gedanken abzuwenden und in das Reich des Ideals zu erheben; nicht um den Sorgen und Mühen zu entgehen, sondern um neu gekräftigt zu ihnen zurückzukehren. So ist es auch im Leben der Völker; auch ein Volk bedarf solcher immer erneuten Erquickung. Deshalb ist kein Zweifel, daß dem Triebe zu realem Wirken und Genießen, der uns jetzt beherrscht, über kurz oder lang ein stärkeres Gegengewicht des Denkens und Sinnens, der Weltbetrachtung von innen heraus, erwachsen wird. In welcher Gestalt? ob in der Person eines einzelnen Menschen, der, wie unser großer Staatsmann dem äußeren Dasein der Nation neue Formen gegeben hat, so den Strom des geistigen Lebens in ein anderes Bett lenkt, oder in einer unmerklich sich hervordrängenden Zeitrichtung, oder durch das bewußte Wirken einer innerlich verbundenen Schar — das kann niemand sagen. Kommen wird das Neue, und es wird an Schiller und seiner Art sich stärken.

Deshalb wollen wir dem Anlaß, den der Jahrestag seines Todes bietet, nachgeben, uns wieder in ihn zu vertiefen. Nicht seine Sprache, seine Schönheit, seine ästhetischen Ansichten gilt es festzuhalten, sondern seine Weise des Denkens neu zu beleben. „Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort, Doch der freie wandelt im Sturme fort": das klingt entmutigend; vielmehr ist es tröstlich. Das Wehen des Geistes bleibt in ewiger Bewegung: alle tiefen Wahrheiten müssen immer wieder neu erlebt werden und sind dann immer wieder neu und ursprünglich. Gegenüber der Fülle der Überlieferung, die auf uns lastet, ist es eine Freude zu wissen, daß das Echte und Eigentliche nicht überliefert werden kann, daß jeder es neu und selbständig herausgraben muß, daß wir, auch in den Ketten einer seit Jahrtausenden angesammelten Kultur, innerlich frei bleiben sollen und können.

Allerdings ist solche Freiheit kein Kapital, das man hinlegen kann, um in Ruhe die Zinsen zu genießen; sie muß jeden Tag aufs neue erbeutet werden, wie das Leben des kühnen Jägers, der in den Bergen rastlos ein flüchtig Ziel verfolgt. Schiller ist nie in den Alpen gewesen; aber er kannte die Höhenluft des Geisteslebens. Auch dort wird dem Schwachen der Atem beklommen, auch dort gibt es Abgründe, vor denen dem Ängstlichen schwindelt. Aber der Gesunde geht mit sicherem Tritt daran hin, und in der reinen Luft weitet sich ihm die Brust. Tief unter sich sieht er die Welt, den Qualm der Städte; dem Himmel fühlt er sich

nahe, daß es ihm ist, als könne er hinaufgreifen und herunterholen jene „ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.“ Zu solchen Höhen ruft uns der Dichter; dorthin wollen wir ihm folgen. Nicht, um der Welt zu entfliehen, sondern um immer wieder Umschau zu halten nach Zielen und Wegen und dann mit erfrischten Sinnen und Gliedern auf den Kampfplatz des Lebens zurückzukehren.

Daß wir aus der Erhebung des Feiertages etwas an neuer Kraft mitnehmen zur Arbeit des Werktages: das erst wäre die rechte Ehrung für das Gedächtnis eines großen Mannes, eines großen Führers und Bildners der Menschheit.

XIII.
Perikles.

Rede
zum Geburtstag des Kaisers
im städt. Gymnasium und Realgymnasium zu Düsseldorf
gehalten am 27. Januar 1903.

Hochgeehrte Gäste unseres Hauses!
Hochgeehrte Herren Kollegen!
Liebe Schüler!

Der Geburtstag des Kaisers ist ein Tag der Freude und des Friedens. Rad und Hammer in den Fabriken stehen still, die Geschäftigkeit des Erwerbslebens ist unterbrochen, es ruht der Kampf, der um Mein und Dein, um Schuld und Strafe, um staatliche Ordnungen geführt wird; und Männer, die sonst, ein jeder seiner Überzeugung folgend, in heftigem Ringen gegeneinander stehen, tun sich zusammen, um der geheiligten Person dessen, der über allen waltet, ihre Verehrung zu bezeugen. Selbst jene, die auf den Bestand erblicher Fürstengewalt mit feindlichen Augen sehen, unternehmen es nicht, die Weihe des Festes zu stören, sondern ehren wenigstens durch Schweigen den einmütigen Sinn, der Volk und Herrscher verbindet.

Es ist gut, daß es solche Tage der Ruhe und Besinnung gibt, daß in regelmäßiger Wiederkehr an uns die Mahnung ergeht, der großen Gedanken uns bewußt zu werden, in denen wir einig sind. Denn mannigfaltige und starke Kräfte wirken tagaus tagein dahin, uns zu trennen. Nicht bloß, und vielleicht überhaupt nicht, infolge menschlicher Bosheit. Die Gliederung der Nation in Stände mit verschiedenen Anschauungen, in Parteien mit widerstreitenden Zielen ist ein natürliches Ergebnis aus dem Reichtum geistiger wie materieller Kultur, der, um zu bestehen und weiter zu wachsen, eine immer vielfacher geteilte Arbeit den Menschen auferlegt. Der eigene Beruf vermittelt dem einzelnen den

Zusammenhang mit seiner Umgebung; von ihm aus betrachtet er den Bau der Gesellschaft, beurteilt er die allgemeinen Aufgaben, die im Staate gelöst werden sollen. Diesem Einfluß kann sich niemand entziehen; und er wird gerade bei denen am stärksten wirken, die es selber ernst meinen mit ihrer Arbeit und mit der Frage, wie sie dadurch der Gesamtheit dienen. Je mehr hiervon ihr Geist erfüllt ist, desto schwerer gelingt es ihnen, das, was andre wollen und leisten, mit ruhigem Verständnis zu begleiten.

Unter allen Berufen ist nun einer am offensten der Beobachtung ausgesetzt und dadurch überall ein Gegenstand zuversichtlicher, oft absprechender Kritik, während er für eine gerechte Würdigung größere Schwierigkeiten bietet als irgendein andrer. Dies schon deshalb, weil sehr wenige Gelegenheit haben ihn zu erproben, noch mehr doch durch das Gewaltige seiner Natur. Denn er besteht in nichts Geringerem, als daß alle Probleme der Lebensgestaltung, an denen ein Volk arbeitet, in den Geist eines einzigen zusammengefaßt und nicht nur zu äußerem Gleichgewicht gebracht werden, sondern zu innerlicher, gegenseitiger Durchdringung. Das ist der Beruf des Regenten, des Staatsmannes. Ihn zu betrachten, um ihn verstehen zu lernen, mag wohl ein würdiger Beitrag zur Feier des heutigen Tages sein. Dabei soll hier nicht der Versuch gemacht werden, Eigenschaften und Merkmale aus Begriffen abzuleiten, sondern im Beispiel einer Persönlichkeit die bestimmenden Züge anschauend zu erkennen. Der große Staatsmann, dessen Bild ich Ihnen vor die Seele bringen möchte, steht uns äußerlich fern genug; aber er gehört einer Zeit an, die sich an reichem Lebensinhalt, an Fülle gärender, zum Teil gefährlicher Kräfte mit der unseren wohl messen kann. Perikles ist der Mann, und die Zeit die, welche nach ihm heißt.

Wer den Namen hört, denkt zunächst an einen Höhepunkt in der Geschichte der bildenden Künste. Daß im Laufe weniger Jahre Stadt und Burg von Athen mit Tempeln und Säulenhallen, Reliefs und Statuen von frischer und unvergänglicher Schönheit geschmückt wurden, war freilich nicht einfach eine Tat des leitenden Staatsmannes; dessen Macht reicht nicht in die verborgenen Tiefen hinab, in denen die Seele des Volkes und der Genius des Künstlers an gemeinsamem Werke schaffen. Trotzdem wird Perikles nicht mit Unrecht gerühmt. Er hat die Athener dazu vermocht, einen Teil der Gelder, die von den Bundesgenossen einkamen und zunächst für politische Zwecke bestimmt waren,

der Pflege des Schönen zu widmen; er hat für dieses Verfahren die Verantwortung übernommen und manchen berechtigten Bedenken, die von Feinden und Freunden laut wurden, zum Trotz durchgeführt; er hat auch mit starker Hand Jahre hindurch gegen Neid und Verdächtigung den Mann gehalten, der zur Oberaufsicht über all diese künstlerischen Arbeiten berufen war, Pheidias. Daß er überhaupt einem die Gesamtleitung übertrug, wodurch die Baumeister genötigt wurden ihre Pläne dem schöpferischen Gedanken des Bildhauers unterzuordnen, darin zeigte Perikles ein rechtes Verständnis von dem Wesen der Kunst, die im Grunde nur eine ist und in einheitlichen Werken ihre höchste Betätigung findet. Das ist ja die große, von uns vergebens beneidete Überlegenheit auch in den Schöpfungen der Renaissance, daß damals umfassende Pläne, zu deren Ausführung sich Baukunst, Malerei und Plastik vereinigen mußten, aus dem kühnen und besonnenen Geiste eines einzigen Künstlers hervorgehen konnten, und daß so eine Harmonie verschiedenartiger Wirkungen erreicht wurde, die jeder äußerlich zusammengesetzten Veranstaltung notwendig fremd bleibt.

Wie zwischen den einzelnen Künsten, so und noch mehr besteht heute zwischen Kunst und Wissenschaft eine scharfe Trennung: Denkweise und Geistesart des Künstlers ist von der des Gelehrten verschieden; eine Gemeinschaft von Menschen, sei es ein geselliger Kreis oder eine Familie oder eine ganze Stadt, deren überwiegende Interessen der Kunst gelten, trägt ein andres Gepräge, als die in der wissenschaftliche Arbeit heimisch ist und vorzugsweise gewürdigt wird. Daß er in einer Zeit lebte, die von dem Fachwerk moderner Kultur noch nichts wußte, war kein persönliches Verdienst des Perikles. Aber sein eigen war der vertraute Gedankenaustausch, zu dem er Naturforscher, Geschichtschreiber, Philosophen so gut wie Maler und Architekten um sich versammelte und aus weitem Umkreise die bedeutenden Männer nach Athen zog. In die letzte Zeit seines Lebens fällt der Beginn der sogenannten Sophistik, einer starken Bewegung im griechischen Geistesleben, die zum ersten Male das Denken selber zum Gegenstand eines zersetzenden Nachdenkens machte. Die einfache und doch so tiefe Wahrheit wurde erkannt und von Protagoras ausgesprochen, daß der Mensch das Maß der Dinge ist. Noch weiter trieb ein anderer das Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der Vorstellungen, die den unbefangenen Sinn erfüllen. „Es ist nichts", so lautete die neue Lehre; „und wenn etwas wäre, so könnte man es nicht erkennen; und wenn man es erkennen könnte, so könnte man doch nicht

es einem andern deutlich machen.“ Der diesen Satz geprägt hat, Gorgias aus Sizilien, trat freilich erst nach Perikles’ Tode in Athen auf. Aber mit Protagoras und manchem ähnlich Grübelnden hat er gern Umgang gepflogen. Und man erzählte nicht ohne Spott, daß der Lenker der Geschicke des attischen Reiches einen ganzen Tag dabei zugebracht habe, mit seinen gelehrten Gästen eine spitzfindige Rechtsfrage zu erörtern. Der ernsthafteste und tiefste unter den Forschern, die damals in Athen zusammenkamen, war Anaxagoras von Milet, der den Bau der Welt aus den Wirkungen eines die stofflichen Elemente durchdringenden und ordnenden Geistes abzuleiten unternahm; ein Vertreter religiöser Aufklärung, wie wir sagen würden, der deshalb zuletzt von den Athenern vor Gericht gestellt und wegen Gottlosigkeit aus der Stadt verwiesen worden ist. Ihm schrieb man einen besonders starken Einfluß auf die Gesinnung des Perikles zu.

Auch die erhabene Sprache des großen Redners, den sanften Gang, den Ernst seiner Mienen, die nicht leicht weder zum Lachen noch zum Weinen aus der Ruhe gebracht wurden, meinten die Leute auf Beispiel und Lehre des Anaxagoras zurückführen zu können. Aber seine gemessene Haltung, mochte sie immerhin mit Bewußtsein dem Zwecke dienen, die Leidenschaft andrer und zumal der Menge zu dämpfen, war nichts bloß Angenommenes, sondern ein echter Ausdruck innerer Ruhe und Selbstbeherrschung. Scherzend nannten sie ihn den Olympier, und mußten doch zugeben, daß keiner so wie er bescheiden im Stolze und in Freundlichkeit würdevoll gewesen sei. Daß er auch auf seine körperliche Erscheinung etwas gab, war natürlich bei einem Manne, der sich gern der Gunst der Frauen erfreuen mochte. Und wenn er, hier wie anderwärts ein Vertreter freierer Anschauungen, nicht ohne Vorwurf sein Leben geführt hat, so ist es dafür nun auch in den Augen der Nachwelt von jenem poetischen Schimmer umflossen, den nur der Widerschein von weiblichem Geist und weiblicher Schönheit der Gestalt eines Mannes verleihen kann. — Ritterlich wie gegen die Frauen war er auch nach einer andern Seite hin, im Verhältnis zu politischen Gegnern. Als er einmal vom Volke zum Ankläger des größten unter ihnen, des Kimon, bestellt war, in einem Prozeß der dessen persönliche Ehre angriff, nahm er vor Gericht nur einmal das Wort, und sagte nicht mehr als nötig war um formell seiner Pflicht zu genügen. Und kurz vor seinem Tode, während er schon teilnahmlos dalag und die Freunde sich über seine Taten, seine Verdienste unterhielten, schlug er die Augen auf und fand noch einmal

Kraft etwas zu sagen: ihm scheine das Größte, daß keiner jemals von allen Athenern durch ihn dahin gebracht worden sei ein Trauergewand anzulegen. Wahrlich ein schöner Ruhm, zumal in einer Stadt, bei deren Bürgern persönliche Anfeindung, die nicht nur zu schaden sondern zu vernichten trachtet, ganz das Gebräuchliche war.

Bei einer so durch und durch vornehmen Natur wie Perikles war mag man fragen: eignete er sich überhaupt zum Politiker? und nun gar zum Führer einer Volkspartei? Mit klarem Bewußtsein und festem Entschluß hat er doch von Anfang an diesen Weg eingeschlagen, ohne Zweifel deshalb, weil er in demokratischen Einrichtungen die beste Gewähr dafür zu sehen glaubte, daß die echte Aristokratie — und das ist weder die des Blutes noch die des Geldes, sondern die Aristokratie des Geistes — zur Geltung kommen und die Oberhand gewinnen werde. Eine Schilderung der Volksherrschaft, wie er sie sich dachte, besitzen wir in seiner berühmten Gedächtnisrede auf die Gefallenen des Jahres 431, ein nicht ganz authentisches Denkmal der Anschauungen des Perikles, aber in den Hauptzügen doch wohl treu und nicht zu seinen Gunsten gefärbt, weil der große Geschichtschreiber, der ihn sprechen läßt, selber von Haus aus der Adelspartei angehörte. In dieser perikleischen Demokratie bedeutete Freiheit nicht Zügellosigkeit sondern freien Spielraum zur Entfaltung von Kräften. Während spartanische Sitte den einzelnen an strenge Formen band, die Tore der Stadt gegen Fremde geschlossen hielt, den Erziehungsgang der jungen Bürger ausschließlich im Hinblick auf den Staatsdienst ordnete, durfte in Athen im täglichen Leben jeder es halten wie er wollte, von auswärts Zuziehende, die neue Gedanken mitbrachten, waren willkommen, und der politischen und militärischen Ausbildung blieb alles was man Drill nennen könnte fern. Trotzdem haben athenische Hopliten ebenso tapfer gefochten wie lakedämonische; und die Haltung der Stadt in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges gab eine glänzende Probe von politischer Zucht und von der Entschlossenheit, zum Heile des Staates, der seinen Bürgern ein so reiches Dasein gewährte, nun auch ihrerseits die größten Opfer zu bringen.

„Wir vereinigen kriegerische Tüchtigkeit mit wissenschaftlicher Bildung und huldigen der Kunst ohne Verschwendung": so durfte Perikles rühmen. Freilich bezeichnete er damit mehr ein Ziel, auf das hin er seine Athener erziehen wollte, als eine volle Wirklichkeit. Daß jedoch die Elemente zu einem Gemeinschaftsleben, wie es ihm vorschwebte, in der Tat vorhanden

waren, wird eben durch die Vertrauensstellung bewiesen, die er in diesem so vielfach und nicht immer mit Unrecht gescholtenen Volke von Athen fast ein Menschenalter hindurch eingenommen hat. Seit Kimons Verbannung im Jahre 461 war Perikles tatsächlich der Leiter des Staates. „Dem Namen nach eine Demokratie, in Wahrheit eine Herrschaft des ersten Mannes": so sagt Thukydides. Zumal von den letzten anderthalb Jahrzehnten vor dem peloponnesischen Kriege gilt dies, von der Zeit nach dem Friedensschluß mit Sparta; und jetzt fand das Verhältnis auch formell einen Ausdruck, indem regelmäßig von Jahr zu Jahr Perikles in das wichtigste Staatsamt, das eines Strategen, gewählt wurde. So war das, was sonst ein Vorzug der Monarchie ist, daß persönliche Treue des gekrönten Herrschers einem großen Manne die Stetigkeit des Wirkens sichern kann, hier unter viel weniger günstigen Bedingungen durch die eigne Kraft dieses Mannes erreicht.

Was ihn dazu befähigte, war zunächst die völlige Unantastbarkeit seines Charakters. So viel auch über Perikles geredet und, wie man wohl sagen darf, geklatscht worden ist, so ist ihm doch von den bittersten Gegnern nie vorgeworfen worden, daß der Gedanke an eignen Vorteil in seinen Entschließungen irgendwie mitgewirkt habe. Ein Mann, der mächtiger war als mancher König und wiederholt von Fürsten zum Vormund ihrer Kinder bestellt wurde, hat selber schlicht bürgerlich in mäßigem Wohlstand gelebt und sein Vermögen nicht größer hinterlassen als es vom Vater ererbt war. Daß er für sich nichts begehrte, gab ihm Unabhängigkeit der Gesinnung und Freimut der Rede. Er konnte schelten und zürnen, blitzen und donnern, wenn das Volk ernster Zurechtweisung bedurfte. Aber auch, wo er heftige Worte gebrauchte, war er nicht von seinem Temperament fortgerissen; sondern er beherrschte die Leidenschaft, die in ihm glühte, und ließ nur soviel davon hervorbrechen als jedesmal dem Zwecke dienlich war. Daß ihm dies gelingen möge, darum betete er zu den Göttern, so oft er die Rednerbühne bestieg. Oder, wie ein andrer Bericht lautet, jeden Morgen rief er sich selber zu: „Gedenke, Perikles, daß du über freie Männer regierst, über Griechen, über athenische Bürger." Mit diesem starken doch gebändigten Pathos verband sich eine Klarheit des Gedankens und der Beweisführung, daß es schien, als wohne die Göttin der Überredung auf seinen Lippen.

Trotzdem darf man natürlich nicht meinen, daß Perikles einfach immer durch Gründe das Volk für seine Politik habe gewinnen können; dazu bedurfte es, in Athen wie überall, derberer Hilfsmittel. Und dies

ist die Stelle, wo auch er der Menschlichkeit — nicht der eignen — seinen Tribut gezahlt hat. Durch materielle Vorteile mußte die Masse der Mitbeschließenden für seine Vorschläge günstig gestimmt werden. Verhältnismäßig harmlos und jedenfalls nichts Unedles war es, daß auf seinen Antrag den ärmeren Bürgern bei den großen Festspielen das Eintrittsgeld fürs Theater aus der Staatskasse gezahlt wurde. Folgenschwerer waren andere Maßregeln. Der Sold für Kriegsdienst wurde eingeführt wie für die Tätigkeit als Geschworner. Beides war notwendig: das eine, um in kampferfüllten Zeiten auf entlegenen Schauplätzen Bürgerheere im Felde halten zu können, das andre, um die zahlreichen Prozesse der Verbündeten, die mehr und mehr nach Athen gezogen wurden, zu bewältigen. Beides lag außerdem in der Konsequenz der demokratischen Idee, die später dahin geführt hat, daß auch für die Teilnahme an den Volksversammlungen Tagegelder gewährt wurden. Aber auf diese Weise erschien die Ausübung bürgerlicher Ehrenrechte wie eine Sache des Erwerbes, der Staat wurde zu einer Versorgungsanstalt für die minder Begüterten. So lange Einrichtungen dieser Art dazu dienten die großen Pläne eines Perikles verwirklichen zu helfen, überwog der damit erzielte Gewinn. Sobald aber Politiker von geringerem Geist und weniger reinem Charakter die Führung des Volkes übernahmen, mußte die Gefahr der Ablenkung von selbständiger, Werte schaffender Arbeit, der Ausbeutung des Staates zugunsten einer Gesellschaftsklasse dringender werden und schlimme Wirkungen hervorbringen. So ist es denn auch gekommen. Und man kann es wohl verstehen, wenn Sokrates und Platon, die diese Entwickelung erlebt haben, in Perikles nur den Verderber des athenischen Volkes sehen mochten.

Ungerecht war das allerdings. Denn seine sozialpolitischen Maßregeln beschränkten sich keineswegs darauf, durch irgendwie motivierte Spenden die Not der armen Leute zu lindern; sein Hauptziel war vielmehr, die Gelegenheiten zu rechtschaffenem Erwerb zu vermehren. Die Bauten auf der Akropolis mit all ihrer künstlerischen Ausstattung nährten eine Menge von Handwerken der groben wie der feinsten Art. Solchen Bürgern aber, die daheim keine lohnende Beschäftigung finden konnten, verschaffte Perikles auswärtigen Landbesitz, zunächst im Gebiete verbündeter Gemeinden, die abgefallen und mit Gewalt zum Gehorsam zurückgebracht waren. So wurde die Stadt von einem Teil der besitzlosen Menge befreit, für manche tüchtige Familie eine Existenz gegründet, und zugleich erhielt die Herrschaft Athens über den Bund der Seestaaten

an wichtigen Stellen eine sehr willkommene Stütze; Euböa und Lesbos, andre Inseln des ägäischen Meeres wußte man auf diese Weise zu sichern. Auch der Versuch, an der thrakischen Küste und weiter, im Westen der griechischen Welt, in Unteritalien, mit eigenen Kolonien Fuß zu fassen, beruhte auf dem berechtigten Gedanken, daß den Bewohnern des engen und steinigen Attika im Auslande ein Boden für einträgliche Arbeit gewonnen werden müsse.

Dies alles war nur möglich im Zusammenhang einer erfolgreich vordringenden äußeren Politik. In dem Verhältnis eines Staates zu den fremden Mächten, mit denen er sich freundlich oder feindlich berührt, liegt ja überall die letzte Entscheidung seines Schicksals. Das wußte Perikles so gut wie seine großen Vorgänger, Themistokles und Aristeides. Er, der wie kein andrer fähig war die Güter des Friedens zu fördern und zu genießen, vertrat deshalb zugleich mit Entschiedenheit eine Politik, die auf Befestigung und Wachstum der auswärtigen Herrschaft gerichtet war. Aber auch hier zeigte er jene Mäßigung, die ihn als Redner unüberwindlich machte, und die Fähigkeit, aus den Tatsachen zu lernen, um danach sein Wollen zu bestimmen. Anfangs scheint er gehofft zu haben, daß seine Vaterstadt eine gebietende Stellung erringen könne, der sich alles was Griechen hieß unterordnen, vor der die persische Macht ins Innere von Asien zurückweichen müsse. Doch die Fruchtlosigkeit der Kämpfe in Böotien und vor allem der Untergang eines ganzen großen Heeres in Ägypten erinnerten ihn an die Grenzen, die der Entwickelung Athens doch wohl von Natur gesteckt waren. Nun änderte er sein Ziel. Er machte Frieden mit dem Großkönig und schloß — im Jahre 446 — mit den Gegnern in Griechenland, Peloponnesiern und Böotern, einen dreißigjährigen Waffenstillstand, dessen Bedeutung die war, daß Athen auf den Anspruch, auch auf dem griechischen Festlande seinen Einfluß auszubreiten, verzichtete, dafür aber als Herrin zur See ausdrücklich anerkannt wurde. Freiwillig gab Perikles an kontinentalem Besitz manches auf, was sich allenfalls hätte behaupten lassen. Dadurch gewann er jene zusammenhängende Periode der Ruhe zum inneren Ausbau des Reiches und zur Entwickelung aller im Volke lebenden Keime geistigen Schaffens. Nur Megara hoffte er dereinst noch zurückzugewinnen, dessen Abhängigkeit für die Athener eine Lebensfrage war, weil es ihnen den Zutritt zum Korinthischen Meerbusen und damit überhaupt zu den westlichen Gewässern eröffnen sollte. Auch für die Erfüllung dieses Wunsches, die sich auf friedlichem Wege nicht erwarten

ließ, war es von Vorteil eine Reihe von Jahren Frieden zu haben, daß im stillen Streitkräfte und vor allem Geldmittel gesammelt werden konnten für einen letzten, entscheidenden Waffengang.

Als es dann, ehe noch die Hälfte der ausbedungenen Zeit verstrichen war, zu neuen Verwickelungen kam, bildeten wirklich die Interessen im Westen und der Streit um Megara den eigentlichen Beweggrund. Perikles hatte bereits das sechzigste Jahr überschritten und mochte glauben, daß es an der Zeit sei den Kampf, der einmal doch kommen mußte, frisch zu wagen, wenn es ihm selbst noch vergönnt sein sollte ihn zu führen. Mit dem Mute des Jünglings hat er zum Kriege getrieben und dabei die Verhandlungen kühl berechnend so geleitet, daß die Gegner ins Unrecht kamen und daß zuletzt der Ausbruch des Kampfes sich als Gewaltakt von jener Seite darstellte. Er bedurfte dieses Eindrucks vor allem den eignen Mitbürgern gegenüber, denen sein wohldurchdachter Kriegsplan das Schwerste zumutete.

Wie überall, nach dem treffenden Worte von Clausewitz, der Krieg nichts ist als eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, so wurde hier der Staatsmann zum Feldherrn. Daß Perikles auch dazu das Zeug hatte, daß ihm Beweglichkeit und Initiative in der kriegerischen Aktion nicht fremd war, hat er bei früheren Gelegenheiten, besonders auf dem Zuge gegen die abtrünnige Insel Samos, bewiesen. Diesmal war für kühnes Vorgehen kein Raum; Landmacht und Seemacht, die miteinander stritten, der Natur nach so verschieden, daß sie sich in großen Schlachten nicht messen konnten. Es kam darauf an, durch Streifzüge und räuberische Einfälle sich gegenseitig möglichst viel Schaden zu tun, und zu erproben wer das am längsten aushalten könne. Perikles war sicher, daß Athen es sein werde. Deshalb gab er kalten Blutes Felder und Gärten der Plünderung durch die Lakedämonier preis und zog alle Bewohner mit Weib und Kind in der Stadt zusammen, die, mit dem Hafen durch feste Mauern verbunden, um Verpflegung nicht in Sorge zu sein brauchte. Ungestört vermittelten die Schiffe den Verkehr mit auswärtigen Märkten; und mit ihrer Hilfe konnte man den Feinden das Böse, was sie taten, in verstärktem Maße erwidern. Denn in dem beschränkten Gebiete von Attika gab es im zweiten und dritten Jahre, wenn die Ölbäume einmal umgehauen waren, nicht mehr allzuviel zu verwüsten; der Peloponnes aber mit seinen ausgedehnten Küsten bot der athenischen Kaperflotte immer neue, lockende Angriffspunkte.

So einleuchtend diese Berechnung uns erscheint, so stellte sie doch

das Ansehen und den Einfluß des Perikles auf eine äußerste Probe. Nicht allzuschwer ist es für einen klugen Mann und gewandten Redner, zu leidenschaftlichem Handeln eine Volksmenge fortzureißen; hier galt es, sie zu zäher Geduld zu stärken. Von einer souveränen Volksversammlung sollte die Strategie eines Fabius Cunctator beschlossen und festgehalten werden. Man muß sich nur einmal die Situation ausmalen: wie in der Erntezeit, wenn auch bloß für einen oder zwei Monate, die Bevölkerung des ganzen Landes zwischen den Mauern der Stadt versammelt war, Männer, Frauen und Kinder, die meisten gewiß ohne festes Obdach, und auch die welche man unterbringen konnte alles häuslichen Behagens beraubt, eng zusammengepfercht, von Hitze und Unsauberkeit leidend. Und dabei sollten sie ruhig zusehen, wie der Feind ihre Pflanzungen zerstörte. Kein Wunder, daß diese Art der Kriegführung von vielen heftig getadelt, in der Komödie aufs bitterste verspottet wurde. Trotzdem setzte Perikles seinen Plan durch. Und er würde ihn zu siegreichem Ende geführt haben, wenn nicht im zweiten Sommer eine neue, unvorhergesehene Plage hinzugekommen wäre: die Pest, die zuerst, von Schiffen aus dem Osten eingeschleppt, im Peiräeus ausbrach, bald unter den Menschenmassen in der Stadt furchtbar wütete. Da sank dem Volke der Mut. Und es war menschlich, daß der Unwille sich gegen den entlud, der zu diesem Kriege und zu dieser Art der Verteidigung geraten hatte. Perikles wurde fürs folgende Jahr nicht wieder zum Strategen gewählt, d. h. mit anderen Worten: er wurde abgesetzt.

Lange freilich dauerte der Sturm nicht. Die Mehrheit der Bürger kam bald zur Besinnung und berief ihn wieder an die Spitze der Geschäfte. Aber inzwischen hatte die entsetzliche Krankheit ihn selbst ergriffen. Nicht schnell wie mit andern wurde sie mit ihm fertig; seine starke Natur leistete dem Übel Widerstand, das langsam schleichend den Körper verzehrte, die Hoheit des Geistes untergrub. Was mag in den letzten Stunden wohl durch seine Seele gezogen sein? welche Hoffnungen, welche Sorgen? Daß mit ihm seine Vaterstadt den großen Kampf, in den er sie geführt hatte, siegreich bestanden haben würde, durfte er sich sagen; das sagen heute noch auch die, welche ihn tadeln. Aber er mußte auch voraussehen, daß sich keiner finden werde, der ihn ersetzen könnte. Tatsächlich hat wenige Jahre später die Weiterführung seines Kriegsplanes den Athenern einen glänzenden Erfolg verschafft; aber bei dem Versuch, ihn politisch auszubeuten, fehlte die kraftbewußte Mäßigung des überlegenen Denkers. So wurde durch unverständige Forderungen der günstige Augenblick

verscherzt. Kleon und nach ihm Alkibiades, der Demagog und der Junker, die auf den Bahnen des Perikles zu wandeln meinten, haben den Staat ins Verderben gestürzt.

Sollen wir klagen, daß es große Männer gibt, weil durch ihren Tod eine Lücke entsteht, die schmerzlich empfunden wird? Sollen wir die Politik des Perikles verurteilen, weil nur er imstande war sie durchzuführen? Das Seltene, das in ihm sich darstellt, war doch einmal wirklich gewesen. Er hat gezeigt, wie Feinheit der geistigen Bildung für die harten Aufgaben des öffentlichen Lebens nicht untauglich macht, daß die Politik den Charakter nicht zu verderben braucht, daß es möglich ist höchste Macht zu erwerben und zugleich die Menschen zum Guten zu leiten. Und wenn das Bild seiner Persönlichkeit nur in Gedanken vor uns steht — noch ragen auf der Burg von Athen Denkmale seiner Schöpferkraft. Jammervoll zerstört durch Torheit und Frevelmut der Menschen; aber auch von den Trümmern gilt, was einst von den unversehrten Werken gesagt wurde: es blüht an ihnen etwas wie ewige Jugend, die unberührt von der Zeit den Anblick erhält, als ob ein immerquellender Atem und eine nicht alternde Seele ihnen eingepflanzt wäre. —

Nicht ohne leise Regung des Neides denken wir an ein perikleisches Zeitalter zurück; aber stolz dürfen wir uns auch dessen bewußt werden, was unser Volk voraus hat. Auch wir haben es erlebt, wie das Wirken eines großen Staatsmannes sein Ende fand; auch bei uns hat es im Zusammenhange damit an Veränderungen, an tief greifender Bewegung nicht gefehlt. Aber unerschüttert und im Kerne gesund steht der preußische Staat da, steht mit ihm das Reich, dessen Grundstock er bildet. Freilich von Feinden umgeben, auch von inneren Schwierigkeiten bedrängt; aber für eine kraftvolle Nation bedeutet das nur: reich an Aufgaben für die Zukunft, an Ansätzen zu aufsteigender Entwickelung. In diesem fröhlichen Glauben können sich Männer zusammenfinden, die über den Gang, den sie solcher Entwickelung wünschen, recht verschieden denken. Das ist der Segen der ererbten Monarchie, daß sie in allem Streite der Parteien, durch allen Wechsel der Zeiten, den Zusammenhang mit der Vergangenheit und die Hoffnung auf eine Zukunft fest bewahrt und wie verkörpert vor uns hinstellt. Aus allem, was Volk und Fürsten miteinander erlebt haben, schafft sie eine Tradition, die einen Schatz gegenseitiger Liebe und Treue lebendig erhält von Geschlecht zu Geschlecht.

Ein Träger solcher Tradition ist er, den wir heute feiern. Unser kaiserlicher Herr weiß, daß er sich auf sein Volk verlassen kann, daß es nicht nur ihm zujauchzt, wenn er durch festlich geschmückte Straßen einzieht, sondern daß es fest zu ihm stehen wird, auch wenn schwere Zeiten kommen sollten. Niemand kann sagen, was die Zukunft bringen mag. Und heute ist kein Tag der Sorgen. Vielmehr freuen wollen wir uns — alle, und vor allem die Jugend in diesem Saal und in diesem Hause — freuen wollen wir uns in dem Wunsche, daß es uns beschieden sein möge, in ernster Lage, ob nun beim Schmettern der Hörner auf blutigem Felde oder daheim in stiller Berufsarbeit, dem Herrscher und dem Vaterlande die Treue zu halten und mit der Tat die Gesinnung zu bewähren, der wir heute nur mit jubelnd erhobener Stimme Ausdruck geben, indem wir rufen:

Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen,
Wilhelm II. lebe hoch!

XIV.

Fürst Bismarck.

Rede
bei der Gedächtnisfeier in der Tonhalle zu Düsseldorf am 1. April 1900 gehalten.

[Düsseldorfer Zeitung, 5. und 6. April 1900.]

Hochgeehrte Versammlung von Frauen und Herren!

Der Verein patriotischer Männer, der Sie eingeladen hat hierher zu kommen, erneuert mit der heutigen Veranstaltung einen Gebrauch, der längst in unserer Stadt eingebürgert war: den Geburtstag des größten deutschen Mannes in froher Gemeinschaft als nationalen Festtag zu begehen. Dabei verstand es sich früher von selbst, daß die freudige und stolze Empfindung, die alle Herzen erfüllte, in den jubelnden Ruf ausklang, der Gesundheit und Kraft, langes Leben und allen Segen des Himmels auf das teure Haupt herabwünschte. Das ist nun vorbei für immer. Die Natur hat ihr Recht auch an diesen Gewaltigen geltend gemacht. Aber es wäre undankbar und schwächlich zugleich, wollten wir ohne Ende der Trauer nachgeben; und es entspräche am wenigsten der kraftvollen, willensstarken Art des Mannes den wir feiern. Bismarcks Geburtstag soll auch heute und in alle Zukunft ein Freudentag für uns sein. Nicht was wir verloren haben, wollen wir ansehen, sondern was wir unverlierbar an ihm besitzen.

Was er geschaffen hat, lebt weiter und wächst weiter; denn mitten hinein in Leben und Wachstum des deutschen Volkes waren seine Schöpfungen gestellt. Aber Leben ist Kampf und ist Veränderung. So bleibt auch das Werk des großen Staatsmannes von Kampf umgeben, nicht unberührt von fremder Förderung, vielleicht auch von fremdartigem Eingriff, und durch beides an dem stetigen Wechsel beteiligt, der alles irdische Wesen beherrscht. Aber frei von jeder Veränderung, unberührt von allem Einfluß feindlicher oder freundlicher Mächte steht vor uns seine Persönlichkeit, deren Bild jetzt erst, da wir auf sein Leben

als ein abgeschlossenes zurückblicken, in seiner ganzen Größe hervortritt und, je genauer es enthüllt wird, in desto reineren, volleren, mächtigeren Zügen sich vollendet. An der Betrachtung dieses Bildes wollen wir uns erfreuen und erheben, wenn das eigene, alltägliche Dasein uns zu Kleinlichkeit und Mißmut herabdrücken möchte.

Unser Zeitalter ist wenig dazu angetan, auf irgendeinem Gebiete menschlicher Betätigung das Eigenartige, scharf Markierte gelten zu lassen oder gar hervorzubringen. Wir haben eine Musik, die in Tönen schwelgt, ohne greifbare Melodie; eine Malerei, die in feinster Schattierung Farben und Farbenstimmungen wiedergibt, aber kräftige Konturen vermeidet; wir haben eine Poesie ohne Helden. Unsere Dichter verstehen es meisterlich, im Roman wie im Drama, die Umgebung zu schildern in der ihre Personen leben, die Einflüsse spielen zu lassen die auf sie eindringen und sie zum Handeln wie zum Leiden führen. Aber wenn die Welt wirklich so wäre, wie sie in der modernen Dichtung erscheint; so würde das bedeuten: die starken Persönlichkeiten sind ausgestorben, der Mensch mit all seinem Tun und Denken ist nur ein Produkt der Verhältnisse, aus denen er hervorgeht. In der Tat wird solche Lehre in ernsthafter Diskussion erörtert und verteidigt. Die Geschichtschreibung übt heutzutage ihre Kräfte an keiner Aufgabe eifriger, als an der, die wirtschaftlichen und geistigen Zustände zu beschreiben, in deren Wandel sich die Ereignisse vollzogen haben, und zu zeigen, wie immer eine Stufe der Entwickelung mit Notwendigkeit aus einer früheren entstehen mußte. Und wo einzelne Menschen auf das, was geschah, sichtbar bestimmend eingewirkt haben, da möchte man gern beweisen, daß auch sie nicht frei aus sich heraus handelten, sondern nur ein Zwischenglied waren in einer fest verbundenen Kette von Ursachen und Wirkungen. Man sucht auseinander zu legen, welche Eigenschaften sie als Erbteil ihrer Eltern und Voreltern mit auf die Welt gebracht, welchen geistigen Inhalt Erziehung und Umgang ihnen gegeben, welche Antriebe zum Handeln sie aus den Zeitverhältnissen empfangen haben, und damit meint man der schaffenden Natur ihre Arbeit nachgerechnet und die Elemente gefunden zu haben, aus denen ein großer Mann geworden ist und gerade an dieser Stelle und in diesem Augenblick erstehen mußte.

Merkwürdig genug, daß eine solche Betrachtungsweise aufkommen und Beifall finden konnte in einer Zeit, die selber ein Stück Weltgeschichte erlebt hat, in dem deutlich und greifbar, für jeden der sehen kann, die souveräne Macht der großen Persönlichkeit hervortritt. Das ist ja freilich

nicht schwer, und es ist auch an sich nicht unberechtigt, dem Anteil nachzugehen, den äußere Umstände an dem Lebenswerke des Fürsten Bismarck gehabt haben. Die Teilnahme an den Verhandlungen des Vereinigten Landtages, die Vertretung Preußens am Bundestage in Frankfurt und später an den Höfen von Petersburg und Paris waren eine vortreffliche Schule für den Diplomaten. Der Tod König Friedrichs VII. von Dänemark gab den entscheidenden Anstoß, die schleswig-holsteinische Frage endlich zu lösen, und führte dadurch mittelbar all die Verwickelungen und Entwickelungen herbei, durch die in den sechziger Jahren Deutschland von Grund aus umgestaltet wurde. Für die Auseinandersetzung mit Frankreich, die sich bald als unvermeidlich erwies, gab die spanische Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern die erwünschte Möglichkeit, den Gegner vor den Augen der Welt ins Unrecht zu setzen; und die Unfähigkeit der französischen Staatsmänner erleichterte diese Aufgabe. Im großen betrachtet, was durch alle die blutigen Kämpfe gewonnen und nachher mit eiserner Hand befestigt wurde, die Einigung der verwandten Stämme zu einem lebenskräftigen Staatengebilde unter Preußens Führung, die Wiederherstellung der Herrlichkeit eines deutschen Kaisertums, das hatte man als Ziel schon zwei Generationen hindurch vor Augen gehabt. Aber wenn deshalb wohl gesagt worden ist, Bismarck habe nur das ausgeführt, was lange vor ihm die besten und einsichtigsten deutschen Männer gehofft und gewünscht hatten, so ist das nicht richtig; die Worte müßten anders gestellt werden: er hat das zur Wirklichkeit gemacht, was für die Besten vor ihm nur Wunsch und Hoffnung gewesen war. — Aus der Zeit nach dem Kriege ist die große Tat des Fürsten die Gesetzgebung über die Versicherung der Arbeiter; auch sie keine eigentlich neue Idee, vielmehr durch mancherlei einzelne Ansätze in Deutschland wie in anderen Ländern vorbereitet. Sie erscheint, wenn man sie jetzt im Zusammenhang betrachtet, wie das notwendige Ergebnis einer natürlichen, bis ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Entwickelung, durch die allmählich auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens der Gedanke zur Herrschaft kam, die Menschen müßten sich gruppenweise zusammentun und durch kleine, wiederholte Beiträge die Mittel sammeln, um den vom Unglück Betroffenen zu unterstützen. Aber zuletzt war es doch wieder der eine Mann, der diesem Prinzip der Versicherung dadurch zum vollen Siege verhalf, daß er es von den oberen Klassen der Gesellschaft auf die unteren ausdehnte. Und die verdientesten seiner Mitarbeiter an dem gewaltigen

Werke waren sich vollkommen klar darüber und sprachen es, wo etwa auch von berufener Seite zu langsamerem Vorgehen gemahnt wurde, offen aus: „Wenn nicht der ganze Hochdruck von Bismarcks Riesenkraft daran gesetzt, wenn die Sache nicht erledigt wird, solange er lebt oder Kanzler ist, so können hundert Jahre vergehen, bis wieder einer kommt, der alle Widerstände überwindet."

Woher stammte diese riesenhafte Persönlichkeit? Ohne Zweifel ist es eine lohnende Aufgabe, die Elemente aufzusuchen, aus denen sie gemischt war. Und da wird man immer wieder davon ausgehen, daß er ein Norddeutscher war, und ein Landedelmann, der mit allen Fasern seines Wesens in dem Boden der altmärkischen Heimat wurzelte. Man wird der trotzigen Kraft gedenken, die in seinem Geschlechte erblich war, das einst Friedrich Wilhelm I. unter den renitenten Adelsfamilien nannte, denen man den Kitzel der Opposition gegen ihren Landesherrn austreiben müsse. Otto v. Bismarck's Mutter war eine Bürgerliche, aus einer Familie von Gelehrten und Beamten, eine anmutige und kluge, feingebildete Frau, deren Wesen auf den Geist des Knaben gewiß nachhaltigen Einfluß geübt hat. Aber Söhne von klugen Müttern und kraftvollen Vätern, die unter ähnlichen Verhältnissen wie er aufwuchsen, hat es in Deutschland zu allen Zeiten so manche gegeben. Das, was in dem einen die zugleich vernichtende und schöpferische Kraft hervorbrechen ließ, war doch etwas Neues, Eigenes, Wunderbares, das man wohl anschauen und, wenn's hoch kommt, in Worten aussprechen, aber nicht aus Gründen ableiten und erklären kann.

Zwei Eigenschaften, deren kein Staatsmann entraten kann, treten in Bismarck's Wesen in ungewöhnlicher Stärke hervor: die Fähigkeit, Menschen und Dinge zu sehen wie sie sind, und der Mut, für einen folgenschweren Entschluß die Verantwortung zu übernehmen. Unvergleichlich ist, wo er auch hinkommt und in neue Verhältnisse eintritt, seine Beobachtungsgabe. Sie wirkt unterhaltend und erfrischend in den Briefen aus Norderney an seine Schwester, in denen er das Treiben der Badegesellschaft beschreibt und die einzelnen Gestalten mit köstlichem Humor so hinstellt, daß man sie vor sich zu sehen glaubt. Gepackt und mit fortgerissen werden wir von der dramatischen Kraft seiner Schilderung in den Berichten und Denkschriften aus Frankfurt, wo ihm die Stellung Preußens innerhalb des Bundes und die Aufgabe, die dem Staate Friedrichs des Großen gestellt war — Vorherrschaft in Deutschland im Gegensatz zu Österreich, aber ohne dauernde Verfeindung — wo alle

die Gedanken, auf denen nachher seine deutsche Politik beruhte, durch die Erfahrungen weniger Jahre ihm selbst überraschend aber nun für immer klar wurden. Es gibt kaum eine spannendere Lektüre als die politische Korrespondenz Bismarcks, die Briefe, die mitten im Drange der täglichen Geschäfte geschrieben, das politische Getriebe greifbar und anschaulich darstellen, als wäre es die Absicht gewesen ein literarisches Kunstwerk zu schaffen. Er besaß die natürliche Kunst, für eine Tatsache oder eine Sachlage, die er zuerst erkannt hatte, auch sogleich den treffenden Ausdruck zu finden.

Wichtiger war doch, daß er es vermochte das Erkannte zum Beweggrunde seines Tuns zu nehmen. Einsicht und Tatkraft sind nicht von Natur aus verbunden; je tiefer jemand in den Zusammenhang der Dinge einblickt, desto mehr zeigen sich ihm auch Bedenken und Hindernisse, die seinen Plänen entgegenstehen, desto schwerer muß es ihm werden, einen von zwei Wegen oder von vielen Wegen mit Entschiedenheit einzuschlagen. Das Gewaltige an Bismarck ist gerade, daß, wie dem Kämpfenden die Gefahr den Mut erhöht, so in ihm die Kraft des Entschlusses und des Festhaltens am Entschlusse gesteigert wurde durch die Wucht der Verantwortung, die auf ihm lag.

Daß er es unternahm, die Reorganisation des Heeres, die König Wilhelm als notwendig erkannt hatte, gegen den Willen der Majorität des Abgeordnetenhauses, also mit Verletzung der Verfassung, durchzuführen, war schon ein Wagnis, vor dem ein anderer zurückgeschreckt wäre. Aber nun zeigte sich bald, daß die schwierigere Aufgabe hinzukam, den Herrscher selber bei dem kühnen Vorsatze festzuhalten, während er durch Einflüsse von anderer Seite beunruhigt und vor dem gefährlichen Ende, zu dem sein verwegener Ratgeber ihn führen werde, aufs dringendste gewarnt wurde. Sie erinnern sich, aus des Fürsten eigener Erzählung, der Szene im Eisenbahnkupee zwischen Jüterbog und Berlin im Herbst 1862. Der Minister war seinem Herrn, der aus Baden-Baden zurückkehrte, entgegengefahren, um über das inzwischen in Berlin Geschehene Vortrag zu halten, und fand ihn in gedrückter Stimmung, fast mutlos, mit trüben Gedanken an die Revolution beschäftigt, der sie beide zum Opfer fallen würden. „Nun wohl," fragte Bismarck, „können wir anständiger umkommen? Sieht nicht jeder preußische Offizier, der auf einem verlorenen Posten steht, ruhigen Mutes dem Tode entgegen?" Wirklich gelang es auf der kurzen Fahrt den König mit frischer Zuversicht zu beleben, so daß er bei dem Empfang in der Hauptstadt

die Herren, die dazu erschienen waren, durch Äußerungen einer fröhlichen Kampflust überraschte. Wie war das möglich? Dadurch, daß seine Phantasie bloß mit dem Bilde der persönlichen Gefahr, die dem Hohenzollern keine Furcht erweckte, erfüllt, die schwerste Last aber, der ganze innere Kampf, die Überwindung der Gewissensbedenken ihm abgenommen wurden durch den starken und treuen Mann, der sein Diener war.

Nicht immer hatte dieser so leichten Erfolg; nicht immer auch war er persönlich zur Stelle, um in kritischer Lage seine Kraft mit einzusetzen. Während der denkwürdigen Julitage 1870, als über die Besetzung des spanischen Thrones verhandelt wurde, weilte Fürst Bismarck auf seinem Gute in Pommern, dann in Berlin. Die Nachrichten, die er hier aus Ems erhielt, zeigten ihm, wie weit bereits der König in seiner Nachgiebigkeit gegen die Zumutungen des französischen Botschafters gegangen sei. Während er mit Moltke und Roon bei Tische saß, und alle drei in tiefer Niedergeschlagenheit den Ernst der Lage besprachen, traf ein neues, ausführliches Telegramm aus Ems ein, durch das der schlimme Eindruck vollends bestätigt wurde, daß Preußen vor den Augen Europas eine Demütigung erfahren habe. Aber eben diese Note brachte in dem großen Staatenlenker den kühnsten Entschluß zur Reife. In Gegenwart seiner Gäste brachte er, ohne ein Wort zu ändern oder hinzuzusetzen, nur durch Streichungen, das Emser Telegramm, dessen Veröffentlichung der König anheimgestellt hatte, in eine knappere Form, die nun auch einen wesentlich geänderten Sinn ergab. Als es vorgelesen wurde, sagte Moltke: „Erst klang's Chamade, nun ist's Fanfare!" Mit dem kräftigen Abschluß: „Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe", so ging die Depesche noch am selben Abend durch alle großen Städte Europas. Und sie war es, die in Paris wütendes Verlangen nach Krieg, in ganz Deutschland helle Begeisterung, überall draußen aber den überzeugenden Eindruck hervorrief, daß Preußen durch Überhebung und Anmaßung des Gegners zur Abwehr gedrängt worden sei. Heute erscheint es uns natürlich und notwendig, daß es so gekommen ist. Aber vergegenwärtigen wir uns, was damals in der Seele dessen vorgegangen sein mag, der mit fester Hand den entscheidenden Streich führte. Gerade, daß er sich der Bedeutung des Schrittes, den er tun wollte, klar bewußt war, alle weitverzweigten Wirkungen im voraus überblickte, das hätte auch einen

mutigen Mann im letzten Augenblick zurückhalten können. Er hat trotzdem nicht gezaudert, und hat das Wunder vollbracht, vollkommenste Einsicht in die verschlungensten Verhältnisse mit unbeirrter, fast möchte man sagen: naiver Sicherheit des Wollens zu verbinden.

Das eigentliche Wesen großer Menschen empfindet man überhaupt da am deutlichsten, wo ihr Tun und vor allem ihr Denken dem gewöhnlichen Verstande unbegreifbar wird, weil es eben auf der Verschmelzung von Gegensätzen, die sonst unversöhnlich erscheinen, beruht. Nicht durch Herstellung eines schwächlichen Mittelweges sind die widerstreitenden Kräfte dahin gebracht, daß sie sich äußerlich vertragen, sondern sie sind beide auf den höchsten Grad entwickelt und durchdringen sich gegenseitig zu einem lebendigen Ganzen.

Dem Fürsten Bismarck hat man nachgerühmt, daß er ein ganz neues Prinzip, das der Offenheit, in die Staatskunst eingeführt habe; und in der Tat verschmähte er die kleinen Mittel jener Diplomatie, die das Geheimtun so übt, als ob es um seiner selbst willen wichtig wäre, und wußte unter Umständen durch die Unbefangenheit, mit der er seine Absichten aufdeckte, zu verblüffen und zu entwaffnen. Dabei aber verfügte er über ein Maß von List und Verschlagenheit, dem keiner seiner Gegner gewachsen war. Das beweist allein schon der geheime Vertrag mit Rußland, den er neben dem Bündnis mit Österreich geschlossen hatte, der dann nach 1890, weil er von zu komplizierter Art sei, nicht erneuert wurde. — Mit Zähigkeit, ja mit eiserner Konsequenz hielt er fest an Überzeugungen und Vorsätzen, die er einmal gefaßt hatte; und doch überraschte er immer wieder Freunde und Feinde durch seine Fähigkeit umzulernen, und noch als alter Mann neue Verhältnisse mit neuen Aufgaben zu verstehen.

Furchtbar war die Gewalt seiner Leidenschaft. Die fremden Diplomaten wußten davon zu erzählen und empfanden wohl alle ähnlich wie Graf Benedetti, der einmal in einer peinlichen Sache die schriftliche Form der Mitteilung vorzog — „aus Rücksicht auf das Temperament des preußischen Ministers", wie er an seine Regierung berichtete. Im Reichstage mochte auch der unbeteiligte Zuhörer miterzittern, wenn er in erregter Debatte den Kanzler sah, wie er auffuhr und losbrach, um einen Gegner zu zerschmettern. Der Zorn kam ihm aus dem tiefsten Grunde der Seele: „Ich habe nicht schlafen können," sagte er eines Morgens zu einem Vertrauten, „ich habe die ganze Nacht gehaßt." Aber mit der heißesten Leidenschaft verband sich die kühlste Besonnenheit.

Wenn man des Fürsten eigenen Bericht über die Zeit kurz vor und kurz nach 1860 liest, so fühlt man, wie er vor Begierde brennt, in den Gang der Dinge in Berlin einzugreifen, während er erst in Petersburg, dann in Paris abseits steht; aber zugleich sieht man ihn jede Versuchung zum Eintritt in das Ministerium zurückweisen. Er wußte zu gut, daß er mit einem König wie Friedrich Wilhelm IV. nicht regieren konnte, und verstand es sich für den rechten Zeitpunkt aufzusparen, in dem er dann gerufen worden ist. Auch ein Staatsmann von der Kraft und Klugheit eines Bismarck konnte nicht auf jedem Felde siegreich bleiben; da ist wieder bewundernswert, wie er nicht eigensinnig in aussichtslosem Kampfe verharrt, sondern den Mut und den Weg findet um einzulenken. Umgekehrt, hat ihn der glänzendste Erfolg nicht übermütig gemacht, ihm nie das klare Urteil und die ruhige Schätzung dessen, was er wirklich erreicht habe und nun fordern dürfe, geraubt. Das zeigte sich 1866 beim Friedensschlusse mit Österreich und den deutschen Mittelstaaten, wo er, eine künftige Entwicklung vorausschauend, viel mäßigere Bedingungen stellte, als andere gefürchtet oder gehofft hatten.

Der heftige Widerstand des eigenen Herrschers, den er bei dieser Gelegenheit besiegen mußte, war doch nicht bloß in Eroberungslust begründet, sondern auch in einer Erwägung der Billigkeit. König Wilhelm hielt es für unzulässig, daß Staaten, die unter völlig gleichen Verhältnissen gekämpft hätten und unterlegen wären, so verschieden behandelt würden, wie damals z. B. Hannover und Sachsen. Rücksichten dieser Art kannte nun freilich dieser eiserne Kanzler nicht. Er fühlte sich nicht berufen, gewissermaßen im Dienste der Weltgeschichte Gerechtigkeit zu üben, sondern nur, im Dienste seiner Monarchie das zu tun, was für deren Gedeihen notwendig oder nützlich wäre. Und da war allerdings die Einverleibung von Hannover unentbehrlich, auf Ländererwerb von Sachsen und Österreich durfte verzichtet werden. Fürst Bismarck hat sich immer als „Realpolitiker" bekannt und über die unpraktische Schwärmerei derer gespottet, die nach schönen und edlen Begriffen das Leben der Völker regeln wollten. Und doch gab es eine Stelle, wo der harte Mann weich werden konnte wie ein Kind, wo sein eigener Idealismus furchtlos den Hohn der Gegner herausforderte. Als am 2. April 1848 der Vereingte Landtag eine Adresse beschloß, in der dem Könige für den Frieden, den er mit seinem Volke gemacht habe, gedankt wurde, da erhob der Abgeordnete v. Bismarck Protest; und dabei wurde er nicht durch das Gelächter des Hauses, sondern durch den innerlichen

Schmerz über das was er erlebt hatte, so erschüttert, daß er in Weinen ausbrach und die Tribüne verlassen mußte. Daß der Träger der preußischen Krone sich der Revolution gegenüber schwach gezeigt hatte, das traf den treuen Vasallen tief ins Herz.

Unter allen Gegensätzen, die in der Natur unseres Helden lebendig waren und zum Ausgleich kamen, ist keiner größer und inhaltreicher gewesen, als der zwischen der Kraft und Lust des Herrschens, die ihn beseelte, und der willigen Unterordnung unter den König, der ihm nach Gottes Fügung zum Herrn gesetzt war. Nicht immer ist es in der Welt so eingerichtet, daß die kraftvollsten Männer, denen die eigentlich großen Taten gelingen, auch äußerlich den ersten Platz einnehmen. Ja, man möchte glauben, daß das Umgekehrte von jeher die Regel gewesen sei, wenn man der Lebenserfahrungen gedenkt, die in den frühesten Sagen und Dichtungen der Völker niedergelegt sind. Da vollbringt Herakles seine Arbeiten im Auftrage des schwächeren Eurystheus, vor Troja überstrahlt Achill mit seinem Glanze den Heerkönig Agamemnon; und im deutschen Liede, König Gunthers Macht und Herrlichkeit beruht doch im Grunde darauf, daß des grimmen Hagen Kopf und Hand allezeit für ihn tätig sind. So war auch Otto v. Bismarck in den Dienst eines Fürsten gestellt, dem er an Stärke des Wollens wie der politischen Einsicht überlegen war. Aber gerade in diesem scheinbar widerspruchsvollen Verhältnis lag der größte Segen für ihn wie für unser Volk. Man braucht nur einmal in Gedanken seinen Lebensweg mit dem eines Napoleon zu vergleichen, um die Gefahren zu erkennen, vor denen ihn das feste Gefüge der preußischen Monarchie und die eigne Mannentreue bewahrten. Dem französischen Imperator, der nichts mehr über sich sah, wurde die eigne Größe zum eigentlichen Zweck und Inhalt des Lebens; er verlor den Maßstab für das, was er von der Welt, was die Welt von ihm fordern dürfe. Fürst Bismarck konnte, indem er sich vor der ehrwürdigen Gestalt König Wilhelms beugte, nie vergessen, daß er um anderer willen da sei, und daß die titanische Kraft, die in ihm loderte, gebändigt und geadelt werden müsse durch die Größe und den Wert der Aufgaben, denen er sie dienstbar machte. Niemand hat klarer als er selbst gewußt, was diese Unterordnung unter ein Höheres für ihn bedeutete; darum hat er sich jene Grabschrift bestimmt, die bescheiden und stolz nichts weiter aussagt, als daß er „ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ gewesen sei.

Wenn er nicht immer so empfunden hat, wenn es Zeiten gegeben

hat, wo sich die Herrschernatur in ihm gegen den Zwang seiner Stellung aufbäumte, wenn er fort und fort schwer hat ringen müssen, um die widerstrebenden Einflüsse, die auf den König eindrangen, zu überwinden und jenes Einverständnis immer wieder herzustellen, das dann in den letzten Jahren ihres Zusammenlebens wie ein unverlierbarer Besitz erscheint: wer wollte sich darüber wundern? Die eigenen Aufzeichnungen des Fürsten geben von diesem lang andauernden, manchmal bis zur Erschöpfung gesteigerten Kampf die deutlichste Anschauung. Man hat es bedauert, daß durch die Veröffentlichung solcher intimen Vorgänge das Zartgefühl verletzt und das schöne Bild der Eintracht gestört worden sei, die den Kaiser und seinen Kanzler in der Erinnerung des Volkes verbindet. Aber auch die Antwort auf solche Klage ist schon ausgesprochen worden. Wer alle jene Konflikte nun aufgedeckt sieht, durch die König Wilhelm und sein Minister hindurchgehen mußten, der muß begreifen, „wie unendlich schwierig das Regieren, das Zusammenfassen vieler zu einem Willen, ja nur das einheitliche Wirken zweier großen und edlen Männer Jahre hindurch ist"; und er wird, wenn er das begriffen hat, bescheidener und verständiger über die politischen Fragen urteilen, welche die eigene Zeit bewegen.

Aber solch negativer Gewinn ist nicht der einzige, den wir aus der Betrachtung dieser Persönlichkeit und dieses Lebensganges davontragen. Wertvoller ist das, wodurch sie uns unmittelbar bereichert. Fürst Bismarck hat bei Lebzeiten nicht, was man sagt, Schule gemacht; nun gilt es, nach seinem Tode von ihm und an ihm zu lernen. Nur wenige zwar kommen in die Lage, an der Fortführung seines Werkes sichtbar mitzuarbeiten; aber im stillen und im kleinen dazu beitragen, daß das, was er geschaffen hat, erhalten bleibe und weiter glücklich gedeihe, dazu ist jeder berufen. Deshalb ist es auch jedes deutschen Mannes Pflicht, in die Gedankenwelt dieses großen Kenners der Menschenschicksale einzudringen und einen Hauch des Geistes, der dort weht, in sich aufzunehmen. Eine schöne und ernste Pflicht. Wie die Staatsmänner, die sein Erbe zu verwalten haben, ihm schlecht nacheifern würden, wenn sie äußerlich seine Weise des Redens oder öffentlichen Auftretens sich anzueignen versuchten, so dürfen auch wir, Bürger des Reiches das er gegründet hat, nicht wähnen seine Schüler zu sein, wenn wir einige kraftvoll geprägte Worte ihm nachsprechen. Das wäre nicht die rechte Art das Andenken des Mannes zu ehren, der ein Todfeind aller Phrase war und überall die Menschen zwang, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Ein köstliches

Studium sind seine hinterlassenen Briefe, Reden, Erinnerungen; aber nicht, um darin die fertige Formel zu finden, nach der jede neue Aufgabe der Politik gelöst werden könnte, sondern um aus dem, was er geschrieben hat, den großen staatsmännischen Geist kennen zu lernen und dann, wo möglich, die Frage zu beantworten: wie würde er selbst, wenn er noch unter uns wäre, in diesem Falle urteilen und handeln? Gewiß ist es der Name Bismarck, der uns hier zusammengeführt hat, der auch in Zukunft alle, die es mit dem deutschen Vaterlande gut meinen, vereinigen wird: aber nicht als Leute, die eine Livree tragen, sondern als Männer, die einer Fahne folgen.

Die Zahl derer aber, die ihm folgen, wächst und wird immer mehr wachsen. So lange Fürst Bismarck im öffentlichen Leben stand — und das tat er, der Freund und Berater des deutschen Volkes, bis zuletzt, auch in den Jahren der Zurückgezogenheit — so lange stand er inmitten bewegter Kämpfe; im Kampf aber gilt es nicht so sehr, den Gegner zu verstehen, als ihn niederzuwerfen oder sich gegen ihn zu behaupten. Jetzt hat der Tod den rastlos Tätigen dem Felde des Streites entrückt: wir sehen sein Bild nun von weitem, aber in ruhigerem Lichte, als ein vollendetes; und er selbst hat uns geholfen, es zu deuten. Viele von denen, die dem Lebenden widerstrebten, werden jetzt nicht mehr widerstehen; sie müssen, wenn sie sein Vermächtnis lesen, von dem Zauber ergriffen werden, den der vertraute Verkehr mit einem großen Manne, wie sie der Menschheit selten bescheert sind, ausübt. So dürfen wir auf ihn die Worte anwenden, in denen vor 100 Jahren das Gedächtnis eines anderen großen Deutschen gefeiert wurde:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

XV.

Wilhelm v. Humboldt als Organisator des preußischen Bildungswesens.

Vortrag
vor der LI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner
in Posen am 4. Oktober 1911 gehalten.

[Die Grenzboten, LXX (1911) Heft 41. Das Zitat S. 174 f. ist hier etwas ausführlicher gegeben.]

Platon verlangte, damit das beste Staatswesen zustande komme, müßten entweder die Philosophen, d. i. die Denker und Forscher, die Regierung übernehmen oder die Regierenden Philosophen werden. Dieser Wunsch ist in Preußen nicht oft erfüllt gewesen. Die beiden Perioden aber, in denen das einigermaßen der Fall war, zeugen doch wohl für ihn: einmal, als König Friedrich eine preußische Großmacht schuf, und weiter, als Stein und die Seinen den Staat Friedrichs des Großen vor der Zerstörung bewahrten und innerlich umbildeten. Am meisten, möchte man vermuten, wird derjenige Teil des öffentlichen Lebens den Segen einer durchgeistigten Leitung empfangen haben, der selbst geistiger Art ist. Auf Steins Veranlassung wurde Wilhelm v. Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens berufen; und die in seiner kurzen Amtsführung gegebenen Impulse sind für die gesamte Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts bestimmend gewesen. Also auch für die Bedrängnis und die Nöte, aus denen sich herauszuwinden die moderne „Schulreform" immer noch bemüht ist? Für die Beantwortung dieser Frage bietet sich seit kurzem in bedeutenden urkundlichen Publikationen das zuverlässigste Material.

Blickt man von den Gutachten und Entwürfen des hohen Beamten zurück auf das erste politische Bekenntnis des Jünglings, so zeigt sich freilich ein gewaltiger Abstand. Humboldt gehörte zu den Deutschen, die, wie Klopstock und Schiller, aufs lebhafteste von den Gedanken ergriffen wurden, mit denen die französische Revolution anfing. Auf der

anderen Seite trieb ihn das Wöllnersche Regiment zunächst aus dem Staatsdienst hinaus. Unter diesen doppelten Eindrücken entstanden im Jahre 1792 seine „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“. Außerordentlich eng zog der Fünfundzwanzigjährige diese Grenzen. Aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger sollte sich der Staat enthalten und keinen Schritt weiter gehen, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig sei. Die Erziehung insbesondere schien dem Verfasser ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten müsse. Gewiß sei es wohltätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers soviel als möglich zusammenfielen; aber nur alsdann, wenn das des Bürgers so wenig eigentümliche Eigenschaften fordere, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten könne.

Das berührt uns heute wie ein Klang aus einer fremden Welt — in die hinüberzulauschen und ihres Geistes einen Hauch zu verspüren doch gerade sehr heilsam wäre in einer Zeit, da „staatsbürgerliche Erziehung“ auf dem Wege ist, ein Schlagwort, und also ein gefährliches Wort, zu werden. Die Übertriebenheit freilich seiner idealen Forderung muß dem jugendlichen Propheten der Freiheit selber bald zum Bewußtsein gekommen sein; bei seinen Lebzeiten sind nur einzelne Abschnitte jener Schrift veröffentlicht worden. Aber der Grundanschauung blieb er treu, der Freude am einzelnen Menschen und seiner individuellen Entwicklung, die vor allem gepflegt werden müsse. Diese Anschauung hing aufs innigste zusammen mit seinem Kultus der Griechen, bei denen er Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen, Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten harmonisch verbunden fand. Humboldts Begeisterung für das Altertum erhielt später besondere Nahrung in den sechs Jahren, die er, von 1802 an, als preußischer Gesandter in Rom zu verleben hatte. Während eines Urlaubs in der Heimat war es, daß ihm, eben auf Steins Betreiben, die Aufgabe angetragen wurde, innerhalb der Neuorganisation der gesamten Staatsverwaltung die Sorge für Kultus und Unterricht zu übernehmen.

Als er sich nach längerem Widerstreben — denn er liebte auch die eigene Freiheit — Ende Februar 1809 bereit erklärte und in Königsberg in die Regierung eintrat, war inzwischen im Dezember 1808 auf Napoleons Befehl Stein entlassen worden, so daß dieser starke Rückhalt jetzt fehlte. Trotzdem darf man sagen: die beiden Hauptерfordernisse für ein erfolg-

reiches Wirken — daß man ein rechtes inneres Verhältnis zu den Dingen besitze, und daß man die maßgebenden Entscheidungen zu treffen habe, — waren hier, was so selten ist, in einer Person vereinigt. Humboldts gute Beziehungen zum Hofe, die aus der Universitätszeit stammende Freundschaft mit seinem nächsten Vorgesetzten, dem Minister Grafen Dohna, machten es ihm möglich, an der Verwirklichung selbstentworfener Pläne mit einer Machtvollkommenheit zu arbeiten, um die ein heutiger Minister ihn beneiden könnte. Und doch war Humboldt nur Chef einer Sektion. Die nach dem Tilsiter Frieden grundsätzlich durchgeführte Gliederung der obersten Verwaltung in Fachministerien reichte nicht sogleich bis zur Bildung eines besonderen Ministeriums für Kultus und Unterricht; freilich hat es dann nicht mehr lange gedauert, bis die Einordnung in das Ministerium des Innern sich als unhaltbar erwies. Mehr Bestand hatte eine andere damals getroffene Maßregel. Stein hatte die Absicht gehabt, geistliche und Unterrichtsangelegenheiten voneinander zu trennen. Männer von durchaus frommer Gesinnung unterstützten den Vorschlag, während Humboldt, der Freund und Bewunderer heidnischen Griechentums, widersprach und beides vereingt halten wollte. Dafür entschied sich auch der Minister Graf Dohna. So wurde dieser folgenschwere Bund befestigt. Ihn zu lösen würde heute, nach hundertjähriger Dauer, sehr viel schwieriger sein als in jener Zeit allgemeiner Neubildung; und, wo doch die Frage zur Diskussion gestellt werden sollte, würde das Für und Wider zwischen Vertretern verschiedener religiöser Ansichten vielleicht umgekehrt verteilt sein wie damals.

Humboldts Hauptberater in Sachen der höheren Schulen wurde Joh. Wilh. Süvern, früher Gymnasialdirektor in Elbing, seit 1807 Professor der Philologie und Geschichte in Königsberg. Außerdem aber wünschte Humboldt ganze Körperschaften zur Seite zu haben, deren Aufgabe es wäre, neue Unterrichtsmethoden und Erziehungssysteme zu begutachten, neue Lehrpläne zu entwerfen, die künftigen Lehrer zu prüfen, Vorschläge aus dem Publikum entgegenzunehmen und zu beurteilen, „womit jedoch keinerlei Verwaltungskompetenz verbunden sein sollte“. Dies wurden die „Wissenschaftlichen Deputationen für den öffentlichen Unterricht“ in Berlin, Königsberg und Breslau. Erster Direktor der Berliner Deputation wurde Schleiermacher, der dann von dieser Stelle aus wertvolle Anregungen gegeben hat. Im ganzen aber erwies sich das Programm der wissenschaftlichen Deputationen, „ewig auf Verbesserungen zu spekulieren“, als nicht durchführbar; sie krankten

an der Schwierigkeit, daß ihnen keine greifbaren Schwierigkeiten zu überwinden gegeben waren. Die kämpfende Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge, mit dem Publikum wie mit anderen Behörden, fehlte, und damit der feste Anhalt für eigenes Wirken. Ihre einzige recht praktische Aufgabe war die Prüfung der Lehrer, und an dieser Stelle hat sich dann auch eine bestimmte Verwaltungskompetenz entwickelt. Die heutigen „Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen" sind eine etwas engbrüstige Nachkommenschaft jener groß und frei gedachten Organisation.

Das Höchste, was Humboldt positiv geschaffen hat, war die Gründung der Universität Berlin. Der Gedanke, daß der Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was ihm an physischen verloren war, hatte von vornherein den Beifall des Königs. Aber zwei Vorfragen blieben: ob eine Universität alten Stiles zu gründen sei? und, ob in Berlin oder einer kleineren Stadt. Für die Wahl von Berlin gewann Humboldt die entscheidende Zustimmung des Finanzministers v. Altenstein durch den Hinweis auf die schon vorhandenen wissenschaftlichen Institute, die man doch weder aus der Hauptstadt wegverlegen noch unvollständig lassen könne. In bezug auf den anderen, wichtigeren Punkt lag aus den neunziger Jahren, aus der Amtszeit des Ministers v. Massow, ein Plan vor, den Bestand wissenschaftlicher Fachschulen in Berlin zu erhalten und zu ergänzen, sie aber nicht zu einer Universität zu verschmelzen und die Pflege allgemeinwissenschaftlicher Bildung ganz den Gymnasien zu überlassen. Dieser Vorschlag, der einen starken Zug zum Handwerksmäßigen hatte, beruhte auf einer geringen Meinung von dem, was die Universitäten wirklich leisteten, und die ungünstige Meinung war wohl nicht ganz unbegründet. Jedenfalls wurde sie von einem Manne geteilt, der das Gegenteil eines Banausen war: Fichte. Das Geschäft der Universitäten, so führte er im Jahre 1807 in einer Denkschrift aus, sei seit Erfindung des Buchdruckes nur dieses: „das gesamte Buchwesen noch einmal zu setzen und ebendasselbe, was schon gedruckt vor jedermanns Augen liegt, auch noch durch Professoren rezitieren zu lassen." Deshalb verlangte er eine ganz neue Veranstaltung zu gemeinsamer Arbeit von Lehrern und Lernenden, eine „Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches", mit eigens dazu erfundenen Formen und Abstufungen. Gegen diese künstliche Konstruktion wandte sich, schriftlich wie in mündlicher Beratung, Schleiermacher; und für dessen Ansicht entschied Humboldt. „Man beruft eben tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ankandieren", so lautete sein Beschluß. Humboldt war selbst ein Denker und Forscher

und brachte wie etwas Selbstverständliches die Einsicht mit, daß die ihrer Natur nach freieste geistige Tätigkeit in der Einengung durch festumschriebene Aufgaben und Befugnisse nicht gedeihen kann. Dabei war er fern von bequemem Gehenlassen. Je mehr Vertrauen dem einmal Berufenen gewährt werden sollte, um so strengere Vorsicht schien ihm bei der Auswahl geboten. Er erklärte geradezu: die Ernennung der Universitätslehrer müsse dem Staat ausschließlich vorbehalten bleiben; denn Antagonismus und Reibung zwischen den Professoren, an sich heilsam und notwendig, würden in dieser Beziehung nur störend wirken und unwillkürlich den Gesichtspunkt verrücken.

Das schrieb derselbe Mann, der achtzehn Jahre vorher so zuversichtlich dem Staate jede positive Einwirkung auf das Bildungswesen abgesprochen hatte! Doch die alte Überzeugung war in ihm noch nicht erstorben. In eben der Denkschrift (von 1810), der die angeführte Forderung entnommen ist, schärft er dem Staate die Pflicht ein, sich stets bewußt zu bleiben, daß er auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens eigentlich „immer hinderlich sei, sobald er sich hineinmische, daß es an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde". Seine Mitwirkung sei nur ein notwendiges Übel. „Nicht etwa bloß die Art, wie er die äußeren „Formen und Mittel beschafft, kann dem Wesen der Sache schädlich „werden, sondern der Umstand selbst, daß es überhaupt solche äußeren „Formen für etwas ganz Fremdes gibt, wirkt immer notwendig nach„teilig ein und zieht das Geistige und Hohe in die materielle und niedrige „Wirklichkeit herab. Daher muß der Staat nur darum vorzüglich wieder „das innere Wesen vor Augen haben, um gut zu machen, was er selbst, „wenngleich ohne seine Schuld, verdirbt oder gehindert hat".

Sonderbarer Schwärmer! mag man sagen; der Erfolg hat ihn doch gerechtfertigt. Mit seiner vornehmen Gesinnung verband sich praktischer Sinn; das bewährte sich in der Art, wie er die Geldmittel für das große Werk zu beschaffen wußte, wie er im einzelnen die Berufungsverhandlungen führte. Vor allem aber: wäre Humboldt, der Staatsmann, nicht zugleich ein Mann der Wissenschaft gewesen, so wäre es ihm nicht gelungen, Hausbackenheit auf der einen Seite, Verstiegenheit auf der anderen von gewaltsamer Neugründung zurückzuhalten. Denn die Universitäten des achtzehnten Jahrhunderts schienen sich wirklich überlebt zu haben; ihr Verfahren, Lehrbücher zu erklären und Hefte zu diktieren, forderte den Spott heraus. Was uns heute als selbstverständlich und als der eigentliche Charakter der Universitäten erscheint, die Verbindung

von Unterricht und Forschung, ist damals geschaffen worden. Nachträglich ist es ja leicht, zu sagen: es kam darauf an, überlieferte Formen zu bewahren und mit neuem, lebendigem Inhalte zu füllen. Daß dies an der frisch erstehenden Hochschule in der preußischen Hauptstadt wirklich geschah, war doch eine gewaltige Leistung.

Auch Humboldt hatte nicht auf den ersten Blick die Richtung gefunden, die er einschlagen wollte; in den Denkschriften der Jahre 1809 und 1810 läßt sich eine Entwicklung seiner Ansichten erkennen. Anfangs war er geneigt, die Aufgaben der Universität von denen der Akademie scharf zu scheiden, so daß die eine zur Erweiterung, die andere zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt wäre. Je tiefer er nachdachte, desto mehr erkannte er, daß hier eine Grenze zu ziehen unnatürlich sein würde, daß es zum Wesen aller wissenschaftlichen Anstalten gehöre, „die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unablässig sie als solche zu suchen" — auch an den Universitäten, ja hier unter besonders günstigen Umständen. „Denn „der freie mündliche Vortrag vor Zuhörern, unter denen doch immer „eine bedeutende Zahl selbst-mitdenkender Köpfe ist, feuert denjenigen, „der einmal an diese Art des Studiums gewöhnt ist, sicherlich ebenso„sehr an, als die einsame Muße des Schriftstellerlebens oder die lose „Verbindung einer akademischen Genossenschaft. Die Wissenschaft läßt „sich als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder „selbsttätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, „sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte". — Es war doch wohl kein ganz unpraktischer Mann, der vor hundert Jahren so schreiben konnte. Damit waren, aus Anlaß der Neuschöpfung in Berlin, die grundlegenden Kräfte bezeichnet; aus ihnen ist der Segen erwachsen, den seitdem die deutschen Universitäten dem Geistesleben der Nation gebracht haben. Es will mir scheinen, als sei der Dank hierfür in der Jubelfeier des vorigen Jahres doch nicht so klar zum Ausdrucke gekommen, wie er verdient war.

Während Humboldt hier die Verwandtschaft und die inneren Beziehungen äußerlich getrennter Institute zu würdigen wußte und zu schätzen vermocht hat, ist er an einer anderen Stelle bestrebt gewesen, die vor kurzem errichtete Schranke stärker zu befestigen. Das im Jahre 1789 zuerst eingeführte Abiturientenexamen hatte den ausgesprochenen Zweck, zwischen Universität und Gymnasium die bis dahin vielfach gemeinsamen Aufgaben klar zu verteilen, die eine von elementarer,

nur vorbereitender Arbeit zu entlasten, dem anderen die Möglichkeit des Übergreifens in ein höheres Bereich abzuschneiden. Mit Entschiedenheit ist Humboldt in dieser Richtung weitergegangen. „Eins der größten Gebrechen unseres Schulwesens ist die Nachlässigkeit bei den Prüfungen der zur Universität abgehenden jungen Leute," so schrieb er im August 1809 in einem amtlichen Bericht. Mit Benutzung der Vorarbeiten, die dem Eifer des Ministers v. Massow verdankt wurden, ging man daran, ein genaueres Reglement für die Prüfung herzustellen, das dann zwei Jahre nach Humboldts Rücktritt wirklich erlassen worden ist. Sollte es aber gelingen, im Examen gleichmäßige Forderungen durchzuführen, so mußte an allen Schulen nach demselben Lehrplan gearbeitet werden, woran es noch durchaus fehlte. Humboldt ließ auch hierzu die Vorarbeiten machen; auch diese gelangten erst nach seiner Zeit zum Abschluß. Im Jahre 1816 wurde eine „Anweisung über die Errichtung der öffentlichen allgemeinen Schulen" von seiten des Ministeriums den Provinzialbehörden mitgeteilt, nicht als bindende Vorschrift, doch als eine „Richtschnur", der sie so viel als möglich Geltung verschaffen sollten. Die formelle Redaktion hatte Süvern obgelegen, der als vortragender Rat noch lange im Ministerium verblieb; sachlich darf der allgemeine Lehrplan den Denkmälern der Humboldtschen Amtsführung zugerechnet werden.

Die dritte große organisatorische Maßregel hat er noch selbst hinausgehen lassen, das „Edikt wegen Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamtes", 1810. Dadurch ist Humboldt der Schöpfer des höheren Lehrerstandes geworden, und mit vollem Bewußtsein. Denn als das Bedenken erhoben worden war, daß die staatliche Aufsicht über die Besetzung der Lehrerstellen, wozu ja das Examen pro facultate docendi die Handhabe bieten sollte, zu einem „Zunftzwange" führen würde, knüpfte Humboldt eben hieran sein eigenes Votum (11. IV. 1810): Es wird vielmehr ein Geist entstehen, „der, ohne Zunftgeist zu sein, eine feste „und sicher zum gemeinschaftlichen Ziele hinstrebende Richtung hat. „Es entsteht eine pädagogische Schule und eine pädagogische Genossen„schaft, und wenn es wichtig ist, durch Zwang bewirkte Einheit der „Ansicht zu verhüten, so ist es ebenso wichtig, durch eine gewisse Ge„meinschaft (die nie ohne eine Absonderung des nicht zu ihr Gehörenden „denkbar ist) eine Kraft und einen Enthusiasmus hervorzubringen, „welche dem einzelnen und zerstreuten Wirken immer fehlen."

Auch hier erkennen wir den eindringenden Blick für das Wesentliche

und Lebendige, ja etwas wie einen prophetischen Blick, der das Ziel einer eingeleiteten Entwicklung im voraus schaut. Und dabei bewegte sich Humboldt hier auf einem Gebiete, das ihm ursprünglich vollkommen fremd war. Als er die Verwaltung des preußischen Unterrichtswesens übernahm, hatte er noch nie eine Schule gesehen, nicht nur als Lehrer oder als Aufsichtsbeamter, sondern auch nicht als Schüler. Daß ihm damit etwas mangelte, wußte er nun doch und war bemüht, sich von Zuständen und Vorgängen eine Anschauung noch zu verschaffen. In Königsberg, wo während der ersten, größeren Hälfte seiner Amtszeit Hof und Ministerien ihren Sitz hatten, verbrachte er ganze Vormittage mit Hospitieren, auch in Volksschulen. Gegen Pestalozzis Ideen hatte er zuerst eine Abneigung; der Aristokrat, des Geistes wie des Blutes, machte sich geltend. Doch überwand er dieses persönliche Moment und war selbst dafür tätig, die neue Methode in Preußen einzuführen, indem er einen Schüler Pestalozzis dorthin berief.

Mit dem allen ist Humboldt zu einem rechten Verständnis für das, was den erwerbenden und gar den niederen Klassen des Volkes nottat, niemals gelangt. Von dem eigenen Ideal einer allseitigen, in sich harmonischen Menschenbildung war er so beherrscht, daß er jedem, auch dem Geringsten, einen Anteil daran zu geben wünschte; nicht der Art, nur dem Grade nach sollte die Bildung des gemeinen Mannes von der des Gelehrten verschieden sein. So stellte die Sektion den Grundsatz auf: „An Orten, wo es gelehrte Schulen (d. h. solche, welche den Schul„unterricht bis zu seinem Endpunkte führen) geben kann, müssen keine „abgesonderte Bürger-, sondern nur Elementarschulen sein, an Orten „hingegen, wo dies nicht möglich ist, kann und muß es Bürgerschulen „geben, welche indes dann nur die unteren Klassen der von ihnen ab„gesonderten gelehrten sind."

Bei Durchführung dieses Grundsatzes war es nicht zu vermeiden, daß man mit den Patronaten in vielfachen Widerspruch geriet, denen ohnehin die von Humboldt geforderten Verbesserungen einen starken Aufwand nicht nur an Geld zumuteten, sondern auch an Selbstverleugnung. Denn er war nicht gewillt, erhöhte Leistungen durch vermehrte Rechte zu belohnen. Die städtischen Schulkollegien, etwa den heutigen Schuldeputationen und Kuratorien entsprechend, erschienen ihm wie eine störende Zwischeninstanz zwischen der Regierung und den Schulen. Aus Anlaß eines besonderen Falles schrieb er vertraulich an Friedr. Aug. Wolf: „Ich denke darauf, die Rechte der Magistrate zu beschränken;

es ist sonst kaum möglich, daß etwas Vernünftiges aus den Gymnasien wird". Ebenso entschlossen zeigte er sich, wo es darauf ankam, Sonderbestrebungen königlicher Behörden, z. B. des Joachimsthalschen Schuldirektoriums, des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien, zu unterdrücken. Wenn er in dieser Richtung viel erreichte, so kam es doch zum guten Teil daher, daß, wer mit ihm zu tun hatte, nicht bloß den hochgestellten Beamten vor sich sah, sondern den überlegenen Geist empfinden mußte.

Eduard Spranger in seinem verdienstlichen Buche „Wilhelm v. Humboldt und die Reform des Bildungswesens" (1910) äußert seine Genugtuung darüber, daß Humboldt in den meisten Fällen mit seinen Ideen der Verstaatlichung und Zentralisierung Sieger geblieben sei. Dieser Sieg sei um so größer, als er ihn über sich selbst errungen habe; „der historische Staatsgedanke wußte sich diesen größten Individualisten zum Diener zu schaffen." Ich vermag diese Freude nicht ganz zu teilen. Es ist ja wahr: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch bald eine bestimmte Art von Verstand. Aber nun kam es doch so, daß Humboldt im Grunde ein anderer war, als er, vom staatlichen Getriebe auch innerlich erfaßt, sich betätigte. Er selbst empfand diesen Widerspruch und gab sich der Hoffnung hin, es werde ein Zeitpunkt kommen, wo die Sektion für das Unterrichtswesen ihren Zweck erreicht hätte, wo sie ihr Geschäft gänzlich in die Hände der Nation zurücklegen könnte. Freilich war es im Anfang seiner kurzen Amtszeit, daß er, in einem Bericht an den Minister (Mai 1809), dies aussprach. Ist er nachher zu der Erkenntnis gekommen, daß eine so schöne Hoffnung unerfüllbar sei? War dies vielleicht der Grund für seinen frühen Rücktritt?

Daß es so gewesen sei, habe ich vor Jahren vermutet; aber das seitdem erschlossene urkundliche Material spricht dagegen. Vor allem die Briefe an seine Frau geben über Humboldts wirkliche Motive vollständige Auskunft. Er empfand es bitter, daß er als Chef zweier wichtiger Verwaltungszweige nicht auch die formelle Selbständigkeit eines Ministers hatte. Wenigstens hatte man ihm Aussicht gemacht, daß in dem zu gründenden Staatsrate die Vorsteher der Sektionen nicht nur beratende, sondern gleich den Ministern beschließende Stimme haben sollten. Als der Entwurf der Organisation Humboldt bekannt wurde, sah er, daß die Erwartung sich nicht erfüllte; und sofort bat er um seine Entlassung, Ende April 1810. „Ich hätte gegen alle Gefühle der Ehre gehandelt", so schrieb er an seine Frau, „wenn ich mich diesen Ministern hätte auf

„diese Weise unterordnen wollen. Ich kann jedem von ihnen dreist ins „Gesicht sagen, daß es keinem von ihnen nur einfallen wird, eine innere, „Geistes- oder Charaktersuperiorität über mich zu behaupten, und wollte „es einer, möchte er schwerlich viele Stimmen für sich haben." — Der König beantwortete das Abschiedsgesuch zunächst gar nicht, behielt sich auch, als es Ende Mai erneuert wurde, den Entschluß noch vor. Da inzwischen eine allgemeine Ministerkrisis eintrat, so war es nahe daran, daß Humboldt seine Forderung doch noch durchgesetzt hätte und daß schon damals, was dann erst 1817 geschah, ein besonderes Ministerium für Kultus und Unterricht, und zwar unter seiner Leitung, begründet worden wäre. Aber der neue Premierminister, Hardenberg, wünschte Humboldt wieder im auswärtigen Dienste zu verwenden; so erhielt er unterm 14. Juni seine Ernennung zum Gesandten in Wien. —

In einer Zeit von knapp sechzehn Monaten war eine Fülle schöpferischer Arbeit geleistet, wovon hier nur die Hauptpunkte hervorgehoben werden konnten[1]). Und überall haben die von Humboldt gegebenen Direktiven Generationen hindurch fortgewirkt. Dafür war es von größter Bedeutung, daß Johannes Schulze, der nachher als vortragender Rat Süverns Erbschaft übernahm, aus voller Überzeugung und mit natürlicher Geistesverwandtschaft das Begonnene weiter bildete. Aber ist das nun alles zum Segen gediehen? Die Gründung der Universität, die verständnisvoll freie Gestaltung ihres Verhältnisses zur Akademie, gewiß. Die Trennung jedoch zwischen Universität und Schule, die dazu dienen sollte einen geordneten Lehrgang zu sichern, hat tiefer gegriffen, als die Absicht gewesen sein kann, indem sie zwischen dem letzten Jahre des Primaners und dem ersten des Studenten eine unnatürliche Kluft befestigte. Allmählich ist das geschehen, und noch allmählicher zum Bewußtsein gekommen. Heute aber geben die künstlichen Vorschläge, die man gemacht hat, um durch äußere Veranstaltung die Schroffheit des

[1]) [Die Hauptquelle für unsere Kenntnis bilden Humboldts eigne Politische Denkschriften, deren erster Band (Band X der von der Preuß. Akademie der Wissenschaften veranstalteten Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", 1903) die Tätigkeit an der Spitze der Unterrichtsverwaltung umfaßt. Dazu kommt der Briefwechsel mit seiner Frau („Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen", Berlin 1906 ff.), der gerade für diese Zeit (Band III) besonders ergiebig ist, weil, während Humboldt in Königsberg und Berlin an der Gestaltung des Unterrichtswesens arbeitete, Caroline mit dem jüngeren und jüngsten Teile der Familie noch in Italien weilen mußte.]

Überganges zu mildern, ein deutliches Zeugnis, wie hier Übel geschaffen worden sind, die nun wieder bekämpft werden müssen.

Was Humboldt in dieser Beziehung getan hat, hängt mit einem allgemeinen Zuge seines Wesens zusammen, mit dem, fast möchte man sagen, fanatischen Eifer für Prüfungen. Nicht nur Schüler und Lehrer sollten mehr als einem Examen unterworfen werden, sondern z. B. auch die Verwaltungsbeamten, immer vor dem Aufrücken in eine höhere Stellung; und auch hierbei sollte außer dem technischen Können die ganze Persönlichkeit ins Auge gefaßt werden. In Humboldts Gutachten (8. VII. 1809) heißt es: „Nichts ist so wichtig bei einem höheren „Staatsbeamten, als welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen „hin von der Menschheit hat, worin er ihre Würde und ihr Ideal im „ganzen setzt, mit welchem Grade intellektueller Klarheit er es sich denkt, „mit welcher Wärme er empfindet; welche Ausdehnung er dem Be„griffe der Bildung gibt, was er darin für notwendig, was nur ge„wissermaßen für Luxus hält; wie er sich die Menschheit in concreto „vorstellt, welchen Grad der Achtung oder Nichtachtung er für die „niedern Volksklassen hegt, wie er bürgerlich gesinnt ist, den Menschen „mit Gleichgültigkeit in der Staatsform untergehen, oder im Gegenteil „diese sich in der Freiheit der Individuen auflösen sieht, ob er Er„ziehung und Religion eine positive, bildende Kraft zutraut, oder sie „nur für Stoffe hält, an denen der Mensch immer weiter gelangt, „weil er sich an ihnen versucht, wie sie auch behandelt werden mögen; „wie es endlich mit seinem Glauben an, und seiner Lust zur Umbildung „seiner Nation steht, ob er den Feuereifer des Reformators, oder „nur den starken Willen treuer Pflichterfüllung nach strengen Grund„sätzen, oder Lust am Experimentieren hat, bei dem am meisten nur „der Experimentator selbst gewinnt, wie endlich alle diese Ansichten in „ihm zusammenhängen, ob sie auseinander selbst entstanden, oder zu„sammengerafft sind, als Maximen stehen geblieben, oder zu Prin„zipien erhoben, auch außer der Anwendung klar gedacht, oder nur „mit ihr zugleich angeschaut und empfunden? Dadurch bestimmt es „sich, ob ein Mensch konsequent oder inkonsequent, hoher oder gemeiner „Natur, borniert oder liberal, einseitig oder vielseitig ist, und zuletzt, „ob es ihm mehr auf den Gedanken, oder mehr auf die Wirklichkeit „ankommt, oder ob er, was die Ansicht des großen Staatsmannes „ist, von der Überzeugung durchdrungen wird, daß das Ziel nur „dann erreicht ist, wann der erstere [der Gedanke] der Stempel der

„letzteren [der Wirklichkeit] geworden ist. Dies alles nun zu erforschen „gibt es tausend und aber tausend Mittel, und fast kein denkbares Ge„spräch, von dem aus man nicht in wenig Wendungen dahin gelangen „könnte, wo sich bereits ziemlich klar sehen läßt; die Kunst des Exami„nators wird nur darin bestehen müssen, fertig und gewandt im Gespräch „zu sein, nicht mit einer vorbereiteteten Ideenreihe zu kommen, die er „verfolgen will, sondern sich vielmehr dem zu Prüfenden zu überlassen, „und nur was er sagt, zu benutzen und weiter zu führen, und eben „sowohl, wenn er ein weniger vorzügliches Subjekt vor sich hat, von „den gemeinsten Gegenständen ausgehen, als wo es die Individualität „erlaubt, zu den abstraktesten Begriffen gelangen zu können."

Wir lächeln, wenn wir so etwas lesen; aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lächeln. In der Tat, so müßte man denjenigen prüfen, so müßte man ihn prüfen können, der den Anspruch erhebt, ein Führer anderer, gar erwachsener Menschen zu werden. Doch was ist in der Wirklichkeit daraus geworden? Innerhalb des Examens pro facultate docendi ist ja ein Rest der allgemeinen Prüfung erhalten, so kümmerlich und unerfreulich, daß vielfach schon empfohlen worden ist, ihn auch noch fallen zu lassen, — was doch nur bedeuten würde: das Symptom einer Krankheit zudecken, damit es dem Auge kein Ärgernis gebe; Engherzigkeit und Banausentum würden dann eben in Zukunft ganz unbeobachtet hereinkommen. Aber etwas sehr Schwieriges ist dies allerdings: nicht bloß ein Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten festzustellen, sondern die Zulänglichkeit des ganzen Menschen zu erforschen. Eine solche Prüfung muß erstarren und unwirksam werden, wenn sie auf ein Entweder—Oder, „Genügend" oder „Nicht genügend" eingestellt wird. Davon liefert ja die allmähliche Degeneration unserer Reifeprüfung das sprechendste Beispiel.

So bemerkenswert übrigens der Anteil ist, den Humboldt an dieser Entwicklung gehabt hat, so darf man doch nach dem Stande der Dinge, den er schon vorfand, annehmen, daß sie auch ohne ihn eingetreten sein würde. Geradezu bestimmend hat er an einer anderen Stelle eingegriffen: er ist der Vater des nach Klassen abgestuften Berechtigungswesens. Paul de Lagarde schrieb im Jahre 1881: „Schulen haben, „die nach einer Idee, für einen bestimmten Zweck eingerichtet sind, „und dennoch nach dem Besuche bestimmter Klassen ihren Angehörigen „auszutreten erlauben, diese Erfindung der Geheimden Räte Schulze „und Wiese muß mit Besen ausgekehrt werden, und alle sie Verteidigen-

„den und Beschönigenden müssen mit ihr fort.“ Ein berechtigter Zorn; nur wußte Lagarde nicht, was jetzt offen zutage liegt, daß die eigentliche Verantwortung für dieses unselige System Humboldt zu tragen hat. Ansätze zu Mittelschulen, Bürgerschulen, Realschulen waren zu seiner Zeit schon vielfach vorhanden und wurden z. B. von Schleiermacher richtig gewürdigt; Humboldt hat ihr Wachstum unterdrückt, und so das Aufkommen einer neuen Art mehr auf das Praktische gerichteter Bildungsanstalten um Jahrzehnte verzögert. Gewiß in edelster Gesinnung und Absicht; das Ideal einer einheitlichen, Hoch und Niedrig in der Nation umfassenden, nur in ihrer Abstufung Unterschiede zulassenden Erziehungsschule hielt ihn gebannt — dasselbe Ideal, das heute wie etwas Neues von der entgegengesetzten Seite her verkündigt wird.

Denn im Laufe von drei Menschenaltern hat sich hier eine seltsame und doch natürliche Verschiebung vollzogen. Humboldt hielt es für richtig, die Bildungsbedürfnisse der erwerbenden Klassen denen der höheren Berufsstände unterzuordnen; Joh. Schulze und Ludwig Wiese setzten das Werk fort: und nur zu gut ist es gelungen. Um mit irgendeiner gewünschten Berechtigung aus Tertia, aus Untersekunda, mit Primareife abzugehen, strömte den Gymnasien und später auch den Realgymnasien und Oberrealschulen eine Menge von Schülern zu, die gar nicht daran dachten, den neunjährigen Kursus bis zu Ende durchzumachen. Daß sie zu einem für sie so ungeeigneten Bildungsgange eingeladen, stellenweise genötigt wurden, war hart. Nach und nach aber kamen sie in die Überzahl; und nun wandte sich das Blatt. Als man im Jahre 1890 den Tatbestand aufnahm, stellte sich heraus, daß von zweihundert Knaben, die in eine höhere Schule aufgenommen waren, nur einundvierzig ihr Endziel erreichten. Das war ein Mißstand, der Abhilfe erheischte; und nach dem Prinzip der Majorität, das inzwischen ja auch im politischen Leben zu Ansehen gelangt war, schien es das einfachste, von jetzt an das Interesse derer, die zur Reifeprüfung gelangen, dem der früher Abgehenden unterzuordnen. Dieser Grundsatz wurde in den Lehrplänen von 1891 geradezu proklamiert (III 1), in denen von 1901 nicht widerrufen. So ist der neunjährige Lehrgang zerstört worden; erst in Obersekunda darf sich die höhere Schule ihres eigentlichen Berufes, auf die Hochschule vorzubereiten, wieder erinnern: eine ungewollte, doch mit Notwendigkeit eingetretene Konsequenz der Humboldtschen Schulpolitik.

Also hatte Platon doch wohl unrecht, und Philosophen gehören nicht in die Regierung? Der routinierte Beamte, der geschickte Opportunist nützt mehr, oder schadet doch weniger, als der staatsmännisch denkende? — Der Beitrag zur Entscheidung dieses Zweifels, der sich aus Humboldts Wirksamkeit gewinnen läßt, hängt davon ab, wie hoch man das einschätzen will, was er doch unanfechtbar und nachhaltig Gutes, für die Universität wie für die Berufsbildung der Lehrer, geschaffen hat. Ich meine, es muß sehr hoch geschätzt werden. Dann aber dürfen wir nicht vergessen: weniger als anderthalb Jahre ist er im Amte gewesen. Ein anderer von den kühnen Reformatoren jener innerlich reichen Zeit, Scharnhorst, hat gesagt: „Zur Sicherung großer Erfolge gehört, daß eine Seele den Plan entwerfe, den Entschluß fasse und diesen selbst ausführe." Das blieb Humboldt versagt. Es ist nicht auszudenken, welche segensreichen Folgen es gehabt haben würde, wenn er auch nur ein Jahrzehnt lang die Wirkung seiner Maßregeln selbst hätte beobachten dürfen. Daß er die Fähigkeit besaß, Tatsachen zu sehen und aus ihnen zu lernen, hat er durch die beispiellos schnelle Einarbeitung in einen ihm ganz fremden Stoff aufs glänzendste bewiesen.

Doch wichtiger noch als der einzelne Mann ist uns die Sache, der er gedient hat. Und da zeigt sich allerdings, wenn wir zurückblicken, ein trauriger Erfolg. „Allgemeine Bildung", einst als etwas Schönes gedacht, ist zur übelsten und nun mit Zähigkeit herrschenden Phrase geworden; über den Zudrang von Ungeeigneten zu den Universitäten und zu den höheren Berufsständen wird heute geklagt wie vor hundert Jahren; und wenn damals die Söhne von Handwerkern und Kaufleuten, die dem väterlichen Beruf treu bleiben wollten, darunter zu leiden hatten, daß sie dasselbe lernen mußten wie angehende Gelehrte und Staatsbeamte, so ist heute die kleinere Zahl derer, die zu Führern der Nation erzogen werden sollten, schlimm daran, weil ihnen nicht aus dem Vollen die geistige Kost, die ihnen gemäß wäre, geboten werden kann, da der allen gemeinsame Lehrplan dem bescheidneren Verlangen und Können der großen Menge angepaßt ist. Welcher Schaden der schwerere sei, bliebe noch zu erwägen.

Wer aus dem negativen Ertrag einer hundertjährigen Arbeit den Schluß ziehen wollte, daß es wirklich das beste sei, auf eine planvolle, aus dem Denken geschöpfte Leitung des höheren Bildungswesens zu verzichten, von Fall zu Fall das Notwendigste zu besorgen, das Schlimmste gerade immer noch abzuwenden, fortzuwursteln, wie der technisch gewor-

dene Ausdruck lautet: wer so folgern wollte, würde mit Gründen nicht widerlegt werden können. Denn der Glaube, daß es doch zuletzt gelingen müsse den Gang der Dinge anders zu führen, ist eben ein Glaube, und der läßt sich überall nicht beweisen. Jeder Spätere hat ja wenigstens den Vorteil, daß ihm Gelegenheit gegeben ist, die von den Vorgängern schon gemachten Fehler aus ihren Folgen zu erkennen und danach zu vermeiden. Im ganzen aber — die Lehre müssen wir allerdings aus der Geschichte entnehmen — ist eindringende und andauernde Wirkung zum Guten auf einem Gebiete geistigen Lebens, wie Erziehung und Unterricht es darstellen, nicht leichter als anderwärts, sondern ungeheuer schwer, und kann nur durch ein besonders günstiges Zusammentreffen von Umständen und Kräften vollbracht werden. Daß solches Zusammentreffen einmal wiederkehre, darauf wollen wir denn hoffen, und wollen in Gedanken den Mann grüßen, der irgendwoher und irgendwann doch kommen wird, der uns, nicht bloß zum Besten der Schule, den Geist und die Staatskunst eines Stein und Humboldt erneuert.

Ein Goethescher Spruch lautet: „Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen." Das ist vom Gelehrten gesagt; und etwas ähnliches gilt vom Staatsmann: er muß an die Möglichkeit glauben, das Unmögliche wirklich zu machen; wie sollte er sonst den Mut finden zu handeln?

XVI.

Paul de Lagarde und seine Deutschen Schriften.

Vortrag, gehalten in Elberfeld am 3. Februar 1903.

„Ein Nabi ist den alten Israeliten derjenige, welchem die innere „Stimme und andrerseits der heilige Geist, das heißt im alten Testamente „der Geist der Gemeinde, die Fähigkeit verliehen, in den Wirrnissen „des Lebens den ethischen Kern zu erkennen, und welcher den Trieb „fühlt und in Tätigkeit treten läßt, das ihm Klargewordene seinen Neben„menschen gegenüber geltend zu machen. In der Prophetie weht die reine „Luft der Berge, von denen die Boten Gottes herniederstiegen, um „Gottes Befehl zu verkünden, auf welche sie zurückflüchteten, wenn die „von ihnen getragene Kunde den unter Weinstock und Feigenbaum „bequem in Toleranz gegen alles, was keine Mühe machte, hinlebenden „Bewohnern der Tiefen unbequem geworden war. Was die Männer „im härenen Gewande brachten, war mit Nichten Kenntnis der Zu„kunft: Forderung einer ewigen, einer gleichwohl in der Geschichte „wirkenden, und Israel in ihr mit einem Lebenszwecke, und dadurch „mit Leben ausstattenden Kraft war es.“ (S. 288f.)

Ein solcher Prophet, wie er selbst ihn in diesen Worten geschildert hat, ist Paul de Lagarde; noch heute nicht bloß den Vielen fremd geblieben, sondern auch manchem unbekannt, für den er ein Erwecker werden könnte. Er war 1827 in Berlin geboren und hat dort 12 Jahre lang als Gymnasiallehrer gewirkt, voll Eifer und Lust für diesen Beruf, der seiner gewaltigen Arbeitskraft kein Hindernis war, zugleich eindringende und umfassende wissenschaftliche Arbeit zu leisten. Die Berufung in ein akademisches Lehramt zerschlug sich mehrmals, und unter Umständen, die in der Seele des Mannes dauernde Bitterkeit zurückließen. Als Vierzigjähriger erhielt er vom König Urlaub für drei Jahre mit vollem

Gehalt, um seinen Studien zu leben, und wurde dann im Jahre 1869 Professor der orientalischen Sprachen in Göttingen. Im Dezember 1891 erlag er einer schweren Krankheit, die durch eine Operation zu hemmen vergebens versucht worden war.

Die Wissenschaft besitzt von ihm wertvolle Untersuchungen, zahlreiche Ausgaben syrischer und arabischer Texte; sein Lebenswerk, das er weit gefördert hat, war eine kritische Ausgabe der Septuaginta. Für unser nationales Leben ist er bedeutend durch seine „Deutschen Schriften", die in der Zeit von 1853 bis 1886 entstanden, theologisch-politische Traktate, wie er selbst sie genannt hat.[1]) Kaum eine Frage der inneren und der äußeren Politik ist darin unberührt geblieben. Er hat vielfach auch Zukünftiges vorausgesehen, insofern er Entwicklungen bezeichnete, die Gefahr drohten oder Gutes versprachen, zu einer Zeit wo noch niemand sonst an solche Möglichkeiten dachte. Für eine kriegerische Auseinandersetzung mit Rußland, um im Osten Deutschlands Raum für Kolonisation zu schaffen, für energische Germanisierung Österreichs ist er seit 1881 mehrfach eingetreten; über Staat und Kirche, Staat und Schule hat er immer aufs neue Vortreffliches gesagt, hat besonders den Unsegen und Unsinn des Berechtigungswesens als erster, so viel mir bekannt ist, durchschaut und aufgedeckt. Aber man hat wenig auf ihn gehört. Der Grund lag doch nicht bloß in der ablehnenden Haltung, welche gegen ihn, seine Geringschätzung erwidernd, die Presse einnahm. Sondern seine Vorschläge hatten immer etwas Phantastisches, allzu Voraussetzungsloses, die Zwischenglieder kühn überspringend[2]);

---

[1]) [Deutsche Schriften. Gesamtausgabe letzter Hand, 1886. Nach dieser wird im Folgenden zitiert. Im J. 1891 wurde ein zweiter Abdruck veranstaltet, in etwas kleinerem Druck und zu wesentlich billigerem Preise. — Gedichte waren in die ersten Ausgaben der Deutschen Schriften hier und da verstreut, erschienen dann gesammelt 1885, ein zweites Heft, „Am Strand", 1887; beide vereinigt („Gesamtausgabe besorgt von Anna de Lagarde") 1897. — Einer umfassenden biographischen Darstellung harrt dieser deutsche Erzieher noch. Doch Ersatz dafür bietet: „Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben, für die Freunde zusammengestellt" von Anna de Lagarde (als Handschrift gedruckt, 1894). Bei der Bestattung hat Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff die Rede gehalten, die dann im Verlage der Diterichschen Universitätsbuchhandlung in Göttingen herausgegeben, auch in Wilamowitz „Reden und Vorträge" aufgenommen ist; eine verständnisvolle Würdigung des Gelehrten und des Menschen.]

[2]) [Vgl. Chamberlain, „Dilettantismus Rasse Monotheismus Rom", Vorwort zur 4. Auflage der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" (1903) S. 41: „Man „hat gemeint, Lagarde und Bismarck seien zu Anfang der Fünfziger die einzigen

so noch sein letzter großer Finanzplan, der die Einführung eines staatlichen Geld- und Kreditmonopols empfahl, und früher sein Entwurf einer Reorganisation des deutschen Adels. Die Masse der Leser ließ sich durch die fremdartige äußere Gestalt kopfscheu machen und übersah die sehr gesunden Grundgedanken; umgekehrt möchte ich die einzelnen Vorschläge zurücktreten lassen und versuchen, von der ganzen Denkweise des Mannes ein Bild zu geben.

Überall steht ihm die Religion im Mittelpunkt; er sah sie in Entwickelung, mit dem Menschengeschlechte sich wandelnd. „Die Religion der Zukunft" (1878) ist wohl der schönste seiner Aufsätze. Lagarde wollte eine neue Religion dadurch vorbereiten, daß er die Befreiung der Lehre Jesu von den ihr fremden Elementen forderte. Da er das Volk Israel und seine Geschichte im Zusammenhang mit den verwandten Völkern ansah und in ihrem inneren Charakter genau kannte, so erkannte er scharf, was im Christentum Jüdisches ist. Dagegen hatte er einen grimmigen Haß. Er war in ganz anderem Sinne Antisemit als die Partei, die sich so nennt, und die leider nicht ganz ohne Erfolg versucht hat, ihn zu sich herabzuziehen. Die schwerste Verderbung des Evangeliums sah er in der Wirksamkeit des Paulus, der seinem eigenen Zeugnis nach von Jesus wenig gewußt, und sich auch nicht bemüht habe mehr zu erfahren. Er habe die pharisäische Exegese hereingebracht, die jüdische Opfertheorie und alles, was daran hänge (S. 71 ff.). Für manche Züge in der katholischen Lehre und im katholischen Kultus hatte Lagarde vollkommene Würdigung (S. 79. 302) und verurteilte aufs schärfste den Falkschen Kulturkampf. Aber er lehnte den Anspruch der Weltumfassung ab, eben des καθόλου, obwohl dieser auf Jesus selbst zurückgehe, der sich ja „Menschensohn", d. h. Mensch schlechthin genannt habe (S. 292). Lagarde ist kühn genug es zu beklagen, daß Jesus, weil er in dem jüdischen Volke seiner Zeit eine Nation im eigentlichen Sinne nicht vorfand, eine solche also nicht kannte, mit „zu raschem Vorgehen" sogleich „das Menschentum als das Wesentliche im irdischen

---

„weitblickenden Politiker Deutschlands gewesen. Lagarde schaute in manchen Beziehungen — das muß man gestehen — weiter als Bismarck; er war mehr Deutscher „und weniger Preuße, und seine größere Kultur ließ ihn Dinge vorauswissen, die „für den Kanzler einfach nicht in Sehweite fielen. Doch Bismarck, der meisterhafte „Opportunist, ersah genau die Grenzen des Möglichen und schuf dadurch für alle „Zeiten; Lagarde dagegen war der Typus des Inopportunisten, sein Traum besaß „für ihn mehr Realität als die Wirklichkeit."]

Dasein" bezeichnete, während ein ethisches Leben nicht sprungweise fortschreiten könne, sondern nur allmählich „über Geschlecht, Stamm und Volk zum Menschentum" (S. 304 f.). Lagarde forderte daher ein germanisches Christentum, d. h. eine enge Verbindung und Verschmelzung der evangelischen Gedanken mit den Charaktereigenschaften des deutschen Volkes (S. 300). Daß ein Versuch dazu in der Reformation gemacht worden sei, erkannte er an; der sei aber gescheitert, die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts habe auf Deutschland politisch nur schädigenden Einfluß geübt. Auch ihre geistige Wirkung hält Lagarde für keine segensreiche. „Evangelisch" will er sein, „Protestantismus" ist ihm geradezu ein böses Prinzip, ein Prinzip der Wissenschaftlichkeit, des Verstandesmäßigen, das in der Religion nicht herrschen dürfe. Die echte und naive Innigkeit des Empfindens, die die Seele einer deutschen Religion sein müsse, könne dabei nicht bestehen (S. 295).

Die überraschenden Gedanken, die hier skizziert wurden, wirken noch stärker, wenn wir sie bei Lagarde selbst lesen: er ist wirklich nicht ganz gerecht. Die Möglichkeit einer Ausscheidung des jüdischen Elements übertreibt er; es bildete doch eben die Voraussetzung nicht nur für das Auftreten Jesu, sondern auch für das Werden seiner eigenen Gedanken, die davon mit menschlicher Kraft nicht mehr rein gelöst werden können. Ganz unbillig ist Lagarde gegen Luther. Er sah nur das Tragische in dem Schicksal, dem er und sein Werk verfallen sind: die Spaltung des deutschen Volkes ist von hier gekommen und, gewiß nicht minder traurig, die kaum vermeidbare Gefahr einer neuen Erstarrung der Lehre. Beides aber hatte seinen Grund nicht in Luthers Seele, auch nicht in seinem herzhaften Auftreten gegen die Romanisten, sondern darin, daß er durch die Umstände gezwungen wurde, bei fürstlicher Gewalt Schutz zu suchen anstatt bei dem Volke und mit ihr ein Bündnis einzugehen. Das verhängnisvolle Cuius regio eius religio ist auf diesem Wege entstanden.

Entschließt man sich, das Herausfordernde in Lagardes Gedanken einmal zu vergessen, so enthalten sie doch auch viel Richtiges. Er hat Notwendigkeiten, Aufgaben vorher erkannt, die mehr und mehr seitdem auch anderen deutlich geworden sind, und hat religiöse Bedürfnisse der Nation voraus empfunden, denen — das hoffen auch wir — die Zukunft gehört. Der starke Eindruck, den ein in seiner wissenschaftlichen Begründung so anfechtbares Buch wie Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" hervorgebracht hat, beruht doch wohl auf dem im Volke wachsenden Gefühl, daß die vorchristlichen, jüdischen

Begriffe und Anschauungen, die ins Christentum mit hereingewachsen sind, mehr zurückgedrängt, sein Inhalt mit deutschen Charakterzügen stärker als bisher verschmolzen werden muß. Die Einigung der Nation in ihrem religiösen Empfinden ist ein fernes Ziel, doch aber eines, nach dem man streben darf. Und da kommt nun auch von der anderen Seite eine Bewegung entgegen, der ausgesprochene Wunsch und Versuch, deutsches Wesen innerhalb der katholischen Kirche kräftiger zur Geltung zu bringen. Namen wie Ehrhardt und Schell brauchen nur genannt zu werden, um eine für jeden evangelischen Mann erfreuliche Entwickelung, die eingesetzt hat, anzudeuten. Indem der frei und groß denkende Würzburger Gelehrte das Christusbild der Evangelien unvermischt mit paulinischen Zutaten herzustellen unternimmt, beginnt er eben das auszuführen, was Lagarde gefordert hatte.[3])

Allerdings auf ganz anderem Wege: friedlich, in gehorsamer Unterordnung unter den Willen seiner Kirche, während Lagarde eine streitbare Natur war, ein rücksichtsloser Kämpfer, der sich mit keinem halben Zugeständnis begnügt hätte, sondern immer ganze Arbeit getan sehen wollte, im Zerstören wie im Aufbauen. Und doch war er weich und milde in seinem innersten Denken und Fühlen. Hören wir, wie er die Grundtatsache des religiösen Lebens beschreibt (S. 303):

„Es gibt Augenblicke in jedes Menschen Leben, in welchen er eines „Planes gewahr wird, der durch sein Dasein hindurchgeht, eines Planes, „den nicht Er entworfen hat und den nicht Er ausführt, dessen Gedanke ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn selbst gedacht, dessen Ausführung ihn Segen und allereigenste Förderung däucht, obwohl nicht „seine Hände an ihr arbeiten. Er ist frei, wie der Schachspieler für jeden „seiner Züge frei ist; er ist gleichwohl nicht sein Herr, wie der Schachspieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird: er hat das „Bewußtsein, daß das Ende der Partie für ihn nicht ein Matt, sondern „in einer Niederlage Sieg sein werde, und je näher dies Ende rückt, desto „ungeduldiger wartet die Freude an dem nun kaum noch mißzuverstehenden Willen dessen, der den Freien dahin gezwungen, wo ihm höchste „Freiheit, weil unbeschränkte Ausgestaltung und Darlegung seines eigensten Wesens beschieden sein wird. Der Meißel tut weh, der aus dem „empfindenden Blocke den Gott herausschlägt: je weiter aber der Stahl

[3]) [So freudig würde ich heute nicht mehr sprechen. Ich habe Gedanken und Worte so gelassen, wie sie vor einem Jahrzehnt in Elberfeld — im Zweigverein der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung — vorgetragen worden sind.]

„in seiner Arbeit vorgeschritten, desto stiller hält der Marmor, der sich „schon über die aus der Natur erstehende Geistesgestalt freut."

Lagarde machte Ernst mit dieser religiösen Grundanschauung; er wollte sie in Wirklichkeit übersetzen und zunächst die Gestaltung des Erziehungswesens nach ihr bestimmen. Erhaltung angeborener Eigenart, Entwickelung zur Persönlichkeit sind da seine Zielpunkte (S. 92): „Jeder „Mensch ist einzig in seiner Art, denn er ist das Resultat eines nie wieder „vorkommenden Prozesses einziger Art: darum ist schlechthin jeder „Mensch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung seines „Geschlechts und seiner Nation, und darum gibt es für jeden Menschen „nur Eine Bildung, die ganz speziell auf ihn berechnet, und deren Auf„gabe sein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht „werden kann. So gefaßt ist die Bildung eine fortwährende Vermehrung „des geistigen Wohlstandes der Nation." Einem Manne, der so dachte, mußte die Uniformierung, die in den amtlichen Lehrplänen gegeben war, als der Inbegriff des Verkehrten und Verderblichen erscheinen. Er schildert die geistige Atmosphäre, die durch die Wirksamkeit unserer höheren Schulen erzeugt werde, und in der Religion nicht gedeihen könne (S. 91): „Die Monotonie in unserer Jugend ist erschreckend groß: „wer mit der allgemeinen Bildung in diese jungen Leute hineindividiert, „erhält fast nie einen Rest. Der Universitätsunterricht muß von Jahr „zu Jahr heruntergestimmt werden. Bei der durch die Berechtigungen „und durch sie allein hervorgerufenen Gründung von immer neuen „Schulen wächst das Bedürfnis nach Lehrern: die gemeinste Mittel„mäßigkeit wird infolge dieses Bedürfnisses jetzt sofort angestellt, und „vergiftet die schon vergifteten Zustände noch mehr."

Das wurde im Jahre 1873 geschrieben, und gilt heute noch ebenso, ja in verstärktem Grade. Bezeichnungen wie „sonderbar", „eigentümlich" werden als Tadel empfunden; und doch sollte jeder wünschen, eine eigene und eigentümliche Ansicht von den Dingen zu haben Aber die Menge ahnt nicht, wie es in Wahrheit steht (S. 154): „Die Quelle „des Fortschritts in der Geschichte ist der einzelne Mensch. Jeder, der „energische Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in sich die Anlage „zu einer harmonischen Existenz, zu einem lebendigen Kunstwerke zu „spüren, tritt eben durch dies Gefühl in Gegensatz zu der ihn umgebenden, „das heißt ihn einengenden, hemmenden, sich selbst entfremdenden Welt: „er nützt der Geschichte dadurch, daß er, je voller er sich aus- und frei„lebt, Mittelpunkt für andere wird, und weiteren Kreisen wenigstens

„einen stärkeren oder schwächeren Abglanz seines inneren, nirgends „als in ihm leuchtenden Lichtes übergießt: jeder Mensch soll eine Ver„mehrung des Besitzes der Menschheit sein, und nebenbei auch eine Ver„mehrung dieses Besitzes bewirken. Wer immer in der Geschichte förder„lich gewesen, ist zuerst Ketzer und Störenfried, danach eine kurze Weile „großer Mann und schließlich trivial gewesen."

Daß der Staat nicht die geeignete Instanz ist, um geistiges Leben zu regeln, versteht sich hiernach von selbst; er ist seiner Natur nach ein status quo, und also ein Gegner fortschreitender Entwickelung: so lehrt Lagarde mit Ernst und Nachdruck. Diese Gesinnung ist zum Teil daraus zu erklären, daß er unter der Herrschaft des Hegelschen Staatsbegriffs groß geworden war und gelitten hatte. Aber was er sagt, ist, wenn schon übertrieben, doch heute noch oder heute wieder beherzigenswert. Es ist heilsam, daran erinnert zu werden, daß der Staat nicht das höchste der menschlichen Gebilde ist, also auch die Ehren, die er auszuteilen vermag, nicht die höchsten. Mehr und mehr ist, auch in Berufen die an sich mit dem Staate nichts zu tun haben — des Lehrers und Gelehrten, ja des Künstlers und Gewerbetreibenden — die Meinung im Vordringen, daß ein Mann und eine Leistung nach der Anerkennung zu schätzen seien, die der Staat ihnen aufgeprägt hat. Die Haltung der Gesellschaft kommt ihm freiwillig entgegen. Auf sie richtet sich denn in erster Linie Lagardes Angriff. Keine Titel würden häufiger gehört, als die eines liebenswürdigen Gesellschafters, eines bequemen Kollegen; und doch sagten diese nichts anderes aus, als den „voll„ständigen Mangel an Ursprünglichkeit, den Mangel dessen, was Goethe „das Anonyme im Menschen genannt hat, auf welchem allein der Wert „der Persönlichkeit beruht" (S. 310). Dazu stimmt es, daß Lagarde mit Leidenschaft den Stolz der Minorität vertritt (S. 355): „Wem es nicht „ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit „verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen". Man wird durch solchen mutigen Protest an einen Spruch von Goethe erinnert (945; Ausgabe der G.-G. 604): „Nichts ist widerwärtiger als „die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, „aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich „assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu „wissen, was sie will". Den Widerwillen starker und selbständiger Geister gegen die Tyrannei der Vielen können auch wir nachempfinden. Beide Männer würden kaum sagen können, wie man im öffentlichen Leben

heute ohne jenes Prinzip auskommen sollte; aber gut ist es, einmal von ihrem Standpunkt aus die Dinge anzusehen. So werden wir daran erinnert, daß die Interessen, über die naturgemäß nach Majorität entschieden werden kann, überall nicht die höchsten sind, und daß es Pflicht ist, die höchsten und tiefsten Fragen von solcher Beherrschung freizuhalten. Das ergibt einen praktischen Wunsch: dafür zu sorgen, daß die staatliche Tätigkeit nicht immer weiter und so wenig wie möglich auf das geistige Leben ausgedehnt werde. Lagarde hat dies in einem klaren Grundsatz ausgesprochen (S. 102): „daß ein Volk um so größer und „glücklicher ist, je geringer die Zahl der Angelegenheiten sein darf, welche „es dem Staate zu besorgen überträgt".

Ein Mann, der so dachte, mußte dem politischen Leben der eigenen Zeit kritisch gegenüberstehen. Er selbst rechnete sich zur konservativen Partei; aber rücksichtslos hat er auch diese getadelt, wenn sie ein moralisch anfechtbares oder gar verwerfliches Vorgehen einzelner Mitglieder unterstützt oder doch geduldet hatte (S. 434 f.). Ja, er machte kein Hehl daraus, daß ihm ein entschiedener Gentleman einer gegnerischen Partei lieber sei und in der Gesinnung näher stehe, als ein entschiedener Nicht-Gentleman der eigenen. So konnte er denken, weil er hoch genug stand um einzusehen, daß, wer sich zu einer „Partei" bekennt, damit anerkenne, daß neben dieser auch andere Parteien dazusein berechtigt sind (S. 416). Im Jahre 1884 hat er ein „Programm für die konservative Partei Preußens" veröffentlicht und darin deren Wesen, ans der Tiefe schöpfend, so bestimmt, daß als Ergänzung eine entgegengesetzte politische Richtung nicht nur möglich, sondern notwendig erscheint (S. 425): „Die einen wollen dafür sorgen, daß nichts Wertvolles sein Dasein verliere, seiner Existenzbedingungen beraubt, am „freien Auswachsen seiner Kräfte gehindert werde; den andern liegt „am Herzen, daß ein Sproßendes nicht darum, weil es neu ist, der Verachtung des bereits Anerkannten zum Opfer falle, daß ihm Raum, „Licht, Luft, Wärme gewährt werde, sich zu erproben, daß es, wenn erprobt, eingereiht werde unter die Besitztümer der Nation". Nicht Einrichtungen um ihrer selbst willen, nicht Zustände will er erhalten, sondern Kräfte, und will zu diesem Zwecke wegräumen, was ihre freie Betätigung hemmt. So konnte es gar nicht fehlen, daß er im einzelnen vielfach mit dem übereinstimmte, was liberal gesinnte Männer — nicht Schlagwort-Liberale — forderten, und daß er im ganzen selber den Eindruck eines frei und kühn denkenden Mannes machte.

In der konservativen Partei eines unserer Parlamente oder in einer für sie arbeitenden Organisation eine Rolle zu spielen, war er danach freilich nicht berufen. Dies wäre wohl schon durch die Auffassung gehindert worden, die er von dem Wesen und dem Werte des Beamtentums hatte. Die schärfsten Maßregeln schlug er vor, damit die Beamten besser kontrolliert und von jedem, der sich über Ungebühr von ihnen zu beklagen hätte, vor Gericht gezogen werden könnten. Dabei bedachte er nicht, wieviel Schikane und Sykophantie heraufbeschworen werden würde, und daß sich, wenn seine Vorschläge durchgingen, schwerlich noch ein anständiger Mensch finden würde, um Beamter zu werden. Aber auch hier hat der auf die Spitze getriebene Ausdruck eines berechtigten Unmutes seinen Wert; denn er kann als Gegengewicht dienen gegen die Überhebung vieler Beamten, subalterner wie höherer, und gegen die Selbsttäuschung, die sich so leicht einstellt, eine Wirksamkeit, die äußerlich im Ordnen und Anordnen besteht, sei an sich die vornehmste. Mit wahrer Lust, etwas Paradoxes und Richtiges zu sagen, betont er, daß — im Gegensatze zu Religion, Kunst, Wissenschaft — die Betätigung des Beamten nicht durch sich selber Wert hat, sondern nur dem Zwecke dient, daß die an sich wertvollen Äußerungen des Lebens der Nation sich ohne gegenseitige Hinderung entwickeln können. Besonders scharf ist das in jenem Programm für die konservative Partei ausgesprochen (S. 428): diese müsse es erreichen, daß „den Dienstboten der Nation endlich ein Begriff davon beigebracht „werde, daß sie Dienstboten sind, und nicht bloß in der Milchkammer „nicht naschen, aus dem Rauchfange nicht stehlen und Marktgeld nicht „unterschlagen dürfen — dafür, daß dies nicht straflos geschehe, sorgt „der Oberrechnungshof und der Staatsanwalt —, sondern auch stets „bedenken sollen, daß sie hinter den Stühlen stehen, nicht auf den „Stühlen sitzen".

Welche Konsequenzen sich aus Grundanschauungen, wie sie hier angedeutet wurden, wieder für das Erziehungswesen ergeben mußten, ist leicht zu ermessen. Lagarde war von glühendem Patriotismus erfüllt, aber schroff lehnte er den Gedanken ab, daß es Aufgabe der Lehrer sei diese Gesinnung zu verbreiten. „Schulen sind keine Brutstätten für sogenannten Patriotismus", schrieb er 1878 in dem ersten der „Zum Unterrichtsgesetze" betitelten Aufsätze (S. 231). „Solon hat kein Gesetz „gegen den Elternmord gegeben, weil er Elternmord für undenkbar „erklärte, und wenn er ja vorkommen sollte, ihn mit ewiger Nacht be-

„deckt zu sehen wünschte. Sich um Erzeugung patrotischer Gesinnung „bemühen, heißt annehmen, daß es überhaupt möglich sei, nicht patriotisch „zu sein. Sollte man aber meinen (und man meint es fast durchgängig), „daß Patriotismus mit der Billigung bestimmter Parteigrundsätze und „historischer Anschauungen identisch sei, dann ist es brutale Gewalt, „Knaben und Mädchen in diese, von den Eltern durchaus nicht immer „geteilten Anschauungen hineinzuzwängen."

Wie wenig Lagarde mit der Art von Politik — nicht bloß von Schulpolitik —, die zu seiner Zeit und vor seinen Augen getrieben wurde, zufrieden war, ist wohl deutlich geworden. Der Vorwurf, daß er ein Pessimist sei, schreckte ihn nicht. Er erinnerte an die vorwurfsvolle Frage, die Bismarck einmal im Reichstage getan hatte, ob schon jemals jemand einen zufriedenen Deutschen gesehen habe. „Ich hoffe", so bekannte er seinerseits (S. 491), „es wird niemals jemand einen zufriedenen Deutschen „sehen. Daß wir klagen, ist der sicherste Erweis, daß wir leben, wenn „anders Leben darin besteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart „in die Zukunft hinein zu wachsen. Faust verfällt dem Teufel nur „dann, wann er zum Augenblicke sagt: Verweile doch, du bist so schön." — Unter diesem Gesichtspunkt erschien es ihm auch unrecht, über Undankbarkeit gegen Bismarck zu klagen. In der Vorrede „zum andern Bande der deutschen Schriften" erklärte er im Jahre 1881 (S. 106): „Was man Undankbarkeit gegen ihn nennt, ist nichts als das — zur „Zeit allerdings noch völlig unklare — Bewußtsein, daß Bismarck seine „Aufgabe gelöst hat, und daß nun andere Aufgaben als die ihm zu Teil „gewordenen zu lösen sind. Hat doch auch der Freitag nicht das Pensum, „sich über das vom Donnerstag Geleistete zu freuen oder dasselbe noch „einmal zu leisten, sondern das sehr viel gewichtigere, seine eigene Arbeit „in die Hand zu nehmen, weil er eben nicht Donnerstag, sondern Freitag „ist." Man versteht, wie unwillkommen solche Denkart und alle Mahnungen und Forderungen, die aus ihr hervorgingen, der großen Menge der Menschen sein mußten und geblieben sind, die immer nur allzu bereit ist, sich nicht bloß am Freitag, sondern noch eine Reihe von Tagen hindurch über das am Donnerstag etwa Geleistete zu freuen. Daß er den Leuten unbequem war, wußte Lagarde sehr genau; aber er wußte sich zu trösten (S. 408): „Wer der Zeit nicht etwas bietet, was über „die Zeit hinausreicht und hinausführt, was eben darum der Zeit un„bequem ist, der hat seinen Lohn dahin".

Auf die deutsche Jugend setzte er seine Hoffnungen. In einer der

letzten unter den Deutschen Schriften hat er sie (1885) gegen die Klage in Schutz genommen, daß ihr der Idealismus fehle. Und das gab ihm Anlaß, noch einmal kurz darzulegen, was er denn unter diesem so viel gemißbrauchten Worte verstehe. In früheren Jahren waren es vor allem seine Gedichte gewesen, die darauf Antwort gaben, am schönsten das von der Möve, die, noch unflügge, von einem mutwilligen Knaben aus dem Neste genommen und davon getragen wird, weit ins Land hinein. Wie die Schwingen wachsen, wächst auch die Sehnsucht nach der Heimat, „nach jenem ungekannten Meer, um das die Eltern frohgemut nie müde Flügel schwangen". Und nun kommt ein Augenblick der Befreiung: hoch hinauf geht es zum Himmel, Umschau zu halten, und dann in sicherem Fluge der See zu, „die Well' auf Welle nach dem Strande schickt." Mit einem Schrei der Lust stürzt sich der Vogel auf das geahnte, vertraute Element.

> Mein Herz ist solche Möve tief im Land,
> Die Sehnsucht steht ihm nach fremdliebem Strand!

So hatte Lagarde selber das Gleichnis gedeutet. Jetzt suchte er einen Begriff in scharfer Abgrenzung zu erfassen: „Idealismus ist „überall da vorhanden, wo der Mensch aus innerem Bedürfnisse wider „seinen eigenen Vorteil, wider seine Bequemlichkeit, wider die ihn „umgebende Welt handelt (S. 482). — Idealismus ist nicht zu fassen „als Anhänglichkeit an Das, sondern als Anhänglichkeit an Ein Ideal" (S. 479). Damit ist in der Tat aufs klarste das Echte der Gesinnung vom Unechten geschieden: nicht der Inhalt der Wünsche, die man verfolgt, macht den Idealismus aus, sondern in der Art beruht er, wie man wünscht und das Gewünschte zu erreichen sucht.

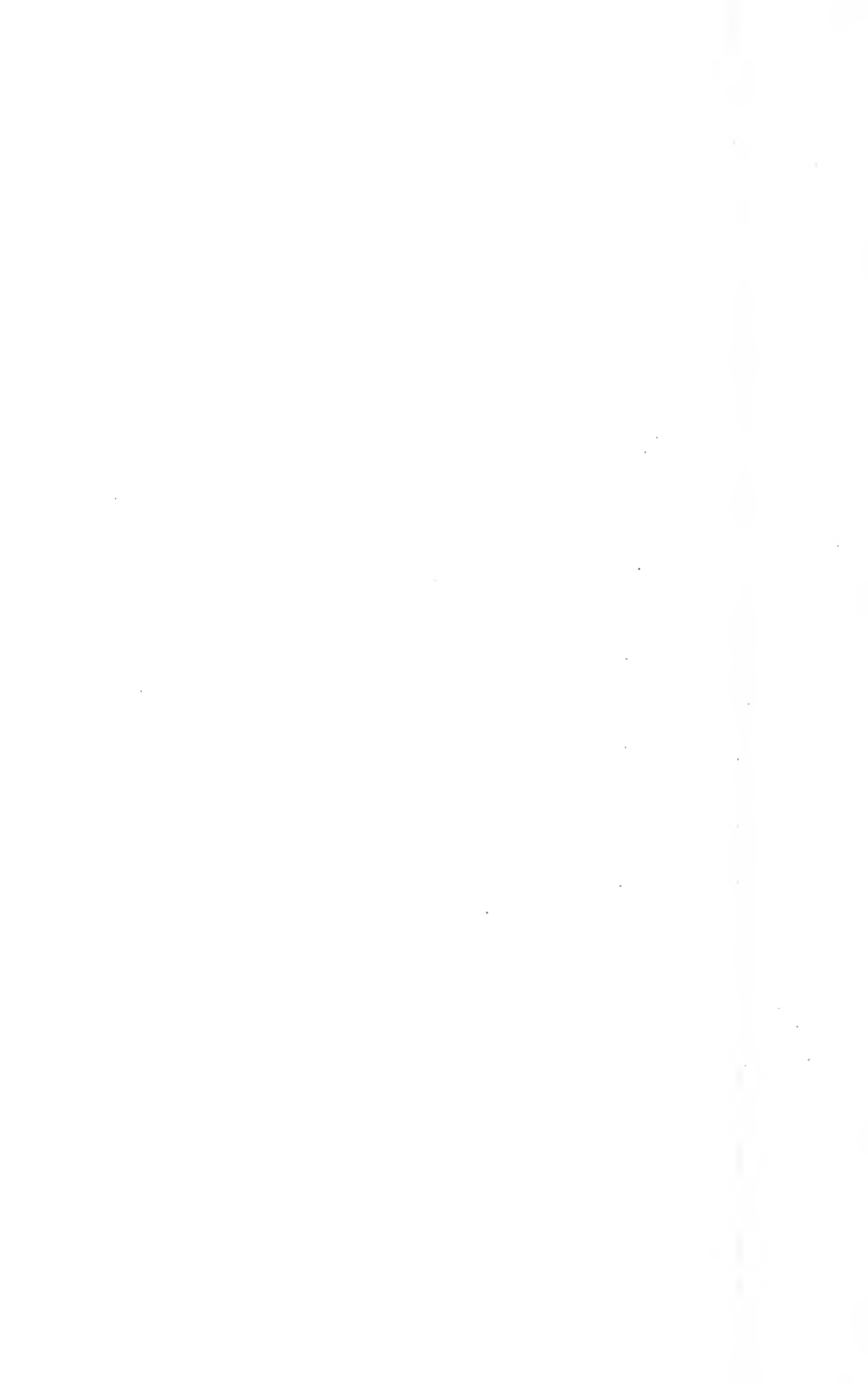
So verlangte Lagarde auch nicht, seine Ideale jedem andern aufzudrängen. Vollends heute sind sie nicht geeignet, einfach übernommen zu werden, wo die Zeit schon wieder eine andere geworden ist und andere Aufgaben stellt. Ein rastloses Vorwärtsschreiten, bei aller Treue und Freude am Alten, war gerade das Lebenselement dieses großen Lehrers und Erziehers. Davon zuletzt noch ein Zeugnis aus den Gedichten, eins von den Stücken, die er „Stammbuchblatt" überschrieben hat.

> Gott fragt, damit du Antwort gebest:
> Gott drückt, damit du dich erhebest.
> Wenn vor dir ein Geheimnis schweigt,
> So heißt das nur: du sollst ergründen.
> Wenn Ecke sich auf Ecke zeigt,
> Ist's deine Pflicht sie abzuründen.

Was deiner Zeit und deinem Kreise fehlt,
Ist deines Amts hinzuzufügen.
Nicht Unglück ist es, was die Menschen quält:
Untätigkeit allein schafft Ungenügen.

So sind wir bei dem Dichter Lagarde angelangt, der den Politiker zu kompromittieren scheint. Im August 1811 schrieb Friedrich Wilhelm III. an den Rand eines von Gneisenau eingereichten Verteidigungsplanes: „Als Poesie gut". Scharnhorst und Gneisenau mußten ihm, wie der Freiherr von Stein, unheimlich sein; doch mit ihrer Poesie haben diese Männer Preußen gerettet. Lagardes Vorschläge waren, schon als sie gemacht wurden, nicht einfach durchführbar; denn sie beruhten auf der Voraussetzung, daß es gelingen könne, alle die Individuen, welche in Staat und Gesellschaft zusammenwirken, zu einsichtigen, kraftvollen und aufrichtigen Menschen zu machen. Aber recht viele solche Menschen wünschten wir wohl zu haben; und dazu bedarf die Welt starker Führer, die an das Eigentliche und Echte erinnern und sie hindern in Routine, Schlendrian, Phrase zu verfallen. Fertige Antworten, Schlagworte, bequem anwendbare Regeln gibt Lagarde nicht; aber er bringt einen empfänglichen Geist in Gärung und rüttelt auf zu eindringlichem Nachdenken über den Sinn der Welt und des Lebens. Sein Urteil darf einer ihm nicht gefangen geben; das würde er selbst am wenigsten gewünscht haben. Gerade zu selbständiger Einsicht will er erziehen. Aber den Grundzug seiner Gesinnung will und kann er denen mitteilen, die seine Jünger werden, den Ernst des Suchens und die Freudigkeit des Hoffens, mit einem Worte: Frömmigkeit, so wie er dieses Wort meinte. „Fromm sein heißt, das eigne Leben und die Geschichte als ein zu einem Ziele dringendes Ganze verstehen".

Erziehung.



XVII.
Rembrandt als Erzieher.

[Kieler Zeitung, 6. und 9. April 1890. Im Folgenden sind an den Zitaten ein paar kleine Kürzungen vorgenommen.]

Wohl selten hat ein Buch von ernstem Gedankeninhalt in kurzer Zeit so allgemeine Aufmerksamkeit erregt wie der vornehm ausgestattete Band, der unter dem oben angegebenen Titel im Januar d. J. bei C. L. Hirschfeld in Leipzig erschienen ist. Der beispiellos billige Preis (2 M. für mehr als 300 Seiten in großem Format) verschaffte ihm schnell weiteste Verbreitung; und wer einmal zu lesen angefangen hatte, der mochte so bald nicht wieder davon lassen.[1]) Man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte: die originale Kraft und Schönheit der Sprache, oder den Reichtum an Kenntnissen und Erfahrungen, oder die Tiefe der Weltanschauung, in die all der mannigfaltige Stoff aufgegangen und von der er nun wieder durchdrungen ist. „Es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir": so schildert einmal Hölderlin die erhabene Stimmung des Dichters und Denkers. Ähnlich muß dem Verfasser unseres Buches zumute gewesen sein, während dies Werk in ihm wurde.

Wer ist der Verfasser? Er bezeichnet sich auf dem Titelblatt als „einen Deutschen"; und so ist für die Lektüre noch das besondere Interesse gegeben, daß wir aus Stil und Inhalt zu erkennen suchen, wer es sei, dem wir eine so wertvolle Gabe verdanken. Der Autor muß ein Mann sein, der ein reich bewegtes Leben geführt hat, ohne doch in einem bestimmten Berufe um Erfolg zu ringen. Daß er dem nordwestlichen Deutschland angehört, ist kaum zweifelhaft bei der entschiedenen Vorliebe, mit der er das niederdeutsche Wesen schildert und aus den Gegenden, in denen die Festigkeit des Bauern mit dem weiten Blick und der Be-

---

[1]) [Mir selbst ist es so ergangen. Und zufällig war ich gerade dabei, Schillers „Künstler" mit einer Prima zu lesen.]

weglichkeit des Seemanns verbunden ist, die künftige Heilung für manche Gebrechen unseres nationalen Lebens erwartet. Ja, man ist bei vielen seiner Äußerungen versucht, noch bestimmter zu vermuten, daß er dem Lande entstammt, dem er selbst (S. 226) die Vermittlerrolle zwischen den Nordwestgermanen und den Reichsdeutschen zuweist, weil es das einzige deutsche Land sei, welches von zwei Seiten durch die See bespült wird. Er erinnert daran, daß Schloß Gottorp bei Schleswig der Stammsitz eines Herrschergeschlechtes ist, das in seinen teils männlichen teils weiblichen Sprossen auf den Thronen der halben Welt sitzt, und daß es zugleich den geographischen Mittelpunkt eines weiten Kranzes germanischer Staaten bildet. Die großen Männer der schleswig-holsteinischen Geschichte sind ihm vertraute Gestalten. Und wer fühlte sich nicht angeheimelt von dem Bilde, mit dem er die Stellung eines Führers der Menschheit zeichnet? „Der Mann ragt aus der Masse, wie eine niederdeutsche Eiche über ein niederdeutsches Kleefeld." So konnte nur schreiben, wer unter diesen Eichen geboren oder heimisch geworden ist.[2])

Aber die Person des Autors darf uns nicht von der seines Helden abziehen. Wenn ein Künstler dem deutschen Volke als Erzieher empfohlen wird, so muß die Wiedergeburt des deutschen Geistes, die er bewirken soll, von der Kunst ausgehen. Gerade diese bedarf nach der Ansicht des Verfassers gar sehr der inneren Erneuerung. Er klagt darüber, daß die Kunst jetzt als ein Gegenstand des Luxus gepflegt, als etwas dem wirklichen Leben Fremdes angesehen werde; die Kunst solle das tägliche Leben vertiefen, sich nicht von ihm abwenden. In den Museen sind Kunstwerke aufgehäuft, deren jedes einzelne in bestimmtem Zusammenhange entstanden ist, zur Ausschmückung einer Kirche oder eines Wohnhauses oder eines öffentlichen Platzes, und in diesem Zusammenhange seine Erklärung fand. Die Fülle gleichartiger Gegenstände in unseren öffentlichen Sammlungen wirkt erdrückend und verwirrend. Und doch sind die Museen auf den Namen der Musen

---

[2]) [Dr. Julius Langbehn ist dann im Laufe der Zeit doch bekannt geworden. Neuerdings sind auch, nachdem er im Mai 1907 gestorben war, biographische Mitteilungen über ihn von Freunden veröffentlicht worden: Cornelius Gurlitt, „Der Rembrandtdeutsche", Die Zukunft, 1. Febr. 1908 und 18. Dezbr. 1909, und zuletzt in Westermanns Monatsheften, Juli 1911 („Der Rembrandtdeutsche. Erinnerungen von Hans Thoma, Sophie Sömmering, mit Anmerkungen von C. G." Mit zwei Bildnissen). Dazu Momme Nissen, „Vom Rembrandtdeutschen", Die Zukunft, 23. Septbr. 1911.]

gegründet, der Vertreterinnen der schöpferischen, nicht der registrierenden Geistesrichtung. „Ein Kunstwerk," sagt der Verfasser, „ist wie das „einzelne Wort einer Sprache; es hat nur Wert durch den Zusammen„hang, in welchem es jeweilig steht; in dieser Hinsicht gleichen unsere „Museen Wörterbüchern, welche die Worte zusammenhanglos an der „Schnur aufreihen; solche Konglomerate sind zwar gut zum Nachschlagen; „aber durch Nachschlagen in Wörterbüchern hat noch Niemand den Geist „und das Wesentliche einer Sprache erlernt." Damit hängt es denn zusammen, daß beinahe auf allen Gebieten der Kunst kein frisches, gegenwärtiges Leben gespürt wird. „Gar zu gern berauscht sich unsere „Zeit an historischem Flitter; die archäologische Geistesrichtung dominiert „und die Meiningerei treibt überall ihre Blüten. — Tademas Bilder „sind Illustrationen zu Ebers Romanen. — Daß man heutzutage in „künstlerischen Kreisen so viel von Echtheit spricht, ist ein sicheres Zeichen, „wie sehr es gerade dort an dieser Eigenschaft fehlt. Man schwärmt „für echtes Talmi!" Vielleicht am stärksten tritt der Mangel an Ursprünglichkeit in der Baukunst hervor. „Gebäude wollen gedichtet sein; „meistens werden sie heutzutage nur gereimt; und sehen darum oft so „ungereimt aus."

Im Zusammenhange solcher Gedanken ist es verständlich, wenn der Verfasser als die große Frage des Tages, ja des Jahrhunderts auf dem Gebiete der Kunst die hinstellt: wie bekommen wir einen neuen Stil? Die bisher gemachten Versuche zur Lösung der Aufgabe lehnt er ab. „Vorschriften, Experimente, Muster helfen zu nichts. Aus irgend „welchem alten Stil neue Geistesströmungen herleiten zu wollen, heißt „den Gaul beim Schwanz aufzäumen. Renaissance und Gothik, Rokoko „und Japanisches wirbeln jetzt in Deutschland durcheinander; von einem „deutschen Stil ist nichts zu sehen; wenn auch öfters zu hören". Und ein andermal heißt es: „Der Lebende hat Recht. Man hat nicht zurück„zublicken, sondern um sich zu blicken; man hat von innen nach außen, „nicht von außen nach innen vorzugehen; um neue Kunstformen, die „bildsame Schale des Volksgeistes, anzusetzen, hat man nicht auf frühere „abgestorbene Schalen zurückzugehen, sondern sich wiederum an den „Kern selbst zu wenden. Und das kann nur geschehen durch ein Eingehen „auf den besonderen lokalen Charakter der einzelnen Gegenden Deutsch„lands; dadurch allein kann man wieder zur Verschiedenheit, Mannig„faltigkeit, Naivetät der künstlerischen Produktion gelangen". Besonders in den letzten Sätzen spricht sich ein tiefes Verständnis für das Werden

der Kunst aus: sie muß, wenn sie echt sein soll, überall aus dem Boden einer bestimmten Landschaft hervorgewachsen sein und deren Charakter zum Ausdruck bringen. Denn „wie es nur Eichen, Tannen, Palmen „usw., aber niemals einen Baum an sich gibt, so gibt es auch nur griechische, „deutsche, französische Kunst usw., aber niemals eine Kunst an sich." Ja, der Verfasser geht noch weiter und behauptet geradezu: „Der rechte „Künstler kann nicht lokal genug sein. Eine gesunde und wirklich ge- „deihliche Entwickelung des deutschen Kunstlebens ist mithin nur dann „zu erwarten, wenn sie sich in möglichst viele und in ihrer Einzelart „möglichst scharf ausgeprägte, geographische, landschaftliche, lokale Kunst- „schulen scheidet und gliedert. Hier ist Dezentralisation, nicht Zentrali- „sation notwendig. Rembrandt selbst war das Haupt und Zentrum „einer derartigen lokalen Kunstschule; er ist dem Boden treu geblieben, „dem er entstammt; er malte holländisch".

Einer der ersten Kenner des niederländischen Meisters, Dr. W. Bode, Direktor an der Nationalgalerie in Berlin, urteilt in einer Besprechung unseres Buches im Märzheft der Preußischen Jahrbücher, daß allein das, was darin zur Charakteristik von Rembrandts Malweise gesagt ist, ihm einen ehrenvollen Platz in der Literatur sichere. Mit feinem Sinn ist der Zusammenhang zwischen der Natur des Landes und der Art des Künstlers erkannt und nachgewiesen. „Der nordische Künstler hat „seine Bilder dem Nebel abzuringen, welcher seine Heimat umschattet; „daher das Dunkelgrollende in der Musik eines Beethoven, wie in der „Malerei eines Rembrandt. — Die Werke dieses Malers befolgen das „gleiche Farbengesetz wie die nordische Natur; sie sind vornehm, weil „sie schlicht und dabei nuancenreich sind. — Die tropische Sonne ver- „gröbert; sie läßt die Natur in schreienderen, aber eben darum un- „feineren Tönen reden: ein Papagei, ein Goldfisch, eine Orange können „sich an wirklichem Farbenreichtum und wirklicher Farbenvornehmheit „mit einem Huhn, einem Hering, einem Apfel nicht messen. Diese „entwickeln, auf einer kleinen Fläche und mit Beibehaltung eines gleich- „artigen Lokaltones, eine weit reichere Menge von Nuancen als jene. — „Rembrandt ist ein echter Nibelunge, ein Held aus dem Nebelland; „seine Werke machen den Eindruck, als ob der Nebel sich zu mystischen „Bildern verdichtet habe; und sich verdichtet habe durch die Einwirkung „eines Sonnenstrahls, der in ihn fällt; dieser Sonnenstrahl ist — der „Geist der höchsten Individualität." — Der Verfasser stellt Rembrandt in Gegensatz zu den heutigen Realisten, welche nach einer gewissermaßen

photographischen Treue und Richtigkeit des Dargestellten streben. „Diese „stolpern gleichsam über ihre eigenen Füße," sagt er treffend; „statt „die Empfindungen wiederzugeben, welche die Naturgegenstände im „menschlichen Auge hervorrufen, wollen sie jene selbst wiedergeben: „aber das ist unmöglich." Völlig anders Rembrandt. Es wäre töricht, ihn einen Realisten oder Naturalisten zu nennen; „wie Rafael in der „Form, ist er in der Farbe nichts weniger als naturwahr. So sieht „z. B. kein wirkliches Feuer aus, wie das, welches Rembrandt malt; „es ist ein Feuer aus einer anderen Welt; aus einer Welt, die Rembrandt „heißt. Der innerlich wie äußerlich einheitliche Ton, welcher diese Welt „erfüllt, heißt und ist Stil."

Eben deshalb nun, weil Rembrandt so durchaus individuell und selbständig ist, erscheint er dem Verfasser berufen die Deutschen zu einem neuen Stil und zu einer neuen Kunst zu führen. Aber freilich, wer ihm folgen will, darf nicht meinen dies dadurch zu tun, daß er nun in Rembrandtscher Manier zu malen sich bemüht; das wäre ja wieder der alte Fehler, das Pferd beim Schwanz aufzuzäumen. Individuelles Leben kann nicht dadurch gefördert werden, daß man eine bestimmte Art von Individualität zum Gesetz macht; dadurch würde der Begriff sich selbst aufheben. Nicht ihren Pinsel, sondern ihren Geist sollen die Künstler nach Rembrandt bilden. Der Verfasser zitiert Schillers Wort: „Der Hauptwert der griechischen Kunstwerke besteht darin, daß „sie uns lehren, es habe einmal Menschen gegeben, die solche Dinge „schaffen konnten." Wir dürfen dasselbe auf Rembrandt anwenden; auch hier ist der Mensch, der hinter den Werken steht, doch noch mehr wert als diese Werke selber. Und so ist es überall, wo es eine Kunst gibt, wo durch die eigentümliche Art, wie die Welt mit ihrer bunten Mannigfaltigkeit von einem schöpferischen Geiste aufgefaßt und dargestellt wird, das entsteht, was man Stil nennt. Nicht die Geschicklichkeit der Finger macht den Künstler, sondern die Kraft des Geistes. Es klingt paradox, aber es ist im innersten Grunde wahr, was Lessing gesagt hat: „auch wenn Rafael das Unglück gehabt hätte ohne Arme geboren zu werden, so würde er doch ein großer Maler geworden sein", weil er die Fähigkeit besaß, in dem Leben, das ihn umgab, Gemälde zu schauen, und zwar Gemälde von einer ganz besonderen Art, wie sie weder vor ihm noch nach ihm irgend jemand gesehen hat; dadurch, daß er den Pinsel führen konnte, gewann er nur die Möglichkeit hinzu, diese Gemälde auch anderen zu zeigen. Sollen wir also hoffen, daß auf deutschem Boden eine neue,

eigenartige Kunst erwachse, so müssen wir wünschen, daß es wieder Menschen gebe, die von individuellem Geiste erfüllt sind und deren jeder seiner eigenen Art sich freut. Davon sind wir aber gerade jetzt weit entfernt, in einer Zeit, in der nicht der Individualismus herrscht, sondern die Schablone, in der noch jährlich die Menge derjenigen wächst, bei denen, um ein strenges und gutes Wort von Paul de Lagarde zu gebrauchen, wenn man mit der allgemeinen Bildung in sie hineindividiert, die Rechnung ohne Rest aufgeht.

Unter diesen Umständen gestaltet sich der Protest für eine neue deutsche Kunst zu einem Protest gegen den jetzigen Zustand des geistigen Lebens. „Nach dem Jahre 1870 ist bei den Deutschen der gewünschte „und erwartete geistige Aufschwung nicht eingetreten; es trat vielmehr „in dieser Hinsicht ein Verfall ein; und dieser erklärt sich teilweise aus „dem belastenden Druck, den eine lediglich nach außen gerichtete Tätigkeit „stets auf das Innere eines Menschen oder Volkes ausüben muß." So urteilt der Verfasser; gegenüber den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts habe die deutsche Bildung offenbar quantitativ zu-, aber qualitativ abgenommen. Er erkennt in unserer Zeit einen stark materialistischen Zug und findet, daß sie im ganzen eine auffallende Ähnlichkeit mit der römischen Kaiserzeit hat. Gemeinsam jedenfalls ist beiden Perioden die weite Ausbreitung einer mit Wissensstoff gesättigten Bildung und der Mangel an scharf ausgeprägten Individualitäten. In seiner Klage hierüber stimmt der Verfasser vollkommen mit Lagarde überein, zu dessen stiller Gemeinde er gehört.[3]) Manche Sätze des großen Göttinger Gelehrten könnte ebenso gut unser Autor geschrieben haben.

Der Mangel an Individualität hängt aufs engste zusammen mit einer anderen Erscheinung, von der man auf den ersten Blick glauben möchte, daß sie im Widerspruch dazu stehe: dem Übermaß an Spezialisierung auf dem Gebiete der Wissenschaften. „Das Gefühl für den direkten „Zusammenhang der einzelnen und einzelnsten natürlichen wie mensch- „lichen Erscheinungen mit dem großen und einheitlich ausstrahlenden „Weltganzen ist der heutigen Wissenschaft durchgängig verloren gegangen; „insofern ist sie unphilosophisch und irreligiös zu nennen. Ja, man „könnte noch weiter gehen; man könnte sagen, daß sie in wesentlicher „Hinsicht geistlos sei; denn Geist ist eben: die Beziehung aller Teile

---

[3]) [Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser an dieser Bemerkung Anstoß genommen und in einer Zuschrift an die Kieler Zeitung erklärt hat, daß er der Lagarde-Gemeinde nicht angehöre und von ihrem Bestehen nichts gewußt habe.]

„zum Ganzen und des Ganzen zu allen seinen Teilen. Die heutige „Wissenschaft schwelgt in Einzelheiten". So urteilt der Verfasser, und er ruft uns ein Wort Heinrichs von Kleist ins Gedächtnis, der schon zu Anfang unseres Jahrhunderts diese Geistesrichtung erkannt habe: „Diese Menschen sitzen sämtlich wie die Raupe auf einem Blatt; jeder „glaubt, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht". Je mehr nun jeder seine eigene Kraft in einseitiger Berufstätigkeit verbraucht, desto mehr ist er für alle übrigen Seiten des geistigen Lebens gezwungen, das Urteil anderer gelten zu lassen, die dort ebenso einseitig verfahren. So führt das Spezialistentum zum Autoritätsglauben. Voll Entrüstung erklärt der Verfasser: „Wer auf eigenes Urteil verzichtet, „der gibt seine geistige Freiheit hinweg; die heutigen Deutschen, welche „auf die Gutachten von Spezialisten schwören, sind nicht besser daran, „als jene früheren Deutschen, welche sich Ablaßzettel von Tetzel kauften." Er findet die von ihm so heftig angegriffene Denkweise am stärksten in Berlin vertreten. Noch ganz kürzlich habe man in einer großen deutschen Zeitung den inferioren Standpunkt der heutigen Berliner Literatur und ihres Publikums zugegeben, aber naiverweise zur Entschuldigung beigefügt: daß „in einer so großen Stadt der Einzelne keine Zeit habe, sich ein eigenes Urteil über geistige Dinge zu bilden". So ist es wohl wirklich. Und trotzdem werden nirgends schnellere, sichrere, anspruchsvollere Urteile gefällt als eben dort. Sie schwirren in der Luft umher und fliegen einem an, ehe man sich's versieht. Darum ist Berlin der tröstliche Aufenthalt für solche Menschen, die anderswo gelangweilt und langweilig sein würden, weil ihr Geist leer ist; Gesellschaft und Konversation geben ihnen mühelos einen oft wechselnden, immer zeitgemäßen Inhalt. Der Verfasser vermißt in der geistigen Atmosphäre Berlins den eigentlich fruchtbaren und befruchtenden Hauch; es sei ein Hauptsitz der registrierenden und fast ein Gegner der schöpferischen Bildung. Wollte man hiergegen einwenden, daß doch gerade Berlin von Originalen wimmle und daß nirgends kräftiger als dort die Gegensätze im geistigen Leben aufeinanderplatzten, so würde der Verfasser (und mit vollem Rechte) antworten: „Im Grunde ist jede große Hauptstadt eine — innere — Kolonie desjenigen Landes, dem sie angehört." Wenn von allen Seiten tüchtige und eigentümlich begabte Männer in einer solchen Kolonie zusammenströmen, so ist es nicht zu verwundern, daß in ihr Großes und Größtes in Wissenschaft und Kunst geleistet wird. Aber auch die kraftvollsten Geister verlieren, wenn sie in das Berliner

Leben aufgehen, ein gutes Stück ihrer Ursprünglichkeit; vollends auf die große Menge derer, die jährlich dort einwandern, übt der Aufenthalt in der Millionenstadt einen tödlich uniformierenden Einfluß aus.

Für das geschilderte Übel gibt es auf dem Boden, aus dem es erwachsen ist, schwerlich eine Abhilfe; dagegen aber, daß es weiter um sich greife, läßt sich allerdings etwas tun, und auf dieses Ziel richtet sich die Bewegung, zn welcher der Verfasser den Anstoß geben will: Bekämpfung des Spezialistentums in der Wissenschaft. „Eine mehr „philosophische Behandlung der Wissenschaft", so hofft er, „also eine „solche, welche die Einzelfächer der Forschung in eine direkte Verbindung „zum Weltganzen einerseits und zur menschlichen Natur andrerseits „setzt, ist das einzige Mittel zur Bekämpfung des heutigen Spezialismus." Die genaue Detailforschung, in der unser Geschlecht stark ist, soll nicht beseitigt werden, sondern soll als notwendiges Element in eine zusammenfassende Betrachtung der Dinge mit aufgenommen werden. Mit glücklichem Wortspiel sagt der Verfasser: „Vieles nimmt man heutzutage „unters Mikroskop; es dürfte gut sein, auch einmal einiges unters Ma„kroskop zü nehmen. — Man spricht neuerdings viel von Kunstwissen„schaft: man sollte auch einmal von Wissenschaftskunst reden. Diese „Wissenschaftskunst heißt — Philosophie. — Die philosophische Goldader „der Deutschen muß wieder angeschlagen werden."

Philosophie ist nicht denkbar ohne ein mystisches Element; denn sie bezieht sich auf den ganzen Inhalt der Welt, also auch auf viele Dinge, die mit dem Verstande nicht erfaßt werden können. Das ist eben der Grundfehler der heutigen Denkart, in der die nüchterne Verstandesbildung vorherrscht, daß man sich gewöhnt hat, jene Dinge gering zu schätzen, ja daß man sich dazu versteigt, ihre Existenz abzuleugnen, weil sie sich verstandesmäßig nicht begreifen lassen. Weiter verbreitet als jemals sonst ist heute die Selbstüberhebung, die einst von Goethe verspottet wurde:

> Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
> Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
> Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
> Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr!
> Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
> Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

So wird auch unser Autor nicht müde, mit ernsten und scherzenden Worten gegen das Philistertum der Leute zu eifern, die „nicht begreifen,

daß es Dinge gibt, die sie nicht begreifen," die meinen, Schwarz auf Weiß sei die größte Sicherheit der Welt, während es doch nichts Gewisses gibt, als das Empfundene oder Geglaubte. Heilung des Übels erwartet er geradezu von der Mystik: „Erst wenn der starke Hauch des Mystizis„mus, vereint mit dem Feuer des Geistes, in die dürren Reiser der „spezialistischen Beobachtung fährt, kann eine neue gewaltige Flamme „des inneren nationalen Lebens emporlohen. — Das Maß, das der „Verstand an die Dinge legt, geht nie rein auf. Das meiste in der Welt „wird durch inkommensurable Größen gemacht: Liebe, Ehre, Frömmig„keit sind Dinge, die sich nicht mit dem Zollstab ausmessen lassen; sie „sind es, die über das Schicksal des einzelnen Menschen wie der gesamten „Menschheit entscheiden; und inkommensurable Größen entscheiden auch „im geistigen Leben. Die Welt ist zwar inkommensurabel für den Ver„stand des Menschen; aber sie ist nicht inkommensurabel für den ganzen „Menschen; weil dieser eben selbst eine inkommensurable Größe ist." Wie wenig eine Betrachtungsweise, die nach absoluter Objektivität strebt, den höchsten Aufgaben der Wissenschaft gerecht wird, zeigt der Verfasser einleuchtend am Beispiel der Geschichte. Er meint, der alte Gegensatz zwischen Schlosser und Ranke, welcher so lange zugunsten des letzteren verschoben gewesen sei, müsse sich wieder etwas zugunsten des ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden solle; bei aller Schärfe und Klarheit der Beobachtung wie Darstellung sei etwas Tonloses, Farbloses, ja etwas zwar nicht sittlich aber doch geistig Charakterloses an der Ranke'schen Geschichtschreibung. Und wirklich gilt von Ranke, wie von vielen kleineren Geistern die ihm gefolgt sind, das, was der Verfasser an einer anderen Stelle von den Philosophen sagt: „Ihr Denken entbehrt des Empfindens, und damit „der eigentlich entscheidenden Kunstkraft. Sie strebten eine Objektivität „an, welche sie doch nicht erreichen konnten; sie hätten klüger getan, „sich zu einer Subjektivität zu bekennen, welche sie doch nicht vermeiden „konnten."

Aber ist es denn überhaupt möglich eine Weltanschauung zu gewinnen, in der sorgfältige Spezialforschung mit philosophischer Zusammenfassung, objektive Klarheit mit subjektiver Wärme verbunden ist? Der Verfasser glaubt es, und er findet das Vorbild dieser Vereinigung in Rembrandt's Bildern: „Die Einheit des Weltbildes baut sich aus „Lichtkontrasten auf und gleicht darin der Einheit eines Rembrandt'schen „Bildes. Die aus Hell und Dunkel, aus Verstand und Mystizismus

„gemischte Natur dieses Meisters läßt ihn besonders geeignet erscheinen,
„bei der Überführung der deutschen Kultur aus dem Reich des Klaren,
„Durchsichtigen, Praktischen, der Wissenschaft, in das des Halbklaren,
„Spiegelnden, Schöpferischen, der Kunst, einen maßgebenden Einfluß
„zu üben. Er vermählte Gegensätze, die sich auch sonst im deutschen
„Geistesleben nah und doch feindlich gegenüberstehen." Durch diese Verschmelzung würde zugleich das bewirkt werden, was der Verfasser als die größte Aufgabe der Gegenwart bezeichnet: der so gewaltig klaffende Riß zwischen Gebildeten und Ungebildeten würde überbrückt werden. Denn es leuchtet ein, daß eine Weltanschauung, in der Gelehrte und Ungelehrte, geistesmächtige Denker und schlichte Handwerker sich wieder zusammenfinden sollen, nur möglich ist durch eine Ausgleichung zwischen Gegensätzen, die zurzeit noch als unversöhnlich erscheinen. Ja, man könnte behaupten, das, was hier gefordert werde, sei nichts Geringeres als eine Quadratur des Zirkels. Aber noch jede große Tat in der Entwickelung des menschlichen Geistes hat, ehe sie getan war, für etwas Undenkbares, nachdem sie getan war, für ein Ei des Kolumbus gegolten.

Darüber freilich kann kein Zweifel sein, daß es ein gewaltiger Geist sein müßte, dem es gelänge, den Deutschen eine neue Weltanschauung zu schaffen. Der Verfasser ist überzeugt, daß wir ihn in nicht gar zu ferner Zeit erwarten dürfen. Es sei ein geschichtliches Gesetz, daß gewisse Bildungsrichtungen gerade dann in das Gegenteil umschlagen, wenn sie bei der letzten Spitze ihrer Entwickelung angelangt sind; auch das heutige Deutschland, gerade weil sein Denken durchweg so spezialistisch und sein Fühlen durchweg so materiell sei, werde sich einer derartigen Metamorphose nicht entziehen können. Den Mann, der sie vollbringen soll, nennt der Verfasser gern mit Hebbel'schem Ausdruck einen „heimlichen Kaiser"; denn er wird zunächst unerkannt wirken, und wenige werden ihn verstehen und ihm anhangen. Aber „Mehrheit oder Minderheit entscheidet hier nicht", heißt es mit Recht; „die größten und rühmlichsten Siege der Welt sind immer von Minderheiten erfochten worden." Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, selbst der Führer zum Heile zu sein, aber er will auf sein Erscheinen vorbereiten und ihm sein Werk erleichtern helfen; denn an Feinden und Verfolgern wird es dem großen Manne nicht fehlen. „Das rein Menschliche und Volkstümliche, verkörpert in
„einer bedeutenden Persönlichkeit, hat überall seitens der Doktrinäre
„einen fanatischen und oft für die Gesamtheit verhängnisvollen Wider-

„stand gefunden; gar zu gern appellieren diese an die rohe Masse. Die „Pharisäer, welche Christus, und die Republikaner, welche Cäsar er„morden, sie stehen auf der gleichen Stufe. Es ist das alte Schauspiel: „die Irren, welche ihren Arzt erschlagen." Der Verfasser möchte, soviel an ihm liegt, verhüten, daß dieses Schauspiel, wenn auch in noch so gemilderter Form, sich wiederholt. Er hält es für einen schlechten Trost, zu sagen: das Genie bricht sich Bahn; es seien schon Genies genug zugrunde gegangen, weil man sie nicht verstanden habe. Allerdings sei es nicht jedermann gegeben, wahre und falsche Propheten zu unterscheiden; desto zurückhaltender solle jeder mit seinem Urteil sein. Besonders ergeht an die staatlich angestellten Vertreter und Hüter geistiger Interessen der Mahnruf, Augen und Sinne offen zu halten für den Fall, daß ihnen einmal ein nicht gerade staatlich autorisierter „Bester" entgegentrete.[4]) Der Größe dieser Forderung ist sich der Verfasser wohl

---

[4]) [Aus meiner Anzeige des Buches in der Berliner Philologischen Wochenschrift, die am 26. April 1890 erschien, seien einige Sätze hier wiederholt.]

Der Verf. wendet sich mit besonderem Nachdruck an uns Lehrer, deren Beruf es ist, dafür zu sorgen, daß in den Gemütern des künftigen Geschlechtes neue Gedanken einen empfänglichen Boden finden. Wer mit Bewußtsein diesem Berufe dienen will, dem kann, um sein Denken zu befreien und seine Anschauungen zu bereichern, nichts besseres geboten werden als die Lektüre des hier besprochenen Buches. Der Verf. hat von der heutigen Philologie keine sehr hohe Meinung: auch ihren glänzendsten Leistungen steht er kopfschüttelnd gegenüber; einen Geist wie den Mommsens beurteilt er entschieden ungerecht. Dagegen zitiert er ein paarmal mit Zustimmung Kirchhoffs Rektoratsrede und entnimmt aus ihr die Warnung vor dem banausischen Sinn, der im Studium der Wissenschaft nicht von innerem Triebe sich leiten läßt, sondern die Rücksicht auf das bevorstehende Examen zur Richtschnur nimmt. Und auch an die, welche mit aufrichtigem Eifer in einem einzelnen Zweige der Philologie arbeiten, ergeht der dringende Mahnruf: die Wissenschaft wieder mehr philosophisch zu behandeln, d. h. so, daß „die Einzelfächer der Forschung in eine direkte Verbindung zum Weltganzen einerseits und zur menschlichen Natur andrerseits" gesetzt werden; dies sei das einzige Mittel zur Bekämpfung des heutigen Spezialismus.

Wenn ein solcher Hinweis uns Philologen gerade jetzt not tut, so sind wir dafür auch in der Lage, auf eigentümliche Weise die in ihm enthaltene Forderung zu erfüllen. Denn nirgends läßt sich die innere Einheit alles menschlichen Lebens und Strebens deutlicher anschauen als im klassischen Altertum, das die moderne Arbeitsteilung noch nicht kannte, und nach dessen Denkweise gerade die hier erörterten Gegensätze, Wissenschaft und Kunst, noch unzerspalten in einem und demselben Begriffe sich durchdrangen. Deshalb dürfen wir das, was der Verf. von der Kunst aussagt, getrost auch von der Wissenschaft behaupten: es ist ein Zeichen von Schwäche, sie als etwas dem wirklichen Leben Fremdes anzusehen; sie soll das tägliche Leben vertiefen, sich nicht von ihm abwenden.

bewußt; er erinnert selbst an ein Bibelwort, in dem die ernste Erfahrung ausgesprochen ist: „Die Väter steinigen die Propheten, und die Enkel bekränzen deren Gräber." Aber er hält es doch für möglich, daß es auch einmal anders kommen, daß es Ausnahmen von der Regel geben könne.

Vielleicht ist dies ein Irrtum. Aber dann wäre es ein solcher, der dem Irrenden zur Ehre gereicht. Und jeder einzelne von uns kann dafür sorgen, daß an ihm wenigstens die mutige Hoffnung des Verfassers gerechtfertigt werde. Es gilt, für eine neue Hochblüte deutschen Geisteslebens den Boden zu bereiten. Wer der Sämann sein wird, wissen wir nicht; noch „ist die Zeit der Pflugschar." Wir wollen unverdrossen bei der Arbeit helfen und, wenn sie mühevoll und langwierig ist, uns des Glaubens trösten, daß doch zuletzt die Ernte nicht ausbleiben kann. Der Acker im Frühling zeigt uns, wie es kommen soll: junge Saat hebt Steine.

XVIII.
Schule und Politik.

[National-Zeitung, 10. Dzbr. 1890. Ein paar unbedeutende stilistische Änderungen, welche die Redaktion vorgenommen hatte, sind hier wieder beseitigt. Das Stück erschien als Leitartikel ohne Nennung des Verfassers; doch wurde meine Urheberschaft Freunden mitgeteilt und auch von Fernerstehenden erkannt.

Die Gedanken sind hervorgerufen durch den unmittelbaren Eindruck, den die Eröffnung der Schulkonferenz im Dezember 1890 gemacht hatte. Wie sie damals niedergeschrieben wurden, mögen sie nun als Beitrag dienen zur Würdigung von manchem, was seitdem geschehen ist, und weiter zur Prüfung der Wünsche und Vorschläge für „staatsbürgerliche Erziehung", die neuerdings so vielfach erörtert werden.]

So wichtig an und für sich die technischen und pädagogischen Fragen sind, welche die kaiserliche Rede vom 4. d. M. erörtert hat, so treten sie doch an Bedeutung sehr zurück gegenüber dem großen politischen Gesichtspunkte, der darin aufgestellt wurde: es sei Pflicht der höheren Schulen, zu nationaler Gesinnung zu erziehen und die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Der strenge Vorwurf, daß es der Kabinetts-Ordre vom 1. Mai 1889 nicht bedurft haben würde, wenn die Schule auf dem Standpunkte gestanden hätte, auf welchem sie hätte stehen müssen, trifft in erster Linie zwar die leitende Behörde, die bisher politische Belehrungen in den Unterrichtsplan nicht aufgenommen hat, in weiterem Umfange aber doch auch die Lehrer, welche offenbar nicht in dem Sinne gewirkt haben, den unser kaiserlicher Herr gewünscht hätte. Dieser Sinn ist eben ein ganz neuer: die Schule soll zu ihren bisherigen Aufgaben noch die weitere übernehmen, daß sie ihren Zöglingen eine bestimmte politische Überzeugung mitteilt. Ist die Erfüllung dieses Wunsches möglich?

Es ist kaum anzunehmen, daß unter den Lehrern an höheren Schulen sich Anhänger der Sozialdemokratie befinden; vielmehr werden wohl alle darin übereinstimmen, daß von dieser Seite eine schwere, von Jahr zu Jahr wachsende Gefahr uns bedroht. Aber aus welchen Ursachen

der gegenwärtige schlimme Zustand sich ergeben habe und mit welchen Mitteln ihm abgeholfen werden könne, darüber sind die Ansichten geteilt. Die vielen, welche über diese Fragen anders denken als der Kaiser und seine Minister, würden, wenn die Bekämpfung der Sozialdemokratie Aufnahme in den Lehrplan fände, vor die Alternative gestellt werden, entweder gegen ihre Überzeugung zu lehren oder den Anordnungen ihrer Vorgesetzten zuwiderzuhandeln. Wir fürchten, daß hier eine Analogie militärischer Einrichtungen sich geltend machen könnte. In welcher Reihenfolge die Ausbildung des Soldaten zu erfolgen habe, in welchen Formen eine manövrierende Truppe sich bewegen solle, darüber können allgemein gültige Vorschriften gegeben und sicher durchgeführt werden; mit dem alten Exerzier-Reglement ist Vortreffliches geleistet worden zu einer Zeit, als schon die meisten Offiziere von seiner Unzweckmäßigkeit überzeugt waren. Gedanken aber und Gesinnungen kann nur der mit Erfolg vertreten, der innerlich von ihnen durchdrungen ist. Dieses Durchdrungensein läßt sich nicht befehlen. Sollten wirklich Verordnungen in dem angedeuteten Sinne erlassen werden, so wäre das kein gutes Mittel, um aufrichtige und selbständige Männer für den Lehrberuf zu gewinnen oder in ihm festzuhalten. Und gerade deren bedürfen wir so dringend, wenn doch, woran niemand zweifelt, die sittliche Einwirkung des Lehrers, die Bildung des Charakters im Schüler wichtiger ist als alle Mitteilung von Kenntnissen und Fertigkeiten.

Angenommen aber auch, es wäre möglich, was wir für unmöglich halten, den höheren Lehrerstand in seiner Gesamtheit für die Pläne einer vorgeschriebenen Schulpolitik zu gewinnen, so würde sich der Ausführung ein unüberwindliches Hindernis in den Schülern selbst entgegenstellen. Gesinnungen lassen sich nicht durch bewußte Arbeit anerziehen; ein edles Beispiel erweckt sie unmerklich. Es war kein glücklicher Ausdruck, wenn der Kultus-Minister neulich von der Bedeutung sprach, die „in der richtigen Aneignung der Religion" liege. Eine Religion, die sich jemand angeeignet hat, kann er noch leichter wieder ablegen; im Innern muß sie erwachsen sein, wenn sie in den Kämpfen des Lebens vorhalten soll. Dasselbe gilt von politischen Grundsätzen. Nur die im Geist oder im Willen Schwachen unter den Schülern würden dem gegebenen Winke folgen und die von oben her empfohlenen Ansichten zu den ihrigen machen, die klügeren würden Kritik üben, die stärksten und besten gegen den geistigen Zwang, den man ihnen anbietet, sich sträuben. Denn das ist eine Tatsache, mit der gerechnet werden muß, mag man

sie nun bedauerlich oder erfreulich nennen: in den Jahren, denen die oberen Klassen der höheren Schulen entsprechen, erwacht schon der Zweifel, regt sich mächtig das Verlangen, selber zu prüfen und zu wählen. Das Heilsame des früheren Lehrplanes bestand eben darin, daß er diesen kritischen Trieb nicht zu ersticken suchte, was unmöglich ist, sondern zu bilden wußte, indem er ihn in die richtigen Bahnen lenkte und mit unverfänglichen Gegenständen beschäftigte. Nicht nur den Sinn einer lateinischen Periode, sondern auch die Bedeutung einer politischen Maßregel, etwa des Perikles oder Cäsar, konnten die Schüler unter Leitung eines besonnenen Mannes unbefangen und mit rücksichtsloser Schärfe erörtern, ohne daß irgendein Gefühl der Pietät in ihnen gefährdet wurde. Das würde künftig anders sein. Zwar die Äußerung des Widerspruches kann durch das Machtwort des Lehrers gehindert werden; desto lebhafter aber wird er im Stillen wirken und wird nun nicht mehr die Taten längst verstorbener und fremder Staatsmänner, sondern die Maßregeln und Pläne der noch lebenden des eigenen Landes sich zum Ziele nehmen. So werden manche gerade der tüchtigsten Menschen in eine Opposition hineingedrängt werden, die erst recht dem Gemeinwesen gefährlich werden kann, und die ihnen selbst erspart worden wäre, wenn man nicht versucht hätte, ihnen in noch unreifem Alter eine bestimmte politische Ansicht als die schlechthin richtige und vorschriftsmäßige einzuflößen.

Trotz alledem bestreiten wir nicht, daß die Schule etwas tun kann, um Knaben und Jünglinge auf ihre künftige Stellung als Diener oder doch Bürger des Staates vorzubereiten. Ihr ganzes Zusammenleben weist in diese Richtung. Sie ist eine Art Staatswesen im Kleinen, das nicht gedeihen kann ohne die Tugenden des Gemeinsinnes, der gewissenhaften Pflichterfüllung, der Achtung vor Autorität. Wer in seiner Jugend gelernt hat, sich als Glied in diesen Organismus mit williger Unterordnung einzufügen, der wird auch als Mann bereit sein, die eigene Bequemlichkeit und den eigenen Vorteil zu opfern, wenn die Gesetze und Einrichtungen es erfordern, die für das Wohl der Gesamtheit notwendig sind. Freilich wirken in unserer Zeit mancherlei Faktoren zusammen, um diesen segensreichen Einfluß der Schule zu schwächen. Wie überall, so rüttelt auch hier der Geist des Zweifels an bestehenden Ordnungen und sucht die Gesinnung zu untergraben, auf der das Leben jeder menschlichen Gemeinschaft beruht. Mit seinen Schülern wird ein tüchtiger Lehrer fertig; die Art aber, wie jetzt nur allzu häufig vor deren

Ohren und im öffentlichen Leben von Erwachsenen an den Personen und Einrichtungen der Schule Kritik geübt wird, kann auf die Dauer nicht verfehlen, auch in den Besten das Gefühl der Achtung zu zerstören, ohne das keine Erziehung möglich ist. Diesen Tendenzen entgegenzuarbeiten, wäre ein Unternehmen, durch das wohlmeinende Freunde der Jugend, die außerhalb der Schule stehen, ihr mit gutem Erfolg zu Hilfe kommen könnten. Nicht ohne Schmerz werden die vielen wackern Männer, die in dem schönen aber doch auch dornenvollen und an äußerem Lohn armen Beruf des Lehrers seit Jahren und seit Jahrzehnten treu und ehrlich gearbeitet haben, in der Rede ihres Kaisers nach einem Worte der Anerkennung, der Ermunterung vergebens gesucht haben. Sicherlich war es nicht die Meinung, daß der Schule in demselben Augenblicke, in dem so energisch an ihre Hilfe appelliert wurde, die eigene Arbeit erschwert werden sollte. Aber die Befürchtung liegt allerdings nahe, daß die gesprochenen Worte auch nach dieser Seite hin eine Wirkung haben könnten, welche der edlen Absicht, von der unser junger Kaiser erfüllt ist, geradezu entgegenläuft.

XIX.

Vom Kulturwert der deutschen Schule.

Vortrag
gehalten in der Ortsgruppe des deutschen Gymnasialvereins
Düsseldorf 15. März 1905.

Einer der beachtenswertesten Gegner unserer Sache ist Arthur Bonus, der sich kürzlich in einer keck und flott geschriebenen Broschüre über die Erziehungsprobleme der Gegenwart geäußert hat.[1]) Er handelt von der Volksschule und vom Gymnasium, immer in Einzelbetrachtungen, die er lose aneinander reiht. Manches, was er über die Volksschule sagt, trifft auch für die höheren Schulen zu. Sein größter Zorn aber richtet sich gegen das Gymnasium. Er schildert die verhaltene Wut, mit der „achtzehn= bis zwanzigjährige Männer", die immer noch „dumme Jungen heißen und sind und für ehrlos und rechtlos gelten", jenen „praktischen Kursus im Idealismus" über sich ergehen lassen, der mit zweijährigem Ilias=Stümpern und heuchlerischem Nachsprechen horazischer Phrasen von Tugend und Männerstolz ihnen aufgezwungen wird. (S. 20f.) Als „einfachstes und gründlichstes Mittel" zur Abhilfe erscheint es ihm, „daß man unsere altklassischen Pädagogen zusammentriebe auf „irgendeinen deutschen Karmel, einen Teutoburger Wald und sie allda „schlachtete, wie Elias die Priester der toten Götter". Doch meint er selbst, daß das auch wieder nicht recht sein würde; denn es gebe unter denen, die dann fallen müßten, „bereits viele, und zwar gerade von denen „die am tiefsten in den Geist des Altertums eingedrungen sind, welche „den Unfug des altklassischen Jugendunterrichts durchschauen" (S. 30f.).

Sie sehen, an Gelegenheit uns zu entrüsten, fehlt es nicht. Sollen wir bei dieser Empfindung stehen bleiben? Ich denke, es ist besser, daß wir unbefangen kennen lernen, was der Gegner sagt, um zunächst einmal zu erfahren, was er im Grunde will.

---

[1]) [Unter dem oben angegebenen Titel, Jena und Leipzig 1904.]

Daß unser Bildungswesen nicht nur an einzelnen Übeln krankte, sondern im ganzen um die Wende des Jahrhunderts in einen der Heilung bedürftigen Zustand geraten war, glauben ja auch wir. Am letzten Ende schien es uns begründet zu sein in der Unlast von Überlieferung, die wir mitschleppen, die von einer Jahrtausende alten Kultur wohl unzertrennlich ist. Aber dem widerspricht Bonus. Er gibt sich der Hoffnung hin, daß wir eigentlich „noch gar keine Kultur haben, daß „alles das, worunter wir leiden, so wenig Altersschwäche ist und Ver„packung der Kultur für die Erben, daß es vielmehr die Fremdherrschaft „ist, welche junge Völker zu überstehen haben, wie auch Israel einst „Ziegel strich in Ägypten" (S. 62f.). Mag man versuchen einmal unter diesem Gesichtspunkte die Dinge zu betrachten — es gelingt doch nicht; die Baccalaureus-Stimmung kann bei reiferem Verstehen nicht vorhalten. Wer den Zusammenhang mit dem, was die Vorwelt gedacht und geschaffen hat, für die eigene Person ablehnt, bleibt doch in diesem Zusammenhange befangen, und um so wehrloser gefangen, weil sein Bewußtsein nicht wach ist, um sich mit der Macht, die durch tausend verborgene Fäden und Schlingen wirkt, auseinanderzusetzen.

Wenn das geschehen soll, so muß der Verstand geübt werden, in der Menge dessen, was es zu wissen gibt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Schon aus diesem Grunde ist es unvermeidlich, daß der Unterricht unserer höheren Schulen sich vorzugsweise an die Kräfte des Denkens wendet; es liegt aber auch in der Natur dieses Unterrichtes selbst. Denn er wird an Scharen, oft an Massen erteilt, und bedarf des Zwanges, der um so drückender empfunden wird, je mehr man ihn von außen heranbringt; die stramme Form des Betriebes stört viel weniger, wenn es sich um Gegenstände handelt, die schon einen inneren Zwang ausüben. Bonus ist nahe daran hier das Richtige zu erkennen (S. 41): „Wäre erst einmal offen zum Bewußtsein „gebracht statt nur unbewußt vorausgesetzt, daß der Schulunterricht „seinem Wesen nach Begriffsbildungsdrill ist, so würde man mit mehr „Verständnis darüber beraten können, welche Gegenstände ihrem Wesen „nach diese Verarbeitung vertragen". Die Bezeichnung „Drill" bringt einen unfreundlichen Klang herein; doch wollen wir sie einem Freunde der Freiheit zugute halten, der vielleicht — außer den Erinnerungen der eigenen Jugend — von dem Leben der Schule mit ihren Aufgaben und Notwendigkeiten keine unmittelbare Anschauung hat. Nur müßte er nicht seinerseits nun mit dem Plane kommen, den Teufel durch Beelze-

bub auszutreiben! Ich bitte den Vergleich nicht übel zu deuten; er drängt sich auf, wenn man die Hoffnung äußern hört, daß der Staat die Befreiung bringen werde (S. 63). Er solle sich auf die Idee besinnen, um deren willen er in der Reformation entstanden sei, und wirklich ein moderner Staat werden, „der nicht mehr die Festschraubung „des Volkes in eine bestimmte wünschenswert erscheinende Kultur „betreibt, wie es die Kirche für ihre Aufgabe hielt, aus deren Gefüge „er sich deshalb löste, sondern dessen erstes Prinzip ist, die Freiheit der „Entwicklung zu gewährleisten, und der für die einzige Todsünde, in „die er verfallen kann, die Sünde wider das keimende Leben hält, die „also, die er jetzt systematisch durch seine Schule treibt." Wer so spricht, läßt erkennen, wie tief er selbst noch in eben den Anschauungen steckt, aus denen andere loszumachen er unternehmen möchte. Der Staat ist nach seinem Wesen Macht und Einheit; er muß, wenn er leisten soll was ihm obliegt, Widerstrebende zwingen können. Keinen unnatürlicheren Zwang aber gibt es als den zu freiem Denken. Es wird demnach dabei bleiben müssen, daß in der Schule, sofern sie eine Veranstaltung des Staates ist, ein straffer Zug zur Ordnung, und also zur Unterordnung, waltet, und daß der Staat zur Pflege der Freiheit nur indirekt beitragen kann, indem er sein eigenes Eingreifen in Schranken hält.

Praktisch kommt hierauf auch Bonus hinaus; nur daß sich in seine Warnung ein starker Zorn über das einmischt, was sie nötig mache, über den gegenwärtigen Zustand der Schule, der leider nicht zu ändern sei, aber doch eigentlich geändert werden müßte, während ich glaube, daß wir es hier mit herabziehenden und erstarrenden Momenten zu tun haben, die nur dadurch unschädlich gemacht werden können, daß man es unterläßt ihre Wirksamkeit herauszufordern. Religion, Deutsch, vaterländische Geschichte sollen gewiß ihren Platz im Lehrplan behalten; aber gerade um ihretwillen, damit sie mit stiller Gewalt die Seelen ergreifen und bewegen können, ist es unerläßlich, daß die Kraft des Aufmerkens, die Fähigkeit, Gedanken zu sammeln und anzuspannen, durch strenge Übung an derberen Gegenständen erzogen werde, die wir nach wie vor „Hauptfächer" nennen und im Schulbetrieb als Hauptfächer behandeln wollen. Von solchen inneren Beziehungen ahnen diejenigen nichts, die, um den Unterricht lebendiger zu machen, ihn mehr zum Herzen sprechen zu lassen, die fremden Sprachen zurückdrängen wollen und verstärkte Beschäftigung mit dem Deutschen fordern.

Bonus hat recht, daß man sich gerade bei den zartesten Stoffen am meisten hüten sollte, sie derjenigen Behandlungsweise auszusetzen, die der Massenunterricht der Schule unvermeidlich mit sich bringt (S. 69 f.). Das gilt wie für die Muttersprache so noch mehr für die Religion. Hören wir den ernsten Warner (S. 67): „Wenn doch die Rufer im Streit für „mehr Deutsch in den Schulen, mehr eigentliche wirkliche Religion in „den Schulen, mehr Volkstümliches in den Schulen sich überlegen „wollten, was das bedeutet. Es bedeutet, daß der uniforme Zwang „immer näher an die eigentliche Seele des Volkes und die Quelle seiner „Zukunft herangeschoben wird!" Vortrefflich; und auch das ist wohl richtig, daß in dieser Beziehung schon viel Schaden gestiftet worden ist. Was Bonus über Religion sagt, hat im voraus allen Anspruch gehört zu werden; wissen wir doch aus anderen seiner Schriften, daß er selber nicht die Sprache des Landes Kanaan redet, sondern es versteht, den Gedanken religiöser Erbauung frischen, wirkenden Ausdruck zu leihen. Nun fragt er, woher es komme, daß der deutsche Mann, der uns die feste Burg sang, so unpopulär unter uns geworden sei, und antwortet: „weil jedes Wort seines Katechismus — und der ist bei unseren Ge- „bildeten ein Synonym für Luther — vom Schulekel trieft. . . . Wer „die Religion wieder ins Volk bringen will, der befreie sie einmal vom „Schulzwang" (S. 14 f.). Von solcher Grundanschauung aus verstehen wir den Wunsch des Verfassers, daß Deutsch und Religion in der Schule nicht äußerlich verstärkt, nicht „Kunstverständnis" als neues Fach ein- geführt werde.

Überhaupt wendet er sich energisch gegen die Torheit derer, die den Pflichtenkreis der Schule immer weiter ausdehnen wollen. „Man „erkennt den Philister", sagt er treffend (S. 38), „daran, daß ihm alle „Schwierigkeiten durch verständige Erwägung oder Belehrung lösbar „erscheinen". Eben dies aber ist die Denkweise, von der die öffentliche Meinung beherrscht wird. „Wenn ein Nationalökonom ausrechnet, daß „zu viel Pilze im Walde verderben — die Schule! eine Pilzstunde! „Die Obstzucht könnte mehr Gewinn abwerfen — die Schule! eine „Obstbaustunde! Die Wahlen sind schlecht — eine Stunde soziale Frage! „Die Missionskollekten geben nicht genug Ertrag — Mission in die „Schule! Die Frechheit nimmt überhand — eine Stunde gegen die „Frechheit!" Das ist verdienter Spott (S. 40); aber sind es die Lehrer, die ihn verdient haben? Bonus glaubt es (S. 19); doch das Gegenteil ist richtig. Je mehr und je länger man in der Schule tätig ist, desto

bescheidener lernt man das einschätzen, was sie neben anderen Erziehungsfaktoren zu leisten vermag.

Am wenigsten trifft uns Philologen der Vorwurf, nach dem Vielerlei zu streben; was wir fordern, und leider immer noch vergebens fordern, ist gerade äußere Beschränkung, damit wenige Hauptfächer — am Gymnasium die beiden alten Sprachen — wieder gründlich betrieben werden können. Auch damit jedoch ist Bonus nicht einverstanden. Zur Zeit der Renaissance, meint er (S. 10f.), habe die Antike anregend gewirkt durch ihren Gegensatz zu der damals vorhandenen Kultur; seitdem aber habe man aus der Antike „Grundlage und Gesetz der Bildung" gemacht, und so sei sie verknöchert und habe den Wert der Anregerin verloren. Darin liegt wieder etwas Richtiges; der äußere Zwang wirkt immer tödlich, erstarrend. Den lebendigen Kräften, die im Gymnasialunterricht sich betätigen können, hat nichts so sehr geschadet wie die staatliche Beglaubigung dessen, was hier geboten wird, als der eigentlichen und wahren Bildung. „Wer positiv durch die humanistischen Anstalten „einen Idealismus irgendwelcher echten Art gepflegt sieht, müßte ja „doch auf den Knien um Aufhebung des unsittlichen Berechtigungs„wesens bitten, damit man auf jenen Anstalten wirklich lernen könnte „zu arbeiten nur um der Sache willen, um des inneren Wertes eines „Dinges willen": so rät Bonus (S. 16f.). Und wir hätten alle Ursache diesen Rat zu befolgen, wenn das nicht — längst schon geschehen wäre. Zu dem Umschwung in der preußischen Schulpolitik, der vor vier Jahren dazu geführt hat, daß die drei bestehenden Arten höherer Schulen als gleichberechtigte anerkannt wurden, ist der entscheidende Anstoß von Vertretern des Gymnasiums ausgegangen.

Damit ist allerdings nur ein äußeres Hindernis weggeräumt; es kommt nun alles auf die innere Beschaffenheit des Unterrichtsbetriebes an. Bonus (S. 23—30) hält den in den alten Sprachen für geistlos und phrasenhaft, macht ihn verantwortlich für die moderne „Begeisterungsrede", in der der Klang an sich regiere, so daß „die Gewissenlosigkeit gegen das Wort als Ausdruck einer Wirklichkeit künstlich in uns großgezüchtet" werde. — Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest. Eben diesen Übelstand einer abgeleiteten, gealterten Geisteskultur soll und will und kann ja gerade die auf das Altertum zurückgehende Bildung bekämpfen. Im Grunde ahnt das auch der Gegner. „Denn „wir treffen alles", so schreibt er (S. 31), „was wir von der verlogenen „Phrase sagten, bei den nicht klassisch Gebildeten wieder, sogar in ver-

„stärktem Maße. Die humanistisch gut Durchgebildeten haben wenigstens „die Fähigkeit, diese idealistische Fremdsprache als solche zu würdigen, „zu durchschauen und sich abzugewöhnen. Wahrhaft verheerend wütet „die Phrase erst unter denen, denen sie ganz undurchschaubar ist, denen „sie einfach als Ingredienz der gebildeten Sprache, der idealen Gesinnung „oder gar der ‚Gläubigkeit' eingeschult worden ist". — Besser kann man den Gedanken, durch Griechen und Römer die heutige deutsche Jugend zu erziehen, gar nicht rechtfertigen. Der Nimbus des Klassischen, in der früheren Bedeutung des Wortes, ist gefallen; den Glauben, daß die Alten mit ihren Werken etwas schlechthin Vollkommenes, für alle Zeiten Vorbildliches geschaffen hätten, hat moderne Wissenschaft zerstört, aber nur, um etwas Besseres an die Stelle zu setzen: den Einblick in eine lebendige, überall vorwärts strebende Entwickelung.[2]) Wer diese verstehend begleitet, wird selber mit vorwärts gerissen. Und ein Vorzug des Altertums vor jeder späteren Periode ist vor der geschichtlichen Betrachtung nicht verschwunden, vielmehr gerade durch sie in immer helleres Licht gestellt worden.

„Eine Kultur, je höher sie sich entwickelt, ein desto weiteres Hinter„land von Natur und Natürlichkeit gebraucht sie zu ihrer Gesunderhaltung, „zu ihrer Erholung, zu ihrer Bereicherung": so sagt Bonus (S. 66), wieder mit richtiger Einsicht und glücklichem Ausdruck. Und diesen Hintergrund von Natürlichkeit des Denkens kann uns keine Literatur und keine Sprache besser geben als die der beiden alten Völker, die auf nahezu allen Gebieten forschender wie schaffender Arbeit die ersten Sucher und Finder gewesen sind. Zum Ursprünglichen werden wir durch sie zurückgeführt; und das ist zwar nicht „die Bildung", die notwendig jeder erwerben müßte, aber, als Element in dem aus mannigfaltigen persönlichen Kräften zusammenströmenden Geistesleben der Gegenwart, ein wesentlicher Beitrag innerer Gesundheit und Frische. Den ursprünglichen Sinn der Worte und Wendungen, auch der deutschen, lernen wir von dorther verstehen, und nicht minder den ursprünglichen Sinn der Dinge. Man hat dem Gymnasium wohl vorgeworfen, daß es Atheisten und Republikaner erziehe. Das ist sicher falsch; aber ein

[2]) [Vgl. vorn S. 33 und Nr. XXIV bei Anm. 8; dazu den vor drei Jahren in Berlin gehaltenen, dann im Druck erschienenen Vortrag „Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnis zum klassischen Altertum", 1910. Die dort entwickelte Anschauung liegt den Ausführungen des Buches (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 356) zugrunde: „Das Altertum im Leben der Gegenwart", 1911.]

Körnchen Wahrheit steckt auch in diesem Irrtum. Der Vergleich mit dem Altertum hilft uns, politische und religiöse Gedanken auch da wieder zu erkennen, wo sie in einer von der uns vertrauten völlig abweichenden Form vorkommen, und setzt uns so in den Stand, in dem was unser ist das Wesentliche vom Zufälligen zu scheiden.

Dagegen erhebt sich nun der Einwand: Wo ist der Unterricht, der in diesem Sinne gegeben wird? der mit solcher Auffassung des Altertums die Jugend zu packen weiß? Wir dürfen wohl antworten: er ist im Vordringen begriffen. Und wenn es noch nicht überall zum besten steht, so wird es immer besser werden, je mehr Publikum und Behörden von der alten Gewohnheit loskommen, in der Anzahl der Gymnasien und der Gymnasiasten einen Maßstab für den Wert dieser Art von Bildung zu sehen. Schon jetzt aber gibt es Lehrer genug, die zu Bonus sagen könnten: Ich traue mir zu, aus dir Saulus einen Paulus zu machen, wenn du ein halbes Jahr lang in Prima mein Schüler sein willst.

XX.
Neues von den „Deutschen Erziehern“.

[Monatschrift für höhere Schulen V (1906) S. 428ff.]

Auf sein Buch „Der Deutsche und sein Vaterland“ (1902) hat Ludwig Gurlitt nach wenigen Jahren ein zweites, noch umfangreicheres folgen lassen: „Der Deutsche und seine Schule“; und etwa zur selben Zeit, wo dieses erschien, hielt er auf der Philologenversammlung in Hamburg einen Vortrag über „Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit“. Bald darauf wurden die Verhandlungen des zweiten Deutschen Erziehungstages[1]), der Pfingsten 1905 in Weimar stattgefunden hatte, veröffentlicht. Diese drei Schriften zusammen[2]) geben ein Bild des Fortganges der Bewegung.

In einem Nachwort zu der Hamburger Rede beklagt sich Gurlitt, daß man ihn zu widerlegen gemeint habe, indem man ihm Widersprüche nachwies: die Natur selbst sei doch voller Widersprüche; ein pädagogisches Lehrgebäude, das alle Widersprüche aufhebe, würde gerade Mißtrauen verdienen. Das ist im Grunde ein sehr richtiger Gedanke. Auf dem Papier läßt sich ein System lückenlos herstellen; der lebendige Mensch bleibt immer etwas Irrationales, und gerade dies ist es, was ihn interessant macht. Goethes „Prometheus“ und „Grenzen der Menschheit“ stehen in schroffem Gegensatz der Gesinnung; und doch behauptet niemand, der Verfasser sei ein unklarer Kopf und nicht berufen gewesen, über

[1]) Die erste Tagung, Pfingsten 1904, ist beurteilt in meinem Aufsatz: „Deutsche Erziehung. Ein Wort zur Abwehr gegen Ludwig Gurlitt und den Allgemeinen deutschen Erziehungstag in Weimar“, Human. Gymn. XVI (1905) S. 169ff.; wieder abgedruckt in der Sammlung „Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform“ (1906) Nr. 24.

[2]) Ludwig Gurlitt, Der Deutsche und seine Schule. Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers. Berlin 1905. — Derselbe, Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit. Leipzig 1905. — Zweiter allgemeiner Tag für Deutsche Erziehung in Weimar zu Pfingsten 1905. Verlag der Blätter für Deutsche Erziehung in Friedrichshagen bei Berlin. [Welcher dieser Schriften und an welcher Stelle jede einzelne der oben angezogenen Äußerungen entnommen ist, findet man in dem ursprünglichen Druck in der Monatschrift genau angegeben.]

Religion öffentlich zu sprechen. Vielmehr zeigt uns jener Zwiespalt nur, einen wie schweren inneren Kampf er zu bestehen gehabt hat und wie tief er davon erregt worden ist. Suchen wir zu erkennen, welchen Einblick in ein Kämpfen mit sich selbst die Widersprüche gewähren, zwischen denen Gurlitt sich bewegt.

Er betont, die Jugend müsse zur Pünktlichkeit erzogen, müsse „gewöhnt werden, Arbeiten zu überwinden und ohne Murren zu leisten, die notwendig, wenn auch noch so verdrießlich sind". Und doch hat er ein ganzes Kapitel „gegen die Pflichtbanausen" geschrieben, in dem er u. a. dem Lehrer zumutet, bei seinen Anforderungen darauf Rücksicht zu nehmen, wenn ein Primaner gerade verliebt sei oder sonst von „Stimmungen" beeinflußt werde, „die ihm die Bewältigung des Tagespensums unmöglich machen". Sein pädagogisches Glaubensbekenntnis ruht auf dem Rousseauschen Satze, daß der Mensch von Natur gut sei: „das Kind handelt aus innerem Zwange, also nach einem in ihm leben„den Gebote des Guten, und das ‚Moralische' versteht sich ihm, wie jedem „normalen Menschen, ganz von selbst". Aber dann spricht er wieder von dem Schlechten, das im Kinde schlummere, und von Unarten, deren Mehrzahl wohl auf Anlage beruhe. Gurlitt gedenkt mit schöner Pietät seines Vaters, der ihm ein Vorbild ritterlich freier Gesinnung gewesen sei; er weiß demnach solche Gesinnung zu schätzen. Hat er gar nicht empfunden, wie wenig er selbst sie betätigt, wenn er einen harten und ungerechten Lehrer schildert, den er als Knabe in Dresden gehabt habe, und hinzufügt: „Ich zahle es ihm hiermit heim. Die Leser dieser Worte, soweit sie Schüler derselben Schule waren, wissen, wen ich meine". Immer wieder lesen wir Proteste gegen abhängige Denkart, Aufforderungen zur Selbständigkeit, ja zum Trotz, besonders gegen Vorgesetzte. Die heftigen Worte, in denen solche Gedanken laut werden, scheinen dadurch hervorgerufen zu sein, daß der Redende sich selber den Mut steigern wollte. Er bedurfte dessen. Denn bis über sein 40. Lebensjahr hinaus hatte gerade er sich „stets nur zum Sprachrohr andrer Menschen gemacht, fremdes Denken und Empfinden vorgetragen". Er selbst berichtet dies, und ist nur in der Zeitbestimmung nicht sicher; denn ein andermal heißt es: „Ich bin fast 50 Jahre alt geworden, bis ich den Mut hatte, selbst zu denken". Ganz überwunden ist die Schwäche wohl auch jetzt noch nicht; denn erst neuerdings versuchte Gurlitt, einen Gegner in öffentlicher Diskussion dadurch mundtot zu machen, daß er eine von „autoritativer Seite" getane Äußerung anführte, die dem, was der Gegner

gesagt hatte, widerspreche (Staatsbürger-Zeitung, 15. Februar 1906). An der Tatsache, daß er spät und mit Mühe zu innerer Selbständigkeit gelangt ist, dürfen wir also nicht zweifeln. Wenn er aber hinzufügt: „daran ist die verwünschte Schule schuld, die ich hinter mir habe", so verläßt er das Gebiet der Tatsachen. Er hätte besser getan, das Bedenken offen zu halten, ob es sich hier nicht um eine ganz individuelle Erfahrung handle.

Die Frage, von wo das Böse in den Menschen komme; für den Erzieher die Aufgabe, Freiheit und Gesetz in Einklang zu bringen; im öffentlichen Leben der Ausgleich zwischen männlichem Freimut und Beamtengehorsam: das sind alles ernste Probleme, mit denen gerungen zu haben, auch vergebens gerungen zu haben, keine Schande ist. Prinzipielle Lösungen, die sich in eine Formel bringen lassen, gibt es überhaupt nicht; nur praktisch kann der einzelne, für sein eignes Empfinden und Handeln, den Widerstand überwinden. Dies aber muß gelungen sein, wenn ein Mann in reiferen Jahren auf ein heranwachsendes Geschlecht durch Erziehung und Lehre wirken will. Gurlitt ist es, soviel sich aus seinen Schriften schließen läßt, nicht gelungen; und nun sucht er die Ursache in der Natur seines Berufes, anstatt bei sich selbst. Deshalb wird er nicht müde, auf die entsagungsvollen Pflichten dieses schönen Berufes zu schelten, die Männer, die neben ihm in ihrer Ausübung arbeiten, zu verspotten. Daß Rotwein eine angenehmere Flüssigkeit ist als rote Tinte, wird niemand bestreiten; darum soll man doch auch diese nicht verachten, wo sie hingehört. Gurlitt klagt in heftigen Ausdrücken über die Last der Korrekturen; sein Ideal ist eine Schule, an der überhaupt keine Hefte korrigiert werden. Die selbstverständliche Forderung, daß der Lehrer nichts auswendig lernen lasse, was er nicht selber auswendig lernt oder gelernt hat, lehnt er mit Unwillen ab; wer darin mehr Strenge gegen sich selbst übt, ist ihm ein „Pflichtbanause". Offen erklärt er, daß seine Natur ihm eigentlich vorgeschrieben habe, Künstler zu werden, nicht Lehrer. Vermutlich hat er recht. Die Kraft des Lehrers beruht, wie einmal treffend jemand gesagt hat, in der Verbindung von Drill und Geist. Wer nur zu drillen versteht, wird einer jener Pedanten, deren es überall gibt, deren Typus Gurlitt als den beinahe allein herrschenden in abschreckenden Zügen schildert. Wer zum Drillen zu vornehm oder zu schwach ist, nur Geist mitzuteilen und zu wecken wünscht, dem kommen so oder so die Schüler aus der Hand; bald wird er das Gefühl haben, daß die mühsame Kleinarbeit, die er widerwillig und

unvollkommen leistet, nicht den Ertrag bringt, der zu der immerhin aufgewandten Mühe im rechten Verhältnis stünde. Ähnliches scheint Gurlitt erlebt zu haben. Er wünscht sich Stunden, welche mehr die Gestalt von Plaudereien oder parlamentarischen Debatten haben, wobei der Lehrer die Stelle des Vorsitzenden einnimmt. Ich glaube diese Art von Unterricht zu kennen; meiner Erfahrung nach verträgt er sich aufs beste mit exakter Arbeit, ja er kann nur da recht gedeihen und Gutes zutage fördern, wo die gemeinsame Gewohnheit strenger Forderung und strammer Leistung den sicheren Untergrund für gegenseitiges Verstehen geschaffen hat.

Daß, wer mit dem Berufe des Lehrers, wie die Schule ihn fordert, innerlich zerfallen ist, sich nun berufen fühlt, in höherem Sinne, da wo es keine mühsame Kleinarbeit, keine Hefte zu korrigieren gibt, als Lehrer und Erzieher aufzutreten, ist nichts Ungewöhnliches. So wendet sich auch Gurlitt mit seinem neuesten Werke wieder an das ganze deutsche Volk. Doch zu dem Titel, der ins Allgemeine deutet, paßt der Inhalt nur wenig; er ist durchaus persönlicher Art. Das ganze Buch „Der Deutsche und seine Schule" ist gewissermaßen ein biographischer Kommentar zu dem früheren, „Der Deutsche und sein Vaterland". Manche Ansichten des Verfassers, die durch Verkehrtheit befremdet, durch Schroffheit verletzt hatten, versteht man jetzt eher, da er von den Erlebnissen erzählt, aus denen sie erwachsen sind. Nicht, daß ihm Schwereres auferlegt gewesen wäre, als sonst sterbliche Menschen zu tragen haben; aber die kleinen Stöße und Reibungen, ohne die es im Leben nicht abgeht, trafen hier auf eine über das normale Maß hinausgehende Empfindlichkeit und Erregbarkeit. Ein Urlaub, den er zu wissenschaftlichem Zwecke erbeten hat, wird ihm verweigert: der Verdruß darüber nährt in ihm die „pessimistische Anschauung, daß aller Kampf gegen die herrschende altklassische Schulorthodoxie vergeblich sei". Überall diese weiche Nachgiebigkeit gegen Stimmungen und Verstimmungen. Nur aus gekränktem Ehrgeiz und einer dadurch bewirkten Störung des Gleichgewichtes zwischen dem Ich und seiner Umgebung kann man es erklären, wenn ein Mann von Geschmack so oft und so nachdrücklich seine eignen Verdienste und guten Eigenschaften hervorhebt. Intime Einzelheiten des Familienlebens breitet er vor fremden Augen aus, immer mit sich selbst beschäftigt, in einem Grade, wie er sonst nur dem frühen Jünglingsalter eigen zu sein pflegt, und wie er sich freilich mit der Selbstentäußerung nicht verträgt, deren ein Lehrer fähig sein soll.

Besonders häufig begegnet die Versicherung, daß der Vater nicht irreligiös gewesen sei, die Seinen keineswegs in frivolem Tone erzogen habe. Die Familie Gurlitt muß in dieser Beziehung schweren Anfechtungen ausgesetzt gewesen sein. Und hier steigert sich die schmerzliche Erinnerung des Sohnes zur wirklichen Leidenschaft, die ernste und herzhafte Gedanken hervortreibt: „Man meint im orthodoxen Lager die persönliche Selb„ständigkeit des Glaubens als ‚Subjektivismus' ablehnen und verächtlich „machen zu können; aber mit Unrecht; was soll denn subjektiv sein, wenn „nicht der Glaube des freien, protestantischen Christenmenschen?" Von dieser Gesinnung aus fordert er, daß „alle Prüfungen auf dem Gebiete des Religiösen staatlich verboten sein sollten". Es war ihm wohl unbekannt, daß dieselbe Forderung schon früher erhoben worden ist, von Ludwig Wiese, dem langjährigen Leiter des höheren Schulwesens in Preußen.[3]) Auch sonst steht es in unserem Vaterlande, außerhalb der Kreise in denen Gurlitt aufgewachsen zu sein scheint, um religiöse Freiheit nicht ganz so schlimm, wie er annimmt. Hätte er einmal in Düsseldorf einer Versammlung der evangelischen Religionslehrer an höheren Schulen des Rheinlandes beigewohnt, so würde er seine Freude gehabt haben an dem frischen und triebkräftigen Leben, das dort sich äußert.[4]) Auch der Vortrag, den Prof. Baumgarten (Kiel) im Herbst 1905 auf der Hamburger Philologen-Versammlung gehalten hat, und die Art wie er aufgenommen wurde, zeigen doch, daß der protestantische Gedanke nicht eingeschlafen ist.[5]) Immerhin bedarf er der Stärkung. Religionstunden, in denen nichts geredet wird als die Sprache des Landes Kanaan, die an das innerste Denken des Menschen nicht heranreicht, gibt es überall; dagegen ist jeder ernsthafte Bundesgenosse willkommen. Auch wirksamer Ausdruck des Empfundenen ist Gurlitt hier gelungen; sein Gleichnis, daß dogmatisch erstarrte Begriffe nicht mehr Leben hätten als die künstlich konservierten Leiber in einer Schmetterlingsammlung, könnte manchen zur Besinnung wecken.

---

[3]) Ludw. Wiese, Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplan der höheren Schulen. Berlin 1890.

[4]) Der Verein veröffentlicht seine Berichte in der Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht. Besonders hingewiesen sei auf die Verhandlung von 1899, wo Prof. Schwertzell, jetzt Direktor des Kgl. Prov.-Schul-Kollegiums in Königsberg [seit 1812 in Hannover], Thesen zur Wunderfrage vorgelegt hatte, die durch mutige Würdigung modernen Denkens zu einer sehr angeregten Debatte Stoff und Stimmung gaben.

[5]) Otto Baumgarten, Grundgedanken über Reform des Religionsunterrichtes auf dem Gymnasium. Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 60 (1906), S. 102—115.

In derselben Richtung bewegte sich auf dem zweiten Erziehungstage in Weimar eine Rede von Pastor Friedrich Steudel (Bremen), der über die Gefahren eines engherzigen Religionsunterrichtes, insbesondere über die Schäden in der Behandlung des Alten Testamentes, Treffendes sagte, aber auch positiv in schönen Worten aussprach, was Religion wirklich sei. Auf die Frage freilich, wie der geläuterte Begriff im Unterricht schon der Jugend zur Geltung gebracht werden könne, hat er keine befriedigende Antwort gegeben. Seinen Rat, wenn „das Kind einmal so weit gekommen sei, nicht mehr an den Weihnachtsmann zu glauben, dann solle man ihm auch nicht mehr im Namen der Religion andere Unmöglichkeiten zu glauben zumuten", möchte ich nicht unterschreiben. Da wäre zu fürchten, daß mit dem Vergänglichen und Entbehrlichen auch recht Wesentliches getilgt würde. Überhaupt ist es leichter, die besondere Aufgabe des Religionsunterrichtes im Lehrplan einer Schule, die zu wissenschaftlichem Denken erziehen will, zu erkennen, als die erkannte Aufgabe zu lösen, und feste Grenzen zu bezeichnen, die nach beiden Seiten, der Kritik wie des Dogmas, innegehalten werden sollen. Je schwieriger dies ist, um so weniger sollten die Freunde einer lebendigen Entwickelung die Hilfe verschmähen, die ungezwungen sich bietet. Worte und Gedanken eines andern in dem Sinne zu verstehen, in dem sie ausgesprochen wurden, Ereignisse und Erscheinungen des geistigen Lebens aus ihren geschichtlichen Bedingungen zu begreifen: das ist doch der Inhalt alles philologischen Unterrichtes. Wer ein paar empfängliche Jahre hindurch diese Kunst an den Werken der Griechen und Römer geübt hat, behält davon eine bestimmte Richtung des Sinnes als Gewohnheit bei und mag später, zur Selbständigkeit erstarkt, eben diese Weise des Anschauens auf die größte Erscheinung des Geisteslebens, die Religion die Jesus gebracht hat, anwenden. Die strenge Zucht des Denkens, in der sein Verstand sich gebildet hat, sichert am besten, daß prüfende Betrachtung, zu der die Bibel selbst auffordert, nicht in zerstörungslustige Kritik ausarte.

Etwas Hohes und Heiliges ist auch die Muttersprache, auch ihre Behandlung im Unterricht ein ebenso schönes wie gefährliches Werk. Selbst dem Berufensten gelingt es nicht an jedem Tag und in jeder Stunde; und daß auch Unberufene daran teilnehmen, wird sich nie ganz verhüten lassen. Wenigstens sollte man deshalb, so weit es möglich ist, die unmittelbare Beschäftigung mit deutscher Poesie in der Schule einschränken und erst an fremdem Stoffe, der derb angefaßt werden darf, Auffassung und Verständnis üben. Die Tagenden von Weimar wollen umgekehrt

deutsche Kunst und deutsche Sprache zum Hauptgegenstande des Unterrichtes machen; was Herr Arthur Schulz (Friedrichshagen) auf der Zweiten Versammlung, Pfingsten 1905, in diesem Sinne ausführte, fand wieder lebhaften Beifall.[6]) Da kam im eigenen Kreise die widersprechende Ansicht zum Durchbruch. Bildhauer Hermann Obrist (München) war es, der in einer vortrefflichen Rede vor „falschen Wegen in der Kunsterziehung", vor der „Sünde wider den heiligen Geist des Unbewußten" warnte. Er fragte, ob denn alles Schöne Wahre Gute, wie Dichtkunst Musik Religion Philosophie, notwendig in das Gebiet des Lernens, des Beibringens, des Prüfens und des Examinierens, kurz in die vier Wände der Schulstube hineingezogen werden müsse, und gab selber die Antwort: „Nein, alle diese herrlichen Dinge sind nicht von Gott geschaffen worden, „um Unterrichtsobjekte zu werden, und tausendmal besser wäre es ge„wesen, wenn auch die Dichtkunst nie in das Gymnasium hineingezogen „worden wäre. — — — Denn es gibt keine Poesie, welche auf die Dauer „dem verekelnden Einflusse der Schulmeisterei standhielte". Das ist ein wenig übertrieben; aber nicht allzu viel. Die Gefahr liegt wirklich in der Sache. Gewiß gibt es auch schlechte Lehrer des Deutschen; aber auch die guten können schaden. Die besten müssen das selbst empfinden und werden die hohe Aufgabe, deutsche Dichtung mit deutscher Jugend gemeinsam zu würdigen, lieber zu seltenem Genuß haben wollen als zum täglichen Brote. — Daß die Masse der Versammelten solchen Gedanken, die gewiß mit Wärme vorgetragen wurden, ebenso zujubelte wie kurz vorher der entgegengesetzten Forderung, wer wollte sich darüber wundern?

Ähnlich wie um die Poesie steht es um die Sprache. Daß die feinsten und verschlungensten Windungen des sprachlichen Denkens, Keimstätten des Genies wie Schlupfwinkel des Irrtums, aufgesucht, die verborgenen Beziehungen zwischen Gedanken und Ausdruck soviel wie möglich ans Licht gezogen werden, ist einer der wertvollsten Teile jedes höheren Unterrichts. An der Muttersprache die Aufklärung vor-

[6]) Im übrigen sagte auch dieser Redner bei der zweiten Tagung manches Zutreffende, so wenn er über die geringe Begünstigung der Privatschulen in Preußen klagte (Verh. II, 24). Seltsam nur, was er hinzufügte: „Wenn wirklich solche Privatanstalten zustande kommen, so haben sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, hinsichtlich des Lehrer- und des Schülermaterials." Lehrer wären „Material"? und Schüler — „Material"? Für welchen Zweck denn? und in wessen Händen? Etwa der Unterrichtsverwaltung? So spricht der Führer einer Partei, die mit lautem Ungestüm das Recht der Persönlichkeit verkündet? — Wir weniger Wilden sind doch vielleicht bessere Menschen.

zunehmen, hat etwas Verletzendes, Unkeusches. Daß es in jener Versammlung deutscher Erzieher eine Frau war, die dies verstanden hatte, war wohl kein Zufall; und wenn sie den Namen von Schillers Lotte trug, so war sie äußerlich wie innerlich berufen in Weimar das Wort zu nehmen. Fräulein Dr. Selma von Lengefeld, in einem Vortrag über „die Erziehung zur deutschen Frau und Mutter", trat für das Recht des grammatischen Unterrichts ein, der den Schülerinnen der oberen Klassen den lebendigen, in stetem Wandel begriffenen Organismus der Sprache durch Heranziehung fremder Sprachen anschaulich machen solle und sehr interessant machen könne. Auch sonst enthielt diese Rede recht Beherzigenswertes, so eine Klage darüber, daß „die Schülerinnen selten oder nie das in einem Fach Gelernte gegebenenfalls in einem andern verwerten"; diesen Mangel an innerer Verknüpfung zu bekämpfen sei Pflicht des Geschichtslehrers, weil in der Geschichte die Fächer alle ineinandergriffen. Damit ist auf einen Hauptvorzug der Beschäftigung mit Griechen und Römern hingedeutet, bei denen die verschiedenen Gebiete des Lebens viel näher zusammenliegen als in der modernen Kultur. Den Gedanken, daß zum Wesen dieser Kultur eine stark entwickelte Differenzierung gehört, würdigte die Rednerin in anderem Zusammenhang, indem sie den doktrinären Plan einer „deutschen Einheitsschule" ablehnte und möglichste Mannigfaltigkeit der Bildungswege verlangte, den Verschiedenheiten der Begabung, der wirtschaftlichen Lage, der sonstigen Lebensbedingungen entsprechend. Auch an die außerhalb der Schule liegenden Faktoren erinnerte sie, die an der Bildung jedes Menschen mitarbeiten, an die Imponderabilien, die sich jeder Beeinflussung durch den Lehrer entziehen. „Die Schule", sagte sie, „ist doch nicht eine Porzellanfabrik, die die Menschenkinder fertig geformt und gebrannt auf den Markt des Lebens hinausschickt".

Treffender kann kaum der Grundirrtum bezeichnet werden, der allen Propheten einer pädagogischen Revolution, heute wie in früheren Zeiten, gemeinsam ist. Daß man eine solche Ketzerin in Weimar zu Worte kommen ließ — der Vorsitzende entschuldigte sich deswegen ausdrücklich — und ruhig anhörte, ja ihre Gedanken mit zum Abdruck brachte, ist immerhin etwas Gutes. Damit scheint aber auch die Toleranz der Veranstalter erschöpft gewesen zu sein. Von einer Debatte, die doch auch stattgefunden hat, wird nur kurz berichtet, „daß am ersten Tage „zwei Herren das Gymnasium den furchtbaren Anklagen gegenüber in „Schutz zu nehmen suchten und daß ihnen von den Hauptrednern natür-

„lich geantwortet wurde". Offenbar ist die herrschende Stimmung dieselbe geblieben, wie ein Jahr zuvor. Man fühlt, daß unser Erziehungswesen mit Schäden behaftet ist, blickt aber nicht tief genug, um deren Ursprung zu erkennen, und richtet nun die angreifende Abwehr gerade nach der Seite, von der die Hilfe kommen könnte. Redner wie Arthur Schulz, Berthold Otto, Paul Förster sammeln alle möglichen Züge von Phrasenhaftigkeit, lebenfeindlicher Pedanterie, berechneter Lüge, statten einen gedachten Vertreter des Gymnasiums damit aus und gewinnen so das phantastische Bild eines Gegners, auf den loszuschlagen eine Lust ist. Trotzdem bleibt von der zweiten Tagung im ganzen ein weniger unerfreulicher und hoffnungsloser Eindruck als von der früheren. Nicht mehr so ermüdend einmütig tönte das Schlagwort. Gedanken, die dem Richtigen zugewandt waren, sind doch diesmal im Kreise der Genossen geäußert und vernommen worden. Wenn die Gärung im Innern, die damit begonnen hat, weiter geht, so mag zuletzt vielleicht auch dieser Most noch einen Wein geben. Der Kampf ist der Vater aller Dinge. Auch der innere Widerspruch kann sich fruchtbar erweisen.

In einem Hauptpunkte, der Beurteilung des klassischen Altertums, wiederholt sich hier nur im kleinen ein Gegensatz, der im ganzen für unsere Zeit charakteristisch ist. Zielinski in seinem — den Neid herausfordernden und überwindenden — Buche, „Die Antike und wir" (1905), hat ihn mit köstlichem Bilde erläutert. Wie manchmal die Wellen eines Flusses von entgegenstehendem Winde gekräuselt und aufwärts getrieben werden, während die unteren Teile vorwärts drängen nach unverrückbarem Gesetze, dem zuletzt doch die ganze Wassermenge folgen muß: so sträubt sich, nicht bloß in Deutschland, das heute lebende Geschlecht gegen einen Unterricht, der vom klassischen Altertum ausgeht, und sieht nicht, wie es dieser erziehenden Macht mehr als je bedarf, und wie sich im Grunde für die Antike eine neue Zeit höchster Schätzung und lebendigster Wirkung vorbereitet. Für alle, die jetzt im pädagogischen Kampfe stehen, seien es Personen oder Parteien, wird sich der eigene Anteil an der großen Entwicklung schließlich danach bestimmen, ob sie den Wind verstärken wollen, der rückwärts blasend die Oberfläche bewegt und in störenden Überschwemmungen seine höchste Betätigung findet, oder lieber dem Strome sich anschließen, der in der Tiefe mächtig dahinzieht und dem Weltmeer die Nahrung zuführt.

XXI.

Thyrsosträger und Bakchen.

Betrachtungen über den Wettstreit im höheren Schulwesen.

[Das humanistische Gymnasium XIX (1908) S. 1ff.]

Poscimur.

Auf der Philologenversammlung, die in Basel vor wenigen Monaten stattgefunden hat, war einer der wichtigsten Gegenstände der Beratung die Frage, wie zwischen gelehrter Forschung und Schulpraxis wieder ein stärkerer Zusammenhang hergestellt werden könne. Vier namhafte Universitätslehrer entwickelten, jeder für sein Gebiet der Forschung, ihre Ansichten über eine zugleich wissenschaftlich vertiefte und dem Zwecke des Schulunterrichtes mehr entsprechende Vorbereitung auf den Beruf eines Erziehers der Jugend; in der Debatte, die sich daran schloß, kam dann auch die Erfahrung der Schulmänner zum Worte. Gerade solcher Austausch ist das, was not tut und was fruchtbar zu werden verspricht. Darüber kann freilich kein Zweifel sein, daß nur, wer selbständig aus der Quelle der Wissenschaft zu schöpfen gelernt hat, imstande ist Knaben und Jünglinge zu wissenschaftlichem Denken heranzubilden. Wo sich der Lehrer begnügt, einen überlieferten Stoff des Wissens vorgeschriebenermaßen weiterzugeben, da fehlt dem Unterricht die Seele. Den Unterschied zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf hat Schiller in seiner Antrittsvorlesung für alle Zeiten einleuchtend beschrieben. Er hätte an eine ältere Formulierung desselben Gegensatzes erinnern können, einen griechischen Spruch, dessen Platon im Phädon gedenkt: Πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, βάκχοι δέ τε παῦροι.[1]) Zahlreich ist die Menge, die in lärmender Beeiferung mitläuft, aber wenige, die in das göttliche Geheimnis eingedrungen sind, wissen, was eigentlich vorgeht. Welche von beiden berufen wären für die Weise des Unterrichts an einer höheren Schule den Ton anzugeben,

---

[1]) „Thyrsosträger sind viele, doch echte Begeisterte wenig." Phädon S. 69.

sieht man leicht; doch auch dagegen wollen wir die Augen nicht verschließen, daß in dieser Beziehung nicht alles so ist, wie es sein sollte.

Über die Philologie am Gymnasium hat vor zwei Jahren Wilamowitz ein hartes Wort gesprochen, über das wir mit dem temperamentvollen Manne nicht weiter rechten wollen; wer selbst Großes leistet, kann kaum anders, als mit entsprechendem, also mit einem zu strengen Maße die anderen messen. Schmerzlicher ist es, wenn ein Mitglied des Schulregiments sich solches Urteil in seiner ganzen Härte aneignet. Dies tut Geh. Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias in einem Aufsatz[2]) über „das griechische und römische Altertum und die höhere Schule der Gegenwart". Und der Eindruck wird nicht gerade gemildert, wenn der Verfasser dann weiter den Gedanken ausführt, daß die „leitenden Stellen" an dem beklagten Mißstande nicht schuld seien. „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen": dieses höchst praktische Symbolum des braven Salzmann gilt — mutatis mutandissimis — doch auch von dem Verhältnis der Schulen zur Unterrichtsverwaltung. Nur ist es für einen, der selbst dieser Verwaltung angehört, nicht eben leicht, unbefangen darüber zu sprechen. Soviel darf doch gesagt werden: wenn Geh. Oberregierungsrat Matthias mit seiner jetzigen Überzeugung, die er anderwärts noch schärfer ausgesprochen hat, das Richtige träfe, wenn es wirklich das neunzehnte Jahrhundert hindurch die Art der Gymnasien gewesen wäre, daß „Dummheit und Bequemlichkeit in den Schutz der Scheinwissenschaft geflüchtet und dabei vaterländische Werte arg geschädigt" wurden, wenn wirklich bis zum Jahre 1890 „die unwahre Arbeit an unseren Gymnasien" einen allgemeinen Notstand begründet, der „Pseudo-Humanismus, der auf unehrlichem Grunde baut", die Herrschaft geführt hätte[3]) — dann würde die Unterrichtsverwaltung jener Zeiten von der allerschwersten Verantwortung nicht freigesprochen werden können. Seit 1890 aber, wo die verschiedensten Zweige des Schulbetriebes — nicht nur Zeichnen, Turnen, Spielen, sondern auch neuere Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Deutsch — sich der Förderung und Ermunterung von amtlicher Seite zu erfreuen hatten, sind da die alten Sprachen, in denen doch Gegner wie Freunde das Charakteristische des Gymnasiums sehen, mit ähnlicher Fürsorge bedacht

[2]) Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 17. August 1907.

[3]) Adolf Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts (1897), S. 207. 254.

worden? In den Lehrplänen schon von 1882, weiter von 1892, 1901 herrscht, wie Matthias mit Recht hervorhebt, in bezug auf Latein und Griechisch eine warnende, einschränkende Haltung: nur nicht zu viel bieten und verlangen, nur nicht über das Notwendigste an grammatischer Erklärung und praktischer Übung hinaus gehen! Auch in dem Matthias'schen Aufsatze, der im ganzen ja einen mangelhaften und ungeschickten Betrieb der alten Sprachen als gegeben voraussetzt, ist mehrfach dieser abmahnende Ton angeschlagen.

Doch eben dieser Aufsatz scheint nun etwas von dem, was sonst vielleicht vermißt wurde, nachholen zu wollen. Mit Wärme spricht der Verfasser von manchen Ansätzen zu intensiverer Tätigkeit: wie sich hier und da Primaner sogar an die Aufgabe wagen, Abschnitte aus Curtius' Griechischer Geschichte ins Griechische zu übersetzen, wie unter dem segensreichen Einfluß der den oberen Klassen gewährten Bewegungsfreiheit Abschnitte aus Freytags Bildern der deutschen Vergangenheit und aus Lessings Laokoon ins Lateinische übertragen, oder über Gegenstände der Privatlektüre lateinische Referate erstattet werden. Alles schön und erfreulich. Nur ist eben darin, daß dergleichen als Leistung Einzelner rühmend hervorgehoben wird, die Anerkennung enthalten, daß es sich dabei um Ausnahmen handelt; und Ausnahmen dienen überall der Regel als Bestätigung. Die Regel aber lautet heutzutage: Ostermann. Daß ein Vertreter so bescheidener Ansprüche in den letzten beiden Jahrzehnten zu einer Art von Herrschaft gelangt ist, daran hat die einschüchternde Wirkung dessen, was in den amtlichen Lehrplänen über Grammatik und schriftliche Übungen gesagt wurde, einen unbestreitbaren Anteil.

Immerhin darf dem Matthias'schen Aufsatze die Anerkennung nicht versagt bleiben, daß der Verfasser sich bemüht hat, dem Gymnasium und seiner eigentümlichen Arbeitsweise wieder mehr gerecht zu werden. Aber es will nicht gelingen: seine sehr viel freundlichere Schätzung der Realanstalten gewinnt auch hier bald die Oberhand. Daß sie zum Wettkampf ermutigt werden, ist recht und gut; aber nun soll sich ihr Eifer auch auf die Pflege des Altertums erstrecken. Ja, es wird angedeutet, daß sie dem Gymnasium auf diesem seinem eigensten Felde eigentlich überlegen seien. Dies hängt, nach dem Urteile des Verfassers, so zusammen: Das Unglück der Gymnasien liegt in dem „pedantischen Ringen um die Schwierigkeiten der Sprache", das zwar „immerhin" auch sein Gutes hat, in der Hauptsache aber doch schädlich wirkt, nicht nur an sich selbst, indem es an „ledernen Übersetzungsübungen" Kraft

und Zeit verbraucht, sondern auch mittelbar, weil es dazu geführt hat, die Lektüre auf wenige „Schulautoren“ zu beschränken, deren Sprache geeignet ist als Vorbild für schablonenhafte Nachahmung zu dienen. Infolgedessen „erscheinen hier viele Perlen antiker Weisheit wegen ihrer Fassung als ungeeignet“, während die Realschulen, für die „lediglich der Gedankengehalt maßgebend“ ist, durch nichts gehindert werden, aus der Monotonie und Enge der Schulschriftsteller hinauszutreten, und eben deshalb die ehrenvolle Aufgabe übernehmen können, den Horizont der Gymnasien, gerade auf dem Gebiete der griechischen und römischen Literatur, zu erweitern. So großen Vorteil bietet es, wenn man, ungehemmt durch jenes pedantische Ringen um die Schwierigkeiten der Sprache, die Werke der beiden großen Nationen des Altertums in guten Übersetzungen liest.

Wer zu so glänzenden Versprechungen doch vielleicht ungläubig den Kopf schütteln sollte, dem wird Goethe als Autorität entgegengestellt, der einmal im Gespräch mit einem jungen englischen Offizier gesagt hat: „Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art „zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und „die große Fügsamkeit unserer Sprache macht dann die deutschen Über„setzungen durchaus treu und vollkommen. Und dann ist es wohl nicht „zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Übersetzung sehr „weit kommt.“ — In der Tat, so steht es gedruckt, so hat es Eckermann zum 10. Januar 1825 notiert. Nur soll man bei allen Goetheschen Gedanken, die auf diesem Wege überliefert sind, doch erst prüfen, ob dasjenige Element in ihnen, das sie dem einzelnen sympathisch und im Zusammenhang einer bestimmten Erörterung verwertbar macht, wirklich auf den großen Mann selber zurückgeht, oder etwa durch den aufzeichnenden Famulus hereingekommen ist. „Wohl nicht zu leugnen, im allgemeinen sehr weit“: das klingt nicht gerade nach einem kraftvollen Geiste. Dabei ist es ja nicht falsch. Ins Weite und Breite kommt man auf diese Weise wirklich, nur nicht ins Tiefe: das wußte niemand besser als Goethe. Der Genügsamkeit, die Eckermann den Gealterten in höflicher Unterhaltung aussprechen läßt, steht die stolze Forderung gegenüber, die er selbst einst niedergeschrieben hatte: „Beim Übersetzen muß „man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man erst die „fremde Nation und die fremde Sprache gewahr“ (Sprüche in Prosa 614; Ausgabe der Goethe-Gesellschaft 1056). Meisterhaft — wie sollte es anders sein ?— ist hier in kurzem Worte die tiefste Einsicht geborgen:

wer in heißem Bemühen, in selbständigem Ringen mit den Schwierigkeiten des Verstehens und Ausdrückens bis zu der Stelle gelangt ist, wo die Möglichkeit der Übertragung aufhört, nur der steht dem Erzeugnis einer fremden Sprache Aug' in Auge gegenüber und verspürt aus ihm den Hauch ihres Geistes.

„Übertreibung, Verstiegenheit!" wird jemand einwerfen. O nein! Es ist im Grunde, nur durch Goethe zur Klarheit erhoben, die stete Erfahrung des Lehrers, der mit Primanern Homer, Sophokles, Tacitus liest. Das muß man freilich getan haben, um in diesen Dingen mit urteilen zu können. Matthias empfiehlt für Horazens Sermonen die formgewandte, geistreiche Nachdichtung von Karl Bardt. Ich habe immer gern daraus vorgelesen, um ein Stück, das langsam und mühsam durchgenommen war, in schnellem Fluge noch einmal vorzuführen; zuletzt vor nicht langer Zeit[4]) aus der Ars poetica. Da stellte ich Wielands Übertragung und eine weniger bekannte, doch nicht schlechte in Hexametern zur Vergleichung daneben. Der Unterschied dieser drei, zu denen als vierte noch die von uns gemeinsam erarbeitete schlichte Verdeutschung trat, zeigte anschaulich, wie unerreichbar doch immer das Original bleibt, voller zugleich und knapper auch als die geschickteste Übersetzung. Bei Platon macht sich, ganz abgesehen von eigentlichen Wortspielen, überall, wo nicht oberflächlich und verständnislos gelesen wird, aufs Deutlichste fühlbar, wie viel Wesentliches von dem, was er gemeint hat, im Gebiete des Unübersetzlichen liegt. Den jungen Lesern ist es wie eine Offenbarung, wie ein Ausblick der sich öffnet in ein fernes, großes Reich von Gedanken. Steht es mit der Bibel anders? Bewundernd und dankbar genießen wir stets aufs neue Luthers Werk; und doch bietet es uns das, was Jesus gesagt hat, gleichsam aus dritter Hand. Schon der griechische Text ist hier eine Übertragung; wer mit ihm vertraut wird, rückt dem Ursprung doch ein gutes Stück näher. An den beiden Realgymnasien, deren Leitung mir zeitweise anvertraut war, haben wir versucht, dadurch daß im Unterrichte die Stage'sche Übersetzung (aus Reclams Verlag) benutzt wurde, einen kleinen Ersatz für die Lektüre des Urtextes zu schaffen. Evangelische Christen sollen zur Quelle ihrer Religion geführt werden, sollen unterscheiden lernen zwischen dem eigentlichen Gedanken und dem, was Luthers sprachschöpferische Kraft daraus gemacht hat. — Der große Brite, dessen Werke Matthias neben der Bibel anführt, um

---

[4]) [Im Sommer 1907 in der Prima des Kgl. Schiller-Gymnasiums in Münster.]

die Vollwertigkeit der Übersetzungen zu beweisen, ist allerdings auf diesem Wege ein deutscher Klassiker geworden. Und doch ist es ein reicher Gewinn, ihn englisch lesen zu können; wer nur ein einziges Stück so bewältigt hat, fühlt auch in allen übrigen lebendiger und näher den Geist des Dichters.

Shakespeare ist der Homer des Realprimaners. Allgemein gesprochen: mit den starken Denkern und Dichtern des englischen und des französischen Volkes soll dieser ringen, um an ihnen zu wachsen. Montaigne und Rousseau, Carlyle und John Stuart Mill sind unverächtliche Führer; auch wer ihnen folgt, gelangt zu mächtigen Quellpunkten geistigen Lebens.[5]) Und wenn er da aus der Fülle schöpft, so gewinnt er mehr als durch flüchtige Berührung mit den Geistern der Antike. Matthias urteilt anders; er empfiehlt ja für Realanstalten die Lektüre der Griechen und Römer, in Übersetzungen, und fügt begründend hinzu: „Auch derjenige, der nicht an der Quelle genießen kann, vermag gleich- „wohl an den tausend und abertausend Blumen sich zu freuen und zu „stärken, die am weiteren Laufe des Flusses sprießen." Wer möchte dies bestreiten? Den Duft mannigfaltiger Blüten einzuatmen schafft heiteren Genuß; Erziehung zum Denken ist etwas anderes, Ernsteres. Oder wohnt den Werken der Alten die magische Kraft inne, auch den, der nur von außen mit ihnen in Berührung kommt — wie man eben an einer Blume riecht —, in eine höhere Sphäre emporzuheben, während den größten und edelsten Schöpfungen modernen Geistes ein für allemal ein Stempel der Minderwertigkeit aufgedrückt ist? Dürfen wir den Vers von der Verschiedenheit der Teilnehmer am bakchischen Zuge kurzweg so anwenden, daß die, welche vom klassischen Altertum zu reden wissen, auf der einen Seite, die „Barbaren" auf der anderen stehen?

Besinnen wir uns nur! Diese Denkweise hat lange Zeit geherrscht. Und, merkwürdig genug, sie verträgt sich nur zu gut mit einer entschiedenen Abneigung gegen den wirklichen Inhalt gymnasialer Jugendbildung. Von diesem Inhalt will man nichts wissen; aber der äußere Schein, die historische Patina, wie man wohl gesagt hat, der Hauch von Vornehmheit, den die Begriffe „klassisch" und „Altertum" ausströmen: die stehen immer noch hoch im Preise. Dafür würden sich berühmte

[5]) Den Stoff hierfür bereit zu stellen hat Prof. Ruska unternommen in seiner vortrefflichen Sammlung: „Englische und französische Schriftsteller aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft", im Verlage von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Beispiele anführen lassen. Eben dies ist die Gesinnung, der mit entschlossener Wendung im Jahr 1900 die preußische Schulpolitik den Krieg erklärte. Trotzdem ist sie nicht ausgestorben. Der Aufsatz von Geh. Oberregierungsrat Matthias ist vollends geeignet, sie aufs neue zu beleben.

In ähnlichem Sinne, wie er, hatte vor einigen Jahren Prov.-Schulrat Lambeck Ratschläge gegeben, die nichts anderes bedeuteten als: dem Gymnasium dadurch den Wind aus den Segeln zu nehmen, daß man das, worauf seine Vornehmheit zu beruhen schien, in bequemerer und leichterer Form den Schülern der Realanstalten zugute kommen ließe.[6]) Zu diesem Zwecke sind dann mehrere Sammlungen übersetzter Stücke erschienen, an sich nützliche Bücher, die man zu gelegentlicher Lektüre gern empfehlen wird, aber durchaus nicht geeignet, um aus ihnen als Grundlage einen wesentlichen Zweig der Realschulbildung zu entwickeln. Dies hat Max Nath, Direktor eines Realgymnasiums, in maßvoller und doch unzweideutiger Kritik öffentlich ausgesprochen.[7]) Und es fehlt ihm sicher nicht an Gesinnungsgenossen. Gerade die innerlich überzeugten Freunde des realistischen Bildungswesens müssen ja viel zu stolz sein, um dessen Anspruch auf Vollgültigkeit mit erborgtem Glanze zu begründen, während sie vollkommen in der Lage sind, aus eigenem Boden mit selbständiger Kraft edles Metall zutage zu fördern und nutzbar zu machen. In welcher Weise die neueren Sprachen dazu mitwirken können, wurde schon angedeutet; Nath betont mehr den Anteil von Mathematik und Naturforschung, und gibt in wenigen Zügen ein ansprechendes Bild einer durch diese Wissenschaften bestimmten Geistesbildung. Die Überzeugung, die er ausspricht, hilft er selbst befestigen: „daß idealer Sinn an jedem Unterricht erwachsen kann."

In diese beiden großen Beziehungen hinein wird ja ein jeder von uns geboren: zur Menschheit, deren Glied er selbst ist, und zur Natur, die uns alle umfängt und uns auch da in ihrem Bann hält, wo sie unserm Willen dienstbar gemacht wird. Dieser doppelten Beziehung entsprechen heute zwei ungeheure Gebiete des Wissens. In einem ausgeklügelten Lehrsystem, das auf dem Papier steht, mag man aus beiden das Wichtigste

[6]) Lambeck, „Wie können die Realgymnasien und Oberrealschulen auch ohne Berücksichtigung der alten Sprachen für die Erziehung des geschichtlichen Denkens wirksam sein?" Monatschrift für höhere Schulen, I (1902) S. 609—620.

[7]) Nath, „Einführung in das antike Geistesleben an den realistischen Lehranstalten." Neue Jahrbücher XX, (1907) S. 455—464.

vom Wichtigen zusammendrängen; aber das ist dann keine lebendige Einheit, wie sie ein wirklicher Mensch mit seinem Denken umfaßt. Trösten wir uns mit etwas Besserem: wo immer die Betrachtung einsetzt und in die Tiefe dringt, führt sie von selbst zur Erkenntnis der Zusammenhänge, die das Getrennte verbinden. „Die Natur", sagt Goethe, „hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht." Erforschung und Unterwerfung der Natur sind doch das Werk von Menschen; so braucht ein Unterricht, der von ihr ausgeht, die leuchtenden Bilder großer Männer nicht in der Ferne zu suchen. Das Anschauen einer Persönlichkeit, wie sie aus Helmholtz' Populären Aufsätzen, aus Werner Siemens' Selbstbiographie, aus irgendeiner schlichten Erzählung des Lebens von Alfred Krupp zur Jugend spricht, ist das beste Mittel, dafür zu sorgen, daß diese über der Natur den Menschen nicht vergesse. Und dann ist es doch immer der Lehrer, der das Neue vermittelt, auch er ein lebendiger Mensch und, wo einer Schule das Glück wohl will, kein bloßer Mitläufer, sondern selbst ein Förderer der Wissenschaft, für das, was ihn erfüllt, auch persönliche Anteilnahme weckend. Hermann Müller in Lippstadt, der viel Gescholtene, muß ein solcher Lehrer gewesen sein; das hat mancher seiner alten Schüler im stillen bezeugt, wenn er auf einer Alpenwanderung in Tirol das Grab des zu früh Verstorbenen aufsuchte.

Eins aber ist unerläßlich, damit Wirkungen, wie sie hier gemeint sind, zustande kommen: Zeit, Ruhe, Gründlichkeit. Das wollen viele gerade unter den heutigen Wortführern des realistischen Unterrichts nicht erkennen. Anstatt neue Zweige da zu entwickeln, wo sie aus natürlicher Wurzel hervorgehen und freieren Raum haben sich auszuwachsen, trachten sie doch wieder danach, alle Früchte auf denselben Stamm zu pfropfen. Die Naturwissenschaften haben an den Realanstalten eine große Aufgabe; da mag dann auch biologische Betrachtung aus dem Vollen gezeigt und geübt werden. Das Gymnasium muß, wenn es den eigenen Pflichten treu bleiben soll, auf eine Vermehrung seiner Lehrfächer verzichten und sich begnügen, in Geschichte und Kulturgeschichte der Alten, in Literatur und Sprache den der Biologie entnommenen Entwicklungsbegriff zur Anschauung zu bringen. Ist es eine zu kühne Hoffnung, daß ein auf diese Weise erwecktes Interesse von empfänglichen Schülern durch private Lektüre weiter verfolgt werden wird? Oder will man durch Allseitigkeit des Unterrichts das private Studium entbehrlich machen? Das würde heißen: es einschläfern. Hungrig und

durstig nach Wissenschaft sollen unsere Schüler zur Hochschule gehen, nicht überladen mit vielerlei Kost. Ich habe kürzlich die Freude gehabt, an einer Oberrealschule — hoffentlich bald auch an einem Realgymnasium — zur Ausarbeitung des Lehrplans für allgemeine Geographie in den drei oberen Klassen mitzuwirken. Für dreimal 40 Stunden ein überreicher Inhalt; eine Fülle interessanter Disziplinen muß berührt werden: und doch mag es gelingen, von der Bedeutung und dem Zusammenhang ihrer Probleme eine Vorstellung zu geben. Was hat fachmännischer Übereifer dem Gymnasium statt dessen bescheren können? Eine Reihe von „erdkundlichen Wiederholungen". Daß ein Gymnasialprimaner, weil sein Stundenplan keine Geographie enthält, aus eigenem Eifer Ratzel und Kirchhoff liest, läßt sich sehr wohl denken; daß er durch Neueinprägung der in Tertia erworbenen Kenntnisse zu ähnlichen Studien angeregt werden könnte, glaubt das irgend jemand? Überhaupt kommt es doch im Unterricht der höheren Klassen nicht so sehr darauf an, Kenntnisse mitzuteilen, als Betrachtungsweisen zu lehren. In dieser letzten, schönen und würdigen Aufgabe sollten die verschiedenen Schularten miteinander wetteifern.

Tüchtige Menschen zu erziehen, mit klarem Blick und selbständigem Urteil, ist das gemeinsame Ziel. Die Verschiedenheit des Ausgangspunktes bringt es mit sich, daß eine realistische Lehranstalt mehr bemüht sein muß, durch theoretische Vertiefung, das Gymnasium mehr, durch praktische Belebung des ihm eigenen Stoffes über sich selbst hinauszugehen. Möge jede Schule auf dem ihr gegebenen Wege rüstig vorwärts schreiten. Getrennt marschieren und — dereinst im Leben — vereint schlagen: wenn doch dieser durch Taten bewährte Grundsatz preußischer Feldherrnkunst endlich im Schulwesen mit Entschiedenheit befolgt würde! Statt dessen sucht man immer wieder alle auf derselben Straße und an denselben Tränkplätzen zusammenzubringen. Und an Häufung der Menschen fehlt es doch ohnedem nicht. Wie auf der eleusinischen Straße die Feiernden in dichten Scharen dem Festorte zu sich bewegten, so drängt sich die Menge, und wird sich immer mehr drängen, zu den Toren unserer höheren Schulen. Das kann und will niemand hindern. Aber es soll gelingen, Gliederung in die Massen zu bringen, zu sondern, was innerlich verschieden ist. Nicht durch äußeren Zwang; vollends nicht durch Abschließung der Begabteren in bevorzugten Anstalten. Dieser Gedanke, kürzlich hervorgetreten, ist aus inneren wie äußeren Gründen unannehmbar; gerade der Anblick der Starken, die vorauseilen, ist für

die Schwächeren der beste Sporn.[8]) Aber der Spielraum darf nicht fehlen, damit sie sich scheiden; wie nach der Art der Begabung, so nach dem Grade. Beides hängt hier aufs engste zusammen. Denn wenn allen im wesentlichen derselbe dünne Auszug aus denselben Wissenschaften geboten wird — und etwas anderes kann die Einheitsschule, der man uns wieder zuführen will, nicht bieten —, so bleibt nirgends Gelegenheit zu voller Vertiefung, nirgends ein Anlaß zur Betätigung ungewöhnlicher Kräfte. Dies ist nicht bloß eine Sorge der Zukunft. Seit 1891 ist bei Gestaltung der Lehrpläne die Rücksicht auf die Schwachen, die das Ziel der Schule doch nicht erreichen, gar zu sehr bestimmend gewesen. Und so werden jetzt manchem fähigen und frischen Jungen die schönen Primanerjahre verkümmert, weil man zwar nichts von ihm fordert, ihm aber auch nichts gibt. Wahrlich, es ist Zeit einzulenken, und auf dem Wege, der abwärts führt, nicht weiterzuschreiten.

Bakchen werden immer wenige sein im Vergleich zu den vielen, die den Thyrsos schwingen: das liegt in der menschlichen Natur und läßt sich nicht ändern. Aber wenn den Vielen überall der Trieb innewohnt, sich behaglich und laut ihrer Überlegenheit zu freuen, so ist dies etwas, dem entgegengearbeitet werden kann. Die Schranken sind geöffnet; wer will, mag im Lauf seine Kräfte versuchen. Das Ziel aber muß überall so gesteckt sein, daß es auch die Starken herausfordert all ihr Können aufzubieten. So war es wohl einst; aber ist es noch heute so? Hoffen wir denn, daß in unserem höheren Schulwesen die Gesinnung erhalten bleibe und, wo es not tut, wieder lebendig werde, die auch andre Werte als die des Marktes zu schätzen versteht, die, ob es nun gilt Einrichtungen zu schaffen oder sie anzuwenden, vor allem an künftige Führer der Nation denkt und für ein verantwortungsvolles Tun nicht die Forderungen der Menge, nicht den Beifall der Menge maßgebend sein läßt.

Münster i. W., Neujahr 1908.

---

[8]) [Hauptvertreter des Gedankens der Sonderschulen für Begabtere ist Joseph Petzoldt, der ihn in mehreren Aufsätzen der Neuen Jahrbücher für Pädagogik (1904. 1911) entwickelt, gegen Einwendungen verteidigt und zuletzt wieder von einer neuen Seite zu begründen versucht hat. Vgl. dazu meinen Beitrag: „Keine ‚Sonderschulen für hervorragend Befähigte'!" Neue Jahrbücher XXX (1912) S. 21—29.]

XXII.
Viermal zehn Gebote für Schüler, Lehrer, Direktoren, Oberschulbehörden.

[Neue Jahrbücher für Pädagogik XXIV (1909) S. 337ff.]

Der Verfasser bittet den zuversichtlichen, stellenweise kecken Ton zu entschuldigen, in dem die nachstehenden Aufzeichnungen gehalten sind. Er ergab sich aus der vorgeschriebenen Form der Zehn Gebote, die für vorsichtige Einschränkungen wie für Wendungen der Höflichkeit keinen Raum ließ. Dafür gab sie wirksame Anregung, das, worauf es dem improvisierten Gesetzgeber anzukommen schien, knapp und deutlich zu sagen.[1])

I. Zehn Gebote für Schüler.

1. Was du zu Hause, vor Vater und Mutter, nicht tun und sagen würdest, halte auch in der Schule nicht für anständig.

---

[1]) Ein Jahr ehe ich auf meinen [späteren] Posten, als Provinzialschulrat in Westfalen, berufen wurde, hatte am 16. Juni 1904 in Düsseldorf, wo ich Direktor des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums war, der verstorbene Ministerialdirektor Althoff ein längeres Gespräch mit mir, das zu dem Auftrage führte, Forderungen und Wünsche, die für das innere und äußere Leben der höheren Schulen meiner Ansicht nach erfüllt werden müßten, in knapper Form zu Papier zu bringen, in ‚Zehngeboten', denen jedoch eine Erläuterung beigefügt werden dürfe. Es traf sich, daß für meine eigenen Primaner eine gerade so bezeichnete Auswahl von Regeln, die aus unserem Zusammenleben erwachsen waren, schon seit Jahren vorlag (inzwischen sind sie auch öffentlich mitgeteilt in der Schrift „Zur freieren Gestaltung des Unterrichtes", 1906, S. 45). Diese durch Streichung und Ergänzung so umzugestalten, daß sie sich allgemein auf Schüler bezogen, war nicht allzu schwer. Dagegen wurde es mir bei kurzer Überlegung klar, daß es unmöglich sei, alles, was sonst zu sagen war, in denselben Rahmen zu fassen. So entstanden drei weitere Gruppen, die, weil die Gegenstände mich oft beschäftigt hatten, schnell niedergeschrieben und eine Woche nach jenem Gespräch abgeschickt werden konnten. Dieser vierfache Dekalog mit dem kurzen Vorwort und mit den Erläuterungen ist hier wörtlich so, wie Althoff das Ganze damals zu lesen bekam, abgedruckt; nur an zwei oder drei Stellen sind kleine Flüchtigkeiten des Ausdruckes verbessert worden. [Der Überschrift waren in den Neuen Jahrbüchern die Worte hinzugefügt: „Auch eine Althoff-Erinnerung".]

2. Du darfst nicht dasitzen und denken: „Soll mich doch wundern, was er mir beibringen wird“.
3. Du sollst nicht meinen, du habest guten Willen bewiesen, wenn du sagst: „Ich möchte gern“.
4. Du sollst nicht raten; das ist nicht viel besser als lügen.
5. Du brauchst dich nicht zu schämen, wenn du etwas nicht verstanden hast; nur wenn du es nicht merkst und nicht sagst, bist du zu tadeln.
6. Du sollst dich nicht fürchten etwas Falsches zu sagen. Wer irre geht und sich dann zurechtfindet, lernt am besten die Gegend kennen.
7. Du sollst dich wundern. Davon geht aller Fortschritt in der Erkenntnis aus.
8. Du sollst Verbindungslinien ziehen. Eben das haben Archimedes und Kolumbus getan.
9. Während des Lesens sollst du dir einbilden, du wärest selber dabeigewesen.
10. Du sollst aus den Teilen das Ganze, aus dem Ganzen die Teile verstehen.

Daß in der Schule im großen wie im kleinen, in der Behandlung von Stuben und Geräten wie in bezug auf Ehrbarkeit und Aufrichtigkeit, eine andere Moral gelte als zu Hause, ist den Jungen eine fast natürliche Anschauung; diese zu bekämpfen kann der Lehrer viel helfen, indem er ihnen in Haltung und Rede menschlich nahe tritt. Manchen Predigern muß man nachsagen: „sie reden immer nur die Sprache des Landes Kanaan“. Das Entsprechende gibt es bei uns, und es ist hier ebenso tödlich. — Nr. 2—5 wenden sich gegen die verschiedenen Grade von Schlaffheit und Gleichgültigkeit. Auch Eifrige überlegen wohl bei einer Frage: „Was für eine Antwort meint er?“ Vielmehr sollen sie den Inhalt der Frage auffassen und danach selber die Antwort bilden. An der Unsitte sind aber manchmal die Lehrer selbst schuld, indem sie mit engem Blick auf eine bestimmte Antwort lossteuern und es nicht verstehen, eine halbrichtige oder bei ungeschickter Form inhaltlich brauchbare auf den rechten Weg zu lenken. Wenn der Gefragte schweigt, heißt es wohl gar einmal: „Nun, das kannst du doch schon raten“. Wer rät, hofft zu täuschen. Etwas ganz anderes ist es, aus Merkmalen durch bedächtiges Folgern eine vernünftige Vermutung ableiten.

Die zweite Hälfte gilt mehr den älteren Schülern. Nr. 6 will Mut machen, mit dem Denken zuzugreifen. 7 gründet sich auf Platons Ausspruch, den der Primaner im Wortlaut festhalten soll: Μάλα φιλοσόφου

τοῦτο τὸ πάθος, τὸ θαυμάζειν· οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἢ αὕτη. Der Lehrer mag bei geeigneter Gelegenheit zur Verwunderung anregen: „Hat hier niemand etwas zu fragen?" Auch für 8 kann durch Übung viel geschehen, indem die Schüler bei einer neuen Beobachtung oder Erfahrung aufgefordert werden, nachzudenken, ob ihnen nicht etwas einfällt, was Beziehung dazu hat. — Nr. 9 und 10 handeln von der Art zu lesen, nicht nur in fremder Sprache Geschriebenes, sondern auch Deutsches. 10 geht auf das Grundverfahren alles philologischen Denkens: aus den einzelnen Worten, Satzteilen, Sätzen die Gesamtvorstellung aufzubauen, dann aber von ihr aus zu entscheiden, was die einzelnen Glieder in diesem Zusammenhange bedeuten. Ein im Grunde irrationales Geschäft, das eben deshalb so geeignet ist, den Verstand, der im Leben viel Irrationales erfassen muß, auszubilden.[2])

II. Zehn Gebote für Lehrer.

1. Du sollst nicht sagen „das Schülermaterial".
2. Wenn die Jungen einmal ganz besonders dumm, faul oder ungezogen sind, so frage dich: „Wo steckt der Fehler, den ich gemacht habe?"
3. Rem tene, verba sequentur.
4. Du sollst bei den Schülern Anschauungen ohne Namen höher schätzen als Namen ohne Anschauungen, einen selbständigen Irrtum lieber hören als eine nachgesprochene Richtigkeit.
5. Alles verstehen, aber nicht alles verzeihen!
6. Medio tutissimus ibis: so darfst du beim Zensurenschreiben nicht denken.
7. Metuant, dum ne oderint!
8. Du sollst nicht vergessen, daß das eigentliche Innenleben der Klasse wie des einzelnen Schülers ein verborgenes ist; und doch müßte es gelingen, hierauf Einfluß zu gewinnen.
9. Du sollst von den Schülern nichts verlangen, was du nicht selber leistest.
10. Sei tadellos korrekt in allen amtlichen Beziehungen, aber freue dich, daß du noch etwas anderes bist, als Beamter.

Ein großer Teil aller menschlichen Verkehrtheit rührt daher, daß

---

[2]) [Vgl. hierzu das erste Stück dieser Sammlung, „Die Methode des Zirkelschlusses".]

man die Mittel als Zweck behandelt. Der Geizige, der Büchernarr sind Beispiele. So wird dem Lehrer, wenn er in seinem Berufe untergeht, die eigene Tätigkeit zur Hauptsache, die Klasse das Material zur Verwirklichung der Unterrichtszwecke. Auf den Ausdruck käme nicht viel an, wenn sich nicht eine lieblose und philiströse Auffassung darin verriete. Die Schüler, die lebendigen Menschen, die vor dir sitzen, geben allein den Zweck ab; alles andere, dich selbst einbegriffen, ist Mittel.

Nr. 3 könnte auch heißen, wie Lehrs in seinen Zehn Geboten für Philologen gesagt hat: „Du sollst den Namen Methode nicht unnützlich führen". Deren Kultus in den letzten zwanzig Jahren hat uns arg heruntergebracht. Aus wissenschaftlicher Durchdringung des Stoffes soll das Lehrverfahren hervorwachsen, nicht als ein fertiges auf den Stoff angewandt werden. Damit verträgt es sich sehr wohl, daß der Lehrer im voraus überlegt, wie er das, was er wissenschaftlich beherrscht, nun den Schülern an den Verstand bringen will. Im ganzen wird in den unteren Klassen das didaktische Element seiner Tätigkeit mehr hervortreten, in den mittleren das disziplinarische; in den oberen herrscht dann aber die Wissenschaft. — Daß Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vorträgt, gilt doch nur für den gereiften Menschen. In den Schülern ringt noch der werdende Gedanke nach Ausdruck; wenn dieser fehlt oder verfehlt wird, soll der Lehrer freundlich zu Hilfe kommen (4).

Nr. 5—7 wenden sich gegen Ängstlichkeit und Schwäche. 5 könnte auch so lauten: „Wenn du eine Ungehörigkeit milde beurteilst, denke nicht, daß du sie auch so behandeln dürfest; und wenn du sie äußerlich streng behandelst, laß dich nicht verleiten, auch bei dir selber so wichtig darüber zu denken". — Für Zensuren hat man fünf Prädikate; tatsächlich werden aber fast nur Nuancierungen des mittelsten gegeben. Hier ist die Scheu vor entschiedener Anerkennung ebenso stark und gewiß ebenso schädlich wie die vor entschiedenem Tadel. Wenn ein Junge alle schriftlichen Arbeiten genügend geliefert und im Mündlichen sich erfreulich betätigt hat, so gib ihm getrost „Gut". Die Summierung menschlicher Leistungen ist keine mathematische Aufgabe; da gilt wieder das Irrationale.

Wenn 7 vor bewußtem Werben um die Liebe der Schüler warnt, so möchte auch 8 nicht etwa dazu verführen. Und doch bleibt nach dieser Seite ein höchstes Ziel der Einwirkung. So viel wird ja ein energischer Lehrer unschwer erreichen, daß die mündlichen und schriftlichen Äuße-

rungen der Jungen sich in dem Vorstellungskreise bewegen, den die Schule vorschreibt; aber es geht ihnen nicht an die Seele, sie sind innerlich nicht gepackt und finden den Griff nicht, um die nachgesprochene theoretische Moral in die einzelnen Fälle der Praxis überzuführen. Geht es doch sehr vielen Erwachsenen ebenso; der Vergleich des Philosophen mit einem Wegweiser, der anderen die Richtung angibt ohne selbst dorthin gehen zu können, ist bekannt. Dafür nun, daß der Lehrer ein Wegweiser werde, der mitgeht, enthält das in 9 Geforderte die notwendigste Vorbedingung; aber dies ist noch nicht alles. Die Schüler müssen sehen und glauben, daß in dem Lehrer nicht nur Denken und Sprechen, sondern auch Denken und Tun übereinstimmen. Das erst steckt an, dem Gebenden wie dem Empfangenden unbewußt. Solche Erzieher sind freilich selten; es ist aber schon etwas wert, wenn jeder Knabe oder Jüngling einmal einen erlebt. Das kann auch der Mathematiker sein, nicht bloß der Religionslehrer, und der freisinnige Religionslehrer so gut wie der streng gläubige. Auf den Inhalt der Überzeugung kommt es viel weniger an als darauf, daß sie die Kraft hat, das Leben zu durchdringen.

Daß Wissenschaft treiben und lehren eine edlere Beschäftigung ist als Rechnungen prüfen, Formulare entwerfen, Gesetzesparagraphen anwenden, versteht sich für dich, der du Lehrer geworden bist, von selbst. Aber du darfst die geringe Schätzung der Formalitäten nicht dadurch äußern, daß du sie vernachlässigst. Je mehr das geschieht, desto fühlbarer wird, daß sie in einem großen Organismus, auch der Schule, eben doch unentbehrlich sind, desto einflußreicher werden deshalb diejenigen, deren Beruf es ist, das Getriebe der Verwaltung in Gang zu halten: Juristen und Subalternbeamte. Du solltest lieber zeigen, daß du das, was für andere den Hauptinhalt der täglichen Arbeit ausmacht, nebenbei auch noch leisten kannst. Du widersprichst dir übrigens selbst: nimmst es übel, wenn von dir amtliche Korrektheit gefordert wird, und verlangst dann doch als Beamter zu gelten und in amtlichen Ehren anderen gleichgestellt zu werden (10). Laß doch die öde Standesheberei; sei zu stolz, um den eigenen Wert nach fremdem Maßstab zu bestimmen. Im Staate werden die Vertreter von Macht und Recht, Soldaten und Juristen, immer die ersten Plätze einnehmen. Im Staate! Aber ist denn der Staat das Höchste der Menschheit? In seiner Rangordnung ist dir nur eine „vierte Klasse" zugänglich; als Gelehrter und Erzieher, als Mensch kannst du erster Klasse sein.

III. Zehn Gebote für Direktoren.

1. Du darfst nicht denken, es sei deine eigentliche Aufgabe, darüber zu wachen daß die Anordnungen der vorgesetzten Behörde ausgeführt werden.
2. Freue dich, wenn du der Vertraute deiner Lehrer sein kannst; aber hüte dich vor Vertraulichkeit.
3. Man muß die Menschen besser behandeln als sie es verdienen.
4. Fortiter in re, suaviter in modo! Wenn dir aber von den Göttern das Charisma der Grobheit verliehen ist, so mache auch davon verständigen Gebrauch.
5. Bei Verteilung der Aufgaben im Kollegium nimm auf persönliche Wünsche Rücksicht; aber laß bei dir und anderen keinen Zweifel, daß die sachliche Rücksicht immer vorangeht.
6. Immer anhören und ausreden lassen! Aber dann tun, was du für recht hältst.
7. Neuerungen magst du lieber beschließen lassen als anordnen. Die Verantwortung liegt immer bei dir.
8. Bei Versetzungen hüte dich vor jener Milde, die in ihren Folgen zur Grausamkeit wird.
9. Laß deinen Schuldiener nicht Herr über dich werden.
10. Directorem pedanticum esse minime decet, simulare non dedecet.

„Ich werde mich hüten, Direktor zu werden; weiter nichts zu sein als ein Puffer zwischen Schülern und Lehrern und Eltern, Patronat und Aufsichtsbehörde." So sagte einmal ein älterer Professor. Er hatte doch nicht ganz recht. Das Bild paßt; ist aber ein solcher Puffer recht elastisch und vernunftbegabt, so kann er durch Auffangen, Abschwächen, Ablenken, Weitergeben der Stöße, die ihn treffen, manches Gute wirken. So z. B. wenn es gilt, Beschwerden zu erledigen von Schülern über Lehrer, oder von Eltern über Lehrer, oder von Kollegen gegeneinander. Das ist keine angenehme, doch eine lohnende Aufgabe. Viel ist schon getan, wenn du jeden ruhig anhörst und zu verstehen suchst; das gibt ihm eine Genugtuung und macht ihn für die Entscheidung, die dir zuletzt freilich nicht erspart bleibt, empfänglicher. Nur anonyme Beschwerden oder solche, bei denen der Klagende beansprucht ungenannt zu bleiben, sollst du abweisen. In dieser Beziehung Eltern und Lehrer an gegenseitiges Vertrauen zu gewöhnen, ist nicht leicht, wird aber allmählich gelingen.

Überhaupt: nur mit loyalen Mitteln wirken! In der Politik, auch der parlamentarischen, mag es anders sein; Wissenschaft aber und Erziehung sind Gebiete sittlicher Art, in denen kein unreines Motiv gelten darf. Für den unmittelbaren Erfolg mag es ja manchmal vorteilhaft sein, wenn du dich an die Schwächen des anderen statt an seine guten Seiten hältst; auf die Dauer aber ist der Schade doch größer als der Gewinn. An diesen Grundsätzen halte auch da fest, wo du selbst in unschöner Weise angegriffen werden solltest; du bist der Höhere und hast den Ton zu bestimmen. Nur wenn du die Fähigkeit hast grob zu sein, naiv grob, herzerfrischend, so darfst du es gelegentlich einmal werden. Ist dir aber diese Gabe versagt, so suche sie nicht zu erzwingen; jeder kann nur innerhalb seiner Natur wirken.

Nr. 5—7 sind Anwendungen des Gedankens, daß der Direktor nicht gut tut, das Verhältnis des Vorgesetzten hervorzukehren; der eigentliche Segen des Lehrens und Erziehens ruht auf dem, was selbständige Männer in freier Betätigung eines inneren Berufes schaffen. Im Hintergrunde mag jenes Verhältnis wirken: wer die Verantwortung hat, muß, wenn es darauf ankommt, die Entscheidung treffen können. Das gilt auch bei den Versetzungen (8). Daß dabei der Direktor immer und notwendig die mildere Ansicht vertrete, ist ein in Lehrerkreisen verbreiteter Irrtum. Er weiß doch so gut wie andere, daß ein laxes Verfahren sich im nächsten Jahre am einzelnen wie an der ganzen Klasse rächt. Und er hat mehr als die anderen Ursache, die Funktion der Schule in Staat und Gesellschaft ins Auge zu fassen: wie es ihre Pflicht ist, soviel an ihr liegt zu verhüten, daß unbegabte Söhne wohlhabender Familien zum Studium und auf den Weg zu führenden Stellungen kommen.

Was für den Direktor notwendiger sei, Verwaltungstalent oder wissenschaftliche Bedeutung, ist eine ernste Frage, die nur auf Grund reicher Beobachtung entschieden werden könnte. Fast möchte ich das zuerst Genannte für wichtiger halten, so ungern ich das ausspreche. Je größer die Anstalt ist, desto mehr bedarf es an ihrer Spitze nicht des feinsinnigen Gelehrten, sondern des kraftvollen Regenten. Sollte da der französische Brauch, der Verwaltung und wissenschaftliche Leitung trennt, vielleicht doch sein Gutes haben? Daß unsere Einrichtungen nicht vollkommen sind, zeigt sich am deutlichsten in der halb komischen, halb traurigen Wichtigkeit, die an manchen Orten der Pedell zu gewinnen weiß (9). „Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr, und wenn er

mein Diener wäre", sagt Goethe. Der Direktor braucht nur ein wenig unpraktisch, ein wenig bequem zu sein, so hat der Schuldiener, der immer zur Stelle, immer gefällig ist, immer Rat weiß, den Punkt, an dem er einsetzt, um seine Herrschaft zu gründen. — Also soll der Direktor ein Pedant sein? Εὐφήμει! Aber er soll so handeln können, als ob er es wäre (10). Und das übrigens nicht bloß in bezug auf die Hausordnung.

IV. Zehn Gebote für Oberschulbehörden.

1. Πρῶτον τὸ μὴ βλάπτειν.
2. Men, not measures!
3. Allgemeine Lehrpläne für ein ganzes Land sind heute ein notwendiges Übel. Sorgt dafür, daß in ihrem Inhalt die Notwendigkeit erkennbar sei, und sucht das Übel so weit es angeht zu mildern.
4. Bedenkt, daß ihr den Lehrern nicht bloß zur Aufsicht, sondern auch zum Schutze gesetzt seid.
5. Ihr sollt euch nicht fürchten: nicht vor Publikum, Presse, Abgeordneten, doch auch nicht vor der Masse derer, die euch unterstellt sind.
6. Ihr sollt diejenigen nicht schlecht behandeln, die berufen sind eure Autorität zu vertreten.
7. Ihr sollt nicht nur Lehrer zu Verwaltungsbeamten, sondern auch wieder Verwaltungsbeamte zu Lehrern berufen.
8. Ihr sollt nicht der Gottheit opfern, von der die Alten gesagt haben: Πασῶν θεῶν δυνατωτάτη ἡ Κοννεξιών.
9. Ihr sollt unbequeme Tüchtigkeit höher schätzen als gefügige Mittelmäßigkeit.
10. Ihr sollt das Recht in Anspruch nehmen, Menschen, Aufgaben, Leistungen unterscheidend zu bewerten.

Wenn schon das wirtschaftliche Leben ein zartes und eigenwilliges Ding ist, leichter zu stören als zu leiten, so erst recht das geistige. Versuche direkten Eingreifens bringen oft eine ganz andere Wirkung hervor, als beabsichtigt war. Deshalb ist der alte medizinische Grundsatz — Primum non nocere — an die Spitze gestellt. In den Persönlichkeiten liegt beim Lehrberuf alles; diese herauszufinden und zu voller, freier, freudiger Tätigkeit zu bringen ist die eigentliche Aufgabe. Im Prinzip wird das ja auch anerkannt; kommt aber einmal ein Vorschlag, etwas Neues zu versuchen, irgendwo von der Norm der Lehrpläne zugunsten

eines eigenartigen didaktischen Gedankens abzuweichen, so wird doch in erster Linie die Unbequemlichkeit empfunden, die daraus der Verwaltung erwächst. Auch macht sich die Sorge vor der öffentlichen Kritik, gerade vor der unverständigen, gar zu leicht geltend.

Vor dieser und anderen Rücksichten warnt Nr. 5. Der Satz berührt aber auch den bedenklichen Einfluß, den die Scheu vor den lauten Kundgebungen der Lehrer selbst auf die Entschlüsse der Verwaltung geübt hat. Gewiß gab es vor 1892 viele Härten in bezug auf Gehalt und Beförderung; tüchtige Männer waren durch Unachtsamkeit, infolge zufälliger Umstände zurückgeblieben. In anderen Fällen war jedoch das Zurückbleiben kein Zufall, sondern die Folge geringerer Tüchtigkeit und unzureichenden Könnens. Es wäre das Richtige gewesen, vorhandene Härten zu beseitigen, für die Folgezeit eine regelmäßige Beförderung zu sichern und doch die Möglichkeit diskretionären Eingreifens zu behalten. Statt dessen wurde alles gleichgemacht: unfähige Lehrer, die mit gutem Grunde zurückgehalten worden waren, wurden in großen Sprüngen befördert, unbrauchbare Kandidaten, die man glücklich zu der Erkenntnis gebracht hatte, daß sie keine Aussicht auf Anstellung hätten, erhielten plötzlich ein verbrieftes Recht darauf, bildeten jahrelang einen Hauptteil des Ersatzes und hemmten so den jungen, tüchtigen Nachwuchs; solche Lehrer aber, die noch kurz vorher wegen mehr als gewöhnlicher Leistungen befördert worden waren, mußten es erleben, nun umgekehrt hinter ihre Kollegen zurückgeschoben zu sein. Der verstorbene Minister D. Bosse hat selbst einmal den Ausdruck gebraucht, man dürfe nicht eine Prämie auf Mittelmäßigkeit und Bequemlichkeit setzen: hier war es und ist es geschehen. Man kann geradezu sagen: eine demokratische Anschauung ist seit 1892 zur Herrschaft gekommen, wonach es Unterschiede der Tüchtigkeit und des Verdienstes nicht gibt noch geben darf. Es berührt eigentümlich, in einem altmonarchischen Staate, dessen höchste Beamte jeden persönlichen Zusammenhang eines Untergebenen mit der gefürchteten Partei als schwere Schuld verdammen, doch in der von der Regierung selber eingeführten Organisation des Beamtentums das sozialistische Lohnprinzip verwirklicht zu sehen.[3]) „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte."

---

[3]) [Diese Andeutungen sind auch von Männern, die mir näher stehen, nicht ganz verstanden worden und werden wohl einmal näher ausgeführt werden müssen. Einstweilen findet man Anknüpfungen in einigen Stücken der Sammlung „Siebzehn

Ein sehr guter Gedanke ist es, neuerdings auch praktisch mehrfach angewandt, daß jüngere Lehrer als Hilfsarbeiter in die Verwaltung berufen werden (7). Nur müßten sie dann in der Regel zunächst wieder zur Lehrtätigkeit zurückkehren, nicht sogleich in der Verwaltung festgehalten werden. Geschieht dies, so geht der eigentliche Gewinn, daß zwischen Schulpraxis und Schulregiment ein Austausch von Anschauungen und damit eine bessere Verständigung herbeigeführt werden sollte, wieder verloren. Schulräte aber, die auf diesem abkürzenden Wege emporgekommen wären, würden zwar recht bequeme Organe für die Verwaltung sein, deren Intentionen sie genau kennten, würden aber, da sie der Praxis frühzeitig entzogen wären, im Laufe der Jahre wenig Fühlung mit ihr und wenig Einfluß haben und im wesentlichen nur eine formelle Kontrolle ausüben können. Wird dies beabsichtigt, um den einzelnen Anstalten größere Bewegungsfreiheit zu verschaffen, so ist das Verfahren konsequent gedacht. Doch bedarf es einer Verminderung des Einflusses der Provinzialschulräte vielleicht gar nicht mehr; er ist schon jetzt, infolge der allgemeinen Zentralisation, viel schwächer als vor zwanzig Jahren. Das Beste, was ein Schulrat heute wirken könnte, ist, daß er der erfahrene, freundschaftliche Berater der Direktoren seines Bereiches wäre. Dazu aber gehört wieder notwendig, daß er selber — nicht zu kurze Zeit und nicht bloß an einer kleinen Schule — Direktor gewesen ist.

Die Anstalten, die ein Schulrat in seinem Dezernat vereinigt, bilden, zumal in den größeren Provinzen, wo sie hier und da zerstreut liegen, bloß eine begriffliche Einheit. Dagegen jede einzelne Schule ist eine lebendige Einheit, die deshalb auch eines lebendigen Hauptes bedarf. Der Direktor hat die Autorität der Unterrichtsverwaltung gegen Schüler, Lehrer, Eltern, städtische Behörden zu vertreten; er kann dadurch, daß er nach all diesen Seiten in fortwährendem, unmittelbarem Verkehr steht, überaus segensreich wirken. Und daß er es tue, ist nicht nur eine schöne Zugabe, die entbehrt werden könnte, sondern ist notwendig. Deshalb sollte das Amt und die Stellung des Direktors wieder gestärkt, auch materiell besser ausgestattet werden (6). Bei den wiederholten Neuordnungen des Gehaltswesens sind die Direktoren schlecht

---

Jahre im Kampf um die Schulreform": 8. Ein Paragraph 8 für das höhere Schulfach? — 20. Die äußere und die innere Unabhängigkeit des höheren Lehrerstandes. — 23. Lehrerberuf und Beamtentum.]

gefahren, u. a. auch dadurch, daß in ihrer Besoldung der Unterschied zwischen großen und kleinen Schulen fast ganz verschwunden ist. Die Leitung einer Anstalt von 120 und die einer solchen von 720 Schülern sind so gut wie zwei verschiedene Aufgaben; wie die eine einen ganz anderen Aufwand von Zeit und Kraft erfordert, so sollte sie auch, wie dies früher war, in der Honorierung der Arbeit hervorgehoben werden.

Wenn ich mit diesem Wunsche zu der anscheinend überwiegenden Meinung des höheren Lehrerstandes in Gegensatz trete, so gilt dies noch mehr von dem damit zusammenhängenden, doch auch in sich allein begründeten, daß es wieder möglich werden muß, abweichend von den strengen Gesetzen der Anciennität einen Lehrer zu befördern. Unentbehrlich sind solche Ausnahmen besonders für kleine, ungünstig gelegene Schulen, an denen es gegenwärtig immer weniger gelingt, tüchtige Kräfte in das Kollegium zu bekommen; denn den Tüchtigen, den man dort brauchen könnte, mag man doch nicht — wie zur Strafe — von einem Platz, wo er lieber ist, wegnehmen. Und wie viel kann ein einziger Hecht im Karpfenteiche Gutes stiften! Davon wollen aber die Lehrer nichts hören und malen sich ein Schreckbild von materieller und moralischer Abhängigkeit aus, die dann entstehen würde. Ich teile diese Besorgnis nicht, glaube vielmehr, daß es zur Zeit unserer Väter mehr selbständige Naturen und ausgeprägte Charaktere im höheren Lehrerstande gegeben hat als jetzt unter dem Schutze des Anciennitätsprinzipes. Etwas Wesentliches kann aber die Unterrichtsverwaltung selbst beitragen, um die Bedenken gegen größere Vollmacht, mit der sie ausgestattet werden soll, zu zerstreuen: wenn sie nicht nur prinzipiell, sondern auch durch die Tat außer Zweifel stellt, daß Beförderung nur nach Tüchtigkeit erfolgt, ohne Anteil persönlicher Gunst, ohne Rücksicht auch auf die politische Haltung eines Lehrers. Indem sie diesen Grundsatz (8. 9) aufs strengste durchführt, wird die Regierung mit innerem Recht und dann auch mit äußerem Erfolg die Macht wieder in Anspruch nehmen können (10), die sie vor zwölf Jahren freiwillig aus der Hand gegeben hat und deren sie zum Heile des ganzen Schulwesens bedarf. Die Aufgabe, hier zu helfen, ist zurzeit dringender als jede Verbesserung der Lehrpläne.

Düsseldorf. 22. Juni 1904.

Nachwort

— — und muß in Amt und Wissenschaft
wie immer protestieren.

Das Verhältnis zwischen Direktor und Lehrern wird zurzeit in der Fachpresse vielfach erörtert. Man verlangt in Preußen nach einer neuen Dienstordnung, die, an Stelle der bisherigen provinziellen Instruktionen, für die ganze Monarchie zu erlassen wäre und veränderten Zuständen, freier gewordenen Anschauungen Rechnung zu tragen hätte. Wie wird die Unterrichtsverwaltung sich dazu stellen? Soll uns, wie neuerdings in mehreren Fällen, ein fertiger Beschluß von der Zentralinstanz aus überraschen? oder wird man weiter zögern, weil man sich nicht entschließen mag, den Lehrern fester umgrenzte Rechte und ein größeres Maß eigener Verantwortung zu verleihen? Eben jetzt ist — durch Königlichen Erlaß vom 7. Juni — für den preußischen Staat eine Reform der gesamten inneren Verwaltung angeordnet worden; vielleicht bietet sie den Rahmen, in dem auch die Hoffnungen der Schule auf eine selbständigere Organisation ihres großen und wichtigen Arbeitsgebietes befriedigt werden sollen.

Zu lange fortgesetzte, allzu vorsichtige Zurückhaltung hat doch ihr Bedenkliches. In den Fortschritten, die in der Stellung des höheren Lehrerstandes bei uns bisher gemacht worden sind, hatte leider die Regierung auf die Initiative verzichtet, hatte sich von Konzession zu Konzession drängen lassen und war schließlich, diesem Drängen weichend, weiter getrieben worden, als die Volksvertretung selber mitzugehen für zulässig hielt. Möchte in bezug auf eine neue Instruktion für Direktoren und Oberlehrer dieses Verfahren sich nicht wiederholen, vielmehr der an sich berechtigte Wunsch nach klaren, dem Bedürfnis der Gegenwart angemessenen Bestimmungen in einem Zeitpunkte erfüllt werden, in dem die Regierung noch Herrin ihrer Entschlüsse und dadurch vor der Gefahr gesichert ist, unter äußerem Druck zugleich mit manchen altväterischen Vorschriften, die nach amtlicher oder gar außeramtlicher Bevormundung schmecken, auch solche Einrichtungen abzuschaffen, die für das gedeihliche Zusammenwirken des Organismus, den jede höhere Schule darstellt, unentbehrlich sind.

In der Tat, eine schwere Aufgabe, hier die rechte Mischung zu treffen. Höchst willkommen alles, was dazu dienen kann, in den Mitgliedern eines Kollegiums das Bewußtsein zu stärken, daß die Sache der Anstalt,

an der sie arbeiten, zugleich ihre Sache ist. Aber verhängnisvoll wäre es, wenn, um dies zu erreichen, die Stellung des Direktors herabgedrückt würde. Zur Zeit der alten Gelehrtenschulen mit ihrem einfacheren Lehrplan mochte es angehen, daß der Rektor ohne stärkeres Eingreifen die für gemeinsame Tätigkeit notwendigen Veranstaltungen traf. Die immer komplizierter gewordenen Systeme, in denen heute auf Grund mühsamer Berechnung Lehrfächer und Unterrichtsstufen aneinandergepaßt sind, verlangen in erhöhtem Grade die ordnende, bald anspornende bald mäßigende, überall ausgleichende Wirksamkeit eines selbständigen, seiner Verantwortung bewußten Leiters.

Weshalb gerade in diesem Augenblick die vorstehende kleine Arbeit — „Strafarbeiten" nannte man dergleichen wohl scherzhaft in dem Kreise um Althoff — der Öffentlichkeit übergeben wird, bedarf keiner weiteren Erklärung. Manches, was darin gesagt ist, würde ich heute anders sagen, dies und jenes auch etwas anders ansehen. Der Begriff des Schulaufsichtsbeamten ist mir, seit ich selbst seine Pflichten zu erfüllen habe, inhaltvoller geworden; der Gedanke, daß sich auch unter gegenwärtigen Verhältnissen von solcher Stelle aus Nützliches wirken lasse, hat an Kraft und Glauben gewonnen. Aber die Grundanschauung, die ich damals dem nun verstorbenen machtvollen Gestalter unseres höheren Unterrichtswesens vortragen durfte, ist dieselbe geblieben. Und mit dieser Grundanschauung die bestimmte Überzeugung, daß das Amt eines Direktors mehr innere Notwendigkeit besitzt als das des Schulrates, wie es denn auch mit einer viel größeren Last ununterbrochener Arbeit, unmittelbarer und persönlicher Verantwortung ausgestattet ist. Schwächt man diese Stelle, so müssen, da der Betrieb mit seinen Forderungen, Schwierigkeiten, Reibungen doch nach wie vor derselbe bleibt, die Anlässe zu vermittelndem oder entscheidendem Eingreifen der Aufsichtsbehörde immer zahlreicher werden, es wird mehr als bisher vom Bureau aus regiert werden; vollends so, wenn die Absicht, von der man sprechen hört, wirklich bestünde und nun auch ausgeführt würde, die höheren Lehranstalten für die Verwaltung nicht mehr nach Provinzen, sondern, unter entsprechender Vermehrung der Schulräte, nach Regierungsbezirken zusammenzufassen. Und noch eine andere üble, gerade für die Lehrer sehr empfindliche Folge müßte sich ergeben.

Eine Verminderung der Befugnisse des Anstaltsleiters würde diejenigen Direktoren am wenigsten treffen, vor deren allzu kraftvollem Wesen die Lehrer zu schützen doch die eigentliche Absicht wäre. Der

Nervenstarke, der Brutale setzt sich überall durch, auch wenn ihm keine im voraus festgestellte Autorität zu Hilfe kommt; deren bedarf der Zartfühlende, der Rücksichtsvolle. Und so wäre zu fürchten, daß eine Schwächung der amtlichen Autorität des Direktors diesen Posten für feinfühlige Naturen immer weniger begehrenswert, ihn mehr als jemals früher zu einer Domäne für Herrschsucht und Rücksichtslosigkeit machen würde. Die neue Besoldungsordnung strebt ja für das ganze Beamtentum dem — ob auch ungewollten, doch unausweichlichen — Ziele zu, daß bei Besetzung der Stellen von Vorstehern und Vorgesetzten die Auswahl auf den Kreis derer beschränkt werde, die kinderlos oder wohlhabend sind. „Plutokratischen Bureaukratismus" nennt es Graf Posadowsky in der Rede, die er jüngst auf dem evangelisch-sozialen Kongreß gehalten hat. Wenn jetzt für das höhere Lehramt Instruktionen erlassen werden, die dem Leiter einer Schule diejenige Macht, deren Anwendung täglich und stündlich der Dienst von ihm fordert, nicht von amtswegen zugestehen, sondern ganz und gar sich selber zu erwerben anheimgeben, so wird solche Stellung zwar den eitlen Streber, der sich des Platzes an der „Spitze" freut, auch ferner locken, der Kreis tüchtiger Männer aber, die geeignet und bereit sind eine so schwere Aufgabe zu übernehmen, wird enger und enger gezogen. Das Erwünschteste bleibt doch immer, daß vornehme Gesinnung und geistige Überlegenheit unwillkürlich Einfluß gewinnen und eine wenig hervortretende, doch um so sicherer wirkende, willig aufgenommene Herrschaft üben. Aber gerade solche Naturen, die dazu imstande wären, pflegen eher bescheiden als zuversichtlich von sich selber zu denken; sie würden in Zukunft noch mehr als schon jetzt sich besinnen, ob sie eine Berufstätigkeit, die ihnen tägliche, sichere Freude bringt, dabei zu edlem Lebensgenuß und wissenschaftlicher Arbeit Muße gewährt, aufgeben sollen um eines Versuches willen, der, wenn er mißrät, all ihr Glück zerstört, und wenn er gelingt, keinen anderen als inneren Lohn sie finden läßt auf dem Grunde des Bewußtseins, in erhöhtem Sinne dem ernsten Spruche gelebt zu haben: Aliis inserviendo consumor. —

Dem Mißbrauch ausgesetzt ist jede Einrichtung, die einen Gebrauch zuläßt. Deshalb erscheint es als ein gegenstandsloses Begehren, Pflichten und Rechte des Direktors so zu umschränken, daß er, aller diskretionären Gewalt beraubt, keinerlei Schaden stiften kann. Eben darin, daß er ein lebendiger Mensch ist, der eigenes Urteil und eigenen Willen hat, beruht der Segen, den er zu schaffen vermag. Jede Schule, noch einmal

sei es gesagt, ist ein Organismus, ein lebendes Wesen, und bedarf eines Hauptes. Daß dem sich die Glieder fügen sollen, mag von diesen, bei dem gesteigerten Selbstbewußtsein, mit dem die sichere Beherrschung seiner Klasse den Tüchtigen so leicht gefangen nimmt, hier und da als unbequem empfunden werden; aber es ist unvermeidlich. Und es ist sehr wohl vereinbar mit innerer Freiheit aller derer, die der Führung des einen sich anvertrauen. Ja, mehr als vereinbar. Denn gerade da, wo ein flotter, straffer Zug die äußeren Formen des Zusammenlebens bestimmt, wird das am klarsten hervortreten, was in freiheitlicher Gesinnung das Echte und Wesentliche ist. Vielleicht kann, auch abgesehen von den letzten Ausführungen, die hier veröffentlichte Ketzerschrift mit manchem, was sie enthält, dazu helfen, für einen scheinbar so paradoxen Satz wieder Glauben und Verständnis zu wecken.

Münster i. W. Juni 1909.

[Dem Nachwort ein zweites Nachwort hinzuzufügen fehlt weder der Stoff noch jetzt die Muße; doch würde das, was dabei zu sagen wäre, über den Rahmen dieser Sammlung hinausgehen. So unterlasse ich es auch, die Stellen hervorzuheben, an denen sich die äußeren Verhältnisse, auf die meine Erwägungen bezogen sind, geändert haben. — Die unterm 12. Dezember 1910 erlassene Dienstanweisung hat die Besorgnis, mit der ich ihr entgegensah, nicht ganz bestätigt, freilich auch nicht widerlegt.]

XXIII.
Die Schule und die Ausstellung.
Rede
zur Entlassung der Abiturienten, Düsseldorf 18. März 1903.

Meine lieben jungen Freunde! Das war ein Klang, der so recht zu Ihren heutigen Gedanken stimmte, was soeben aus frischen Kehlen gesungen worden ist, das Lied von dem stolzen Knaben, der von des Vaters Burg herabsteigt, in einer Schmiede im Walde sich selbst ein gutes Schwert zurechtschlägt und damit auf Abenteuer auszieht, die Riesen und Drachen zu töten in Wald und Feld. Auch Sie sind aus Knaben zu Jünglingen erwachsen, wollen jetzt wandern in alle Welt hinaus, voll Hoffnung und Mut Kämpfen entgegen, in denen Sie an Ihrem Teile dazu beitragen möchten, die Welt freier, glücklicher, besser zu machen. Hier in unserer Werkstatt hat sich jeder selbst die Waffe geschmiedet, die im Streit gegen Gewalt und Unrecht, für Freiheit und Männerwürde geschwungen werden soll. So würde ich gern sagen. Aber wo sind die Waffen? Kann man sie sehen und fassen, den Zweifelnden vorzeigen? Den Schmerz wird mir ja wohl keiner von Ihnen antun, im stillen an das Zeugnis zu denken, das ich Ihnen sogleich aushändigen werde, als wäre dies die Eisenstange, an der Sie jahrelang gehämmert haben, damit sie Ihnen in Zukunft den Weg durchs Leben bahne. Und doch scheint dieses Blatt Papier das einzige Greifbare zu sein, was Sie von hier mit fortnehmen.

Ist es wirklich so? War der äußere Erfolg das eigentliche Ziel Ihres Strebens? und liegt in ihm nun der alleinige Maßstab des Gelingens? Das sei die letzte Frage, die ich Ihnen vorlege, und die ich gleich versuchen will mit Ihnen zu beantworten, dabei an Erlebnisse und Eindrücke anknüpfend, die uns allen frisch im Gedächtnis sind.

Die reiche, glänzende, vielbewunderte Industrie- und Kunstausstellung, zu deren fleißigen Besuchern im vergangenen Sommer wohl auch die meisten von Ihnen gehört haben, konnte in einem Freunde der Schule den Gedanken anregen, ob nicht unsre unscheinbare Arbeit mehr

Interesse und größere Sympathie, als ihr in der Regel von Außenstehenden zuteil wird, erwecken würde, wenn es gelänge, auch ihre Resultate in gefälliger Form und geschickter Gruppierung dem Auge vorzuführen. Ganz fehlt es ja schon jetzt nicht an Ansätzen in dieser Richtung. Bei Gelegenheit eines Kongresses von Zeichenlehrern, der zu Pfingsten vorigen Jahres in diesem Saale tagte, war eine Auswahl von Schülerarbeiten ausgestellt, in der unsre Anstalt ehrenvoll vertreten war. Das alljährliche Schauturnen des Schüler-Turnvereins hat in diesem Winter zum fünfzehnten Male stattgefunden; auch musikalische Aufführungen, die von unsrer Jugend veranstaltet werden, beginnen sich einzubürgern. Ich freue mich all solcher Betätigungen eines selbständigen Eifers, und habe es gern, wenn sich bei Anlässen dieser Art unsre Räume mit Gästen füllen, die zusehen oder zuhören und dabei den Eindruck gewinnen können, daß es hinter den Mauern des Schulhauses fröhlicher zugeht als manche gedacht haben. Auch den kleinen wissenschaftlichen Vorträgen, die soeben von einzelnen aus Ihrem Kreise gehalten worden sind, hat ein zahlreiches Publikum freundliche Aufmerksamkeit geschenkt. Aber ein Fest wie das heutige bildet eine Ausnahme. In der Regel und in größerem Maßstabe sind nur solche Künste und Fertigkeiten einer wirksamen Darstellung fähig, die sich nicht an den Verstand, sondern an die Sinne wenden, die deshalb auch bei denen, die sie ausüben, der Ausbildung anderer Kräfte dienen als der des Verstandes. Damit ist denn aber gesagt, daß die Hauptgebiete unseres Unterrichtes der Idee des Ausstellens nicht zugänglich sind.

Oder war das Examen, das hinter uns liegt, eine Ausstellung des Wissens? Zwei und einen halben Tag lang ist fortwährend gefragt und geantwortet worden, und schließlich doch mit dem gewünschten Erfolge. Was will man mehr? — Für den äußeren Erfolg kann man nicht mehr wollen; aber ich stelle eine andere Frage: Würde ein Fremder, der uns für ein paar Stunden besucht und der Prüfung zugehört hätte, davon einen ähnlichen Eindruck des Eleganten und in seiner Weise Vollkommenen erhalten haben wie auf dem Gang durch irgendwelche Säle der Ausstellung? Geben Sie selbst im stillen die Antwort. Vermutlich sind gerade die besten von Ihnen mit dem Gefühl nach Hause gekommen, daß sie im Grunde viel mehr wüßten, als sie im Augenblick der Prüfung hätten zeigen können. Ich wünschte nicht, daß Sie anders empfänden; denn von dem, was Ihren Geist erfüllt und bewegt, ob es nun viel ist oder wenig, sind das Beste solche Dinge, die sich nicht abfragen lassen.

Ob Sie in der Bibel Bescheid wissen, die wichtigsten Tatsachen der Kirchengeschichte eingeprägt haben und von der Stellung der Parteien in dogmatischen Kämpfen, die geführt worden sind, eine klare Vorstellung besitzen: das kann man durch Fragen feststellen. Aber ist das, was da geprüft wird, Religion? Je stärker jemand von der Kraft, die das Wort andeutet, selbst im Innern berührt ist und getrieben wird, desto entschiedener wird er die Frage verneinen. Gewiß ist es etwas Gutes, aus der Lektüre der Ilias einen Überblick über den Aufbau der Dichtung festzuhalten, Charaktere und gegenseitige Beziehung der handelnden Personen zu kennen, eine Auswahl von Gleichnissen und bedeutenden Reden auch dem Wortlaute nach gegenwärtig zu haben. Der eigentliche Gewinn, den ein jahrelanger Verkehr mit Homer bringen soll, besteht doch darin, daß die Denkweise des Lesers durch ihn beeinflußt wird, daß man immer mehr versucht und allmählich lernt, mit den hellen Augen des Alten — der blind gewesen sein soll — die Natur und die Menschen zu betrachten. Auch bei Geistern derberen Schlages ist es nicht wesentlich anders. Wer Cicero oder Tacitus im Verhältnis zu Freunden und Gegnern, zu den regierenden Parteien oder Menschen, zu den Forderungen ihrer Zeit studiert und zu verstehen beginnt, gewinnt damit Ansätze und Keime zu eigenem politischen Denken. — Auch der geschickteste Frager würde außerstande sein über das zu examinieren, was doch überall das Wertvollste ist: nicht erworbenes Wissen, sondern erwecktes geistiges Leben.

Deshalb behaupte ich — und denke damit bei meinen bisherigen Schülern mehr Anklang zu finden als mit irgendeinem Satze, den Sie früher von mir gehört haben —: das Examen ist nur ein notwendiges Übel. Vielleicht betone ich etwas mehr den Begriff „notwendig" und Sie etwas mehr den Begriff des Übels: in der Hauptsache sind wir doch einig. Das Examen mag zeigen, was einer auswendig weiß; was er inwendig weiß und kann, ist eine ganz andre Frage.

Oder gäbe es doch ein Mittel auch dies zur Anschauung zu bringen? etwa gerade nach dem Vorbilde dessen, was wir in der Ausstellung gesehen haben? Was dort alle am meisten anzog, die Wißbegierigen so gut wie die Neugierigen, waren die Stellen, wo nicht ein fertiges Stück gezeigt wurde, sondern die Arbeit, durch die etwas zustande kam. So könnte man vielleicht auch die Prüfung in der Weise einrichten, daß sie nicht Ergebnisse abfordert, sondern zur Betätigung von Kräften auffordert, sei es in der Lösung einer Aufgabe oder im Nachdenken

über eine zum ersten Male vorgelegte Frage. Tatsächlich ist ja ein Teil des Examens so beschaffen; und niemand wird zweifeln, daß dies der beste Teil ist. Die Behandlung eines vorher nicht bekannten Themas in freiem Aufsatz gewährt wirklichen Einblick in ein inneres Leben. Je mehr Leistungen dieser Art eine Prüfung verlangt, desto zuverlässiger ist sie, desto mehr gibt sie dem Tüchtigen Raum, zu zeigen was er kann, desto sicherer gleicht sie Zufälligkeiten aus, die leicht verhängnisvoll werden können wo es sich um eine einzige Aufgabe handelt. Deshalb sind den Gymnasiasten gegenüber nach dem gegenwärtigen Reglement die Abiturienten des Realgymnasiums im Vorteil; denn sie dürfen drei Aufsätze liefern — außer dem deutschen noch einen französischen und den naturwissenschaftlichen —, während man dem Gymnasium das wirksamste Stück der Reifeprüfung wie des Sprachunterrichts, den lateinischen Aufsatz, genommen hat. Im Mündlichen bietet das Übersetzen eines fremden Textes die beste Gelegenheit, den denkenden Verstand bei der Arbeit zu beobachten. Aber was wir da zu sehen pflegen, hat nicht nur mit dem glatten Spiel eines technischen Betriebes keine Ähnlichkeit, sondern ist auch von der Sicherheit der Bewegungen des Körpers im Turnen, der Stimme beim Gesang, woran wir uns oft erfreut haben, weit verschieden. Ich muß gestehen, daß ich von diesem Teile der Prüfung immer aufs neue enttäuscht bin; vielleicht ist es manchen unter Ihnen diesmal ebenso ergangen. Wie kommt das?

Ein wesentlicher Grund liegt doch wohl darin, daß Maschinen keine Empfindung haben und ungestört funktionieren, ob sie allein sind oder von Zuschauern umgeben, während Menschen eine empfindende, in Examenzeiten oft gar empfindsame Seele haben und von abwartenden Blicken, deren Ziel sie sind, unbehaglich berührt werden. Dem Hühnchen, das sich unter der warmen Luft in der künstlichen Brutanstalt aus dem Ei hervorarbeitet, macht es nichts aus, ob ein Dutzend neugieriger Augenpaare auf sein Bemühen gerichtet sind: wenn der kleine Schnabel die dünne Wand durchbrochen hat, so kriecht es hervor und ist fertig; auch die Stückchen weißer Schale, die zuerst etwa in dem Flaum des Körpers haften geblieben sind, fallen bald ab. Für die Gedanken, die sich im Kopfe eines Schülers aus der Mutterhülle halbklarer Vorstellungen ans Licht arbeiten, macht es gar viel aus, unter welchen äußeren Umständen die Geburt sich vollziehen soll. In harmlosem Gespräch, wie es der Unterricht alle Tage bringt, mag das Wort, oft schon der Blick des Lehrers fördernd mitwirken; bei feierlichem Anlaß, im Kreise amtlich

berufener Zuhörer, versagt leicht auch diese Hilfe oder schlägt gar ins Gegenteil um. So werden wir doch wohl darauf verzichten müssen, dem Schauturnen etwa ein Schaudenken an die Seite zu stellen. Es gab früher öffentliche Examina, die dergleichen auch dem Publikum zu bieten suchten; man hat sie überall, so viel mir bekannt, abgeschafft, weil sie auf einer Auffassung von dem Wesen geistiger Tätigkeit beruhten, die sich bei schärferer Betrachtung als irrig erweisen mußte.

Merkwürdig genug, daß eben diese irrige Auffassung neuerdings an anderer Stelle sich wieder hervordrängt. Ihnen allen, hochgeehrte Anwesende, ist wohl bekannt und auch vielen unserer Schüler nicht fremd geblieben, mit welchem Eifer heutzutage neue Systeme des Unterrichtes ausgedacht und besprochen werden. In dem, was zu ihrer Empfehlung gesagt werden kann, wirkt immer am stärksten die Berufung auf den Erfolg, den man da, wo der Versuch gemacht worden sei, bereits erzielt habe. Und so wandern denn, schon seit einigen Jahren, von nah und fern die Leute nach der bevorzugten Stätte, um den Betrieb mit anzusehen und sich von den glänzenden Resultaten jeder aufs neue überraschen zu lassen. Eben jetzt bereiten sich Maßregeln vor, durch die solche Treibhauskulturen noch mehr begünstigt und weiter ausgedehnt werden sollen: sehr zum Schaden für eine gedeihliche Entwickelung des Erziehungswesens in unserem Vaterlande. Gewiß soll man Versuche machen mit neuen Gedanken; aber man müßte ihnen Zeit lassen sich zu erproben, in jahrelanger Wirkung und Nachwirkung. Statt dessen will man schnellgezeitigte Früchte ernten, um sie sogleich auf den Markt zu liefern; und solche treibt man denn mit Aufbietung aller Kräfte hervor. Dadurch bekommt die ganze Arbeit der Schule eine Richtung auf den äußeren Erfolg, die ungesund ist, auch wenn sich keinerlei Scheinmanöver einmischt, und einen Charakter des Beabsichtigten, Berechneten, der dem Wesen des höheren Unterrichtes widerspricht. Denn in ihm wie in allem geistigen Verkehr sind die mächtigen Wirkungen, die ausgeübt und empfangen werden, nicht von der Art, daß sie von einem schnell herantretenden Beobachter in Augenschein genommen werden könnten. Zu den Lieblingsbegriffen des Fürsten Bismarck gehörte der von „Imponderabilien“, denen er verborgenen doch starken Einfluß in der Politik zuschrieb; nach diesem Muster dürfen wir — mit unschönem Wort aber rechtschaffenem Sinn — von „Inexponibilien“ sprechen, die bei der still werbenden Arbeit des Lehrers und Erziehers nicht nur mit ins Gewicht fallen, sondern das eigentlich Wertvolle ihres Inhaltes ausmachen.

Ein scharfer Menschenkenner in Goethescher Dichtung geißelt in oft zitierten Versen die Kurzsichtigkeit derer, die nichts gelten lassen, als was sie tasten und wägen und berechnen können. Sein Spott gilt den „gelehrten Herren", denen das Versunkensein in die eigene Wissenschaft den Gesichtskreis einengt; heute könnte derselbe Protest mit gutem Rechte gegen die herrschende öffentliche Meinung erhoben werden. Mancherlei sind wohl die Ursachen, die zu einer so übertriebenen Schätzung des äußerlich Nachweisbaren geführt haben. Eine derselben, und sicher nicht die am wenigsten bedeutende, liegt in einem an sich berechtigten Charakterzuge, der unserem Volke von Alters her eigen und durch die Geschichte des preußischen Staates noch verschärft ist: in dem starken Hervortreten militärischen Wesens. Im Kriege ist mehr als irgendwo sonst der unmittelbare Erfolg das Entscheidende; und deshalb nimmt naturgemäß auch in der Ausbildung des Heeres das äußere Gelingen und dessen Erweis in Vorstellungen und Besichtigungen eine dominierende Stelle ein. Wir leben in der Gefahr, daß diese Beurteilungsweise auf Gebiete übertragen werde, denen sie nicht angemessen ist, und haben um so mehr Grund uns hiervor zu hüten, weil ihr Recht doch auch im Bereiche der militärischen Erziehung kein unbedingtes ist und gerade durch die neueste Entwickelung mehr und mehr eingeschränkt wird. Wie die Griffe klappen, ob eine Kompagnie schnurgerade vorbeikommt, eine Attacke schneidig geritten wird: das alles kann ein sachkundiger Inspizient mit schnellem Blick erkennen; in der Gefechtsart aber, die der tödlichen Vollkommenheit moderner Waffen entspricht, spielen exerziermäßige Bewegungen keine wesentliche Rolle mehr. Ein höherer Führer, der eindringend prüfen wollte, wie weit eine Truppe fürs Feuergefecht ausgebildet ist, müßte eigentlich vom Pferde steigen, sich neben den Schützen in den Sand legen und an seiner Seite vorwärts kriechen. Vielleicht tut dies dann und wann ein General; der würde dann sicher zu denen gehören, die schon jetzt warnen, man möge in der Periode des Friedens nicht allzu sehr die Paradeleistungen pflegen. Klarheit darüber, ob ein Heer und damit ein Volk zum Kampfe, der ihm jeden Augenblick beschieden sein kann, gerüstet ist, bringt zuletzt nur der Krieg selber. Aus ihm müssen immer neu die Gesichtspunkte und Maßstäbe entnommen werden, nach denen die Vorbereitung für den ernsten Zweck sich zu richten hat.

Eben dies gilt nun auch von den Kämpfen, die nicht bloß in großen Momenten der Geschichte, sondern Tag für Tag geführt werden, in

friedlicher Gestalt, mit den Waffen des Geistes. Auch darüber, ob jemand für diese Art streitbarer Arbeit gut gerüstet ist, bringt erst der Kampf selber die Entscheidung; kein noch so günstiges Ergebnis einer noch so sorgfältig angestellten Prüfung kann im voraus dafür bürgen. Das Schulexamen haben Sie, meine lieben Abiturienten, bestanden. Der Wunsch, den ich im Namen Ihrer Lehrer Ihnen mitgebe, ist, daß Sie auch in dem großen Examen des Lebens, das heute für Sie beginnt, mit Ehren bestehen mögen. Da entscheidet denn wirklich der Erfolg; aber nicht der augenblickliche, fürs Auge zurechtgemachte, sondern der nachhaltige, den eine lange Erfahrung immer aufs neue herausfordert und bewährt. Denken Sie noch einmal an den Vergleich zwischen Schule und Ausstellung, den ich zu Anfang andeutete; hier können Sie unmittelbar daraus lernen. Die Männer, deren rüstigem Fleiß dort Großes gelungen war, haben nicht deshalb alle Kraft in ein einheitliches Bild gesammelt, um zu dem Bilde zu sagen: „verweile doch, du bist so schön"; sondern, um aus dem Geschaffenen Antrieb und leitende Gedanken zu neuem Schaffen zu gewinnen. So sei es auch bei Ihnen. Freuen Sie sich des Erreichten — heute und, so Gott will, noch oft in Ihrem Leben. Aber halten Sie vorwärts den Blick gerichtet: nicht behaglich betrachtend, wie weit Sie es schon gebracht haben, sondern freudig die Ziele ins Auge fassend, die nun vor Ihnen stehen; stets der unruhigen und doch beglückenden Wahrheit eingedenk, daß uns Menschen nur deshalb Erfolge beschert werden, damit neue, größere und schönere Aufgaben daraus erwachsen.

Treten Sie heran, um Ihre Zeugnisse zu empfangen.

XXIV.

Bildungsbegriff und Lehrplan.

Vortrag

auf dem zweiten Deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde zu München am 4. Oktober 1912 gehalten.

[Der Vortrag war das zweite von drei Referaten über das Thema: „Die aus dem Wesen der Bildung sich ergebenden Forderungen für die Gestaltung der Schultypen und ihrer Lehrpläne.“ Die beiden anderen Berichterstatter waren: Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner (München) und Oberrealschuldirektor Dr. Wehrmann (Bochum). Der Kongreß, ebenso wie der von 1911 in Dresden, war veranstaltet durch den Bund für Schulreform, in dessen „Arbeiten“ auch dieser Vortrag (in wenig verkürzter Gestalt) sowie der Bericht über die Debatte erscheint, die auf Grund der drei Referate stattgefunden hat und in der auch von mir ein Schlußwort enthalten ist.]

Einer meiner akademischen Lehrer liebte es, die Gelehrten in zwei Gruppen zu teilen, je nachdem sie in ihrer Art zu denken mehr mit Platon oder mit Aristoteles verwandt wären. Soeben haben Sie, hochgeehrte Versammlung, einen echten Platoniker gehört; und ich darf mich wohl von vornherein als Aristoteliker bekennen. Als Student habe ich meine erste politische Bildung aus dem heute nicht mehr viel genannten Buche von Dahlmann geschöpft: „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“ (2. Aufl. 1847). Und als ich im eben vergangenen Sommer an der Universität Münster ein Kolleg über Pädagogik las, verstand es sich für mich von selbst, daß es den Titel erhielt: „Pädagogik auf praktischer Grundlage.“ Für freimütige Kritik bleibt auch da Spielraum genug, wo man von gegebenen Verhältnissen ausgeht und mit ihnen rechnet. Sollten sich dabei in unserm Falle zuletzt ähnliche Forderungen ergeben wie die, welche mein Herr Vorredner aus allgemeinen Begriffen und Betrachtungen abgeleitet hat, so wäre das

ja eine um so erwünschtere Bestätigung derjenigen Gedanken, in denen wir übereinstimmen.

Das von der Bundesleitung gestellte Thema bringt es mit sich, daß ich im wesentlichen über Geistesbildung zu sprechen habe. Gestern ist, im Vortrag[1]) wie in der Debatte, eingehend auch die Frage der sittlichen Bildung behandelt worden. Von mehreren Seiten wurde geltend gemacht, Stärke des sittlichen Charakters sei kein Vorrecht derer, die viel gelernt haben; auch bei Männern und Frauen aus dem Volke könne sie vorkommen. Ich gehe noch etwas weiter. Ich meine: Feinheit und Reichtum der Geistesbildung ist so wenig die Vorbedingung eines festen sittlichen Charakters, daß sie vielmehr der Gewinnung eines solchen als Hindernis entgegensteht. Je schlichter die Gedanken eines Menschen sind, je beschränkter sein Gesichtskreis, je weniger er mit vielseitigem Verständnis mannigfaltige Möglichkeiten ins Auge zu fassen vermag, desto leichter hat er es, in seinen Entschlüssen unbeirrt, in der Richtung seines Wollens stetig zu bleiben. Aber freilich, wenn die Erschwerung, die in Empfänglichkeit und Beweglichkeit des Denkens liegt, überwunden wird, so hat der Charakter, der auf diesem Wege zustande kommt, um so höheren Wert. Nur wollen wir uns der Gefahr für die Befestigung im Sittlichen, die mit unserm wissenschaftlichen Unterricht verbunden ist, immer bewußt bleiben.[2])

Es lag mir daran, auch nach dieser Seite hin kurz Stellung zu nehmen. Mein eigentliches Thema bezieht sich auf die Bildung des Geistes. Und da ist die große Frage die: Gibt es, als etwas in sich Geschlossenes, *eine* Bildung, die allen zugänglich gemacht werden müßte? Die Frage gilt in doppelter Richtung, nach oben und unten und nach links und rechts. Die Forderung, daß Volksschule und höhere Schule zu einem einheitlichen Lehrgang zusammengefaßt werden müßten, in der pädagogischen Literatur vor allen durch Natorp vertreten, hat sicher auch im Kreise meiner heutigen Zuhörer viele Anhänger. Man sagt, es sei unbillig, einen Teil, und gar den größten Teil, der deutschen Jugend von Bildungsmöglichkeiten auszuschließen, die einer kleinen Zahl von Bevorzugten offen stünden. Aber der Einfluß von Stand und Vermögen kann für die Entwicklung des einzelnen doch nicht ausgeschaltet werden. Wir haben es hier mit Unterschieden zu tun, die in der Natur des menschlichen Daseins allzu fest begründet sind, als daß man sie ignorieren

[1]) Prof. Dr. Hans Cornelius (Frankfurt a. M.): „Das Wesen der Bildung und ihre Bedeutung für die Schule."

[2]) Vgl. in dieser Sammlung den Vortrag über „Charakter und Bildung".

dürfte. Das tat vor 100 Jahren Wilhelm v. Humboldt, da er den Grundsatz aufstellte und streng befolgte, daß es der Art nach nur eine Bildung gebe, an der deshalb alle, vom Staatsmann bis zum Handwerker, Anteil haben müßten, nur verschieden großen Anteil. Indem er deshalb diejenigen Schulen, die auf eine schlicht bürgerliche, praktische Berufstätigkeit vorzubereiten hätten, einfach als Vorstufe der Gymnasien einrichtete, hat er die Gründung und Entwicklung selbständiger Bürgerschulen und Realschulen auf Jahrzehnte hinaus verzögert. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, nur Gradunterschiede anzunehmen, wo die Bildungsbedürfnisse der Art nach verschieden sind. Aus früher gemachten Fehlern wollen wir doch lernen; heute aber ist man auf bestem Wege, denselben Fehler noch einmal zu machen, nur von der entgegengesetzten Seite her. Das geschieht, wenn man den Lehrplan der höheren Schule auf den der Volksschule aufbaut. Jede äußere Veranstaltung, die dazu dient, den Übertritt einzelner begabter Volksschüler in einen höheren Bildungsgang zu erleichtern, soll willkommen sein. Deshalb ist es nicht gut, wenn zu gleicher Zeit das Schulgeld immer mehr erhöht, die Anforderungen an Fleiß und Leistungen immer mehr herabgesetzt werden. Denn den Vorzug, den wie in vielen Dingen so für die Erziehung ihrer Kinder die Besitzenden haben, darf man nicht dadurch noch verstärken, daß man die Meinung aufkommen läßt — die anderen Ländern, z. B. der Schweiz, überhaupt fremd ist, — ein Knabe aus einer sogenannten besseren Familie habe im voraus Anspruch darauf, wieder auf die Bahn zu einem der studierten Berufe gebracht zu werden. Den Söhnen der Vornehmen und Reichen, nicht der Armen, kommt auf die Dauer die Milde der Beurteilung zustatten. Zielinski hat recht: „Eine leichte Schule ist ein soziales Verbrechen." Mit persönlicher Freude und Genugtuung habe ich deshalb die bayrische Ministerialentschließung vom 13. September d. J. gelesen, die auf „angemessene Strenge beim Vorrücken" dringt.

In Bayern und wohl überhaupt in Süddeutschland kennt man die Einrichtung der Vorschule nicht. In der preußischen Provinz, in deren Unterrichtsverwaltung ich seit sieben Jahren mitgewirkt habe, ist es ebenso: auch Söhne von Professoren und Regierungsräten besuchen vier Jahre lang die Volksschule, um sich dann der Aufnahmeprüfung für die unterste Gymnasialklasse zu unterziehen. Damit sind wir auch in Westfalen zufrieden, und niemand denkt daran es zu ändern. Aber hier ist auch die Grenze; weiter hinauf den Lehrplan umzugestalten, zum Zwecke größerer Anlehnung an die Volksschule, das wäre vom Übel. Erziehung zu

selbständigem wissenschaftlichem Denken ist eine Aufgabe für sich, mit der früh begonnen werden muß.

Vier Arten höherer Schulen hat Kerschensteiner verlangt, gemäß den von ihm aufgestellten vier Grundtypen geistiger Begabung. Die eine von ihnen muß wohl von vornherein wegfallen: für das künstlerisch-intuitive Talent lassen sich besondere Schulen nicht einrichten. Es ist zu selten und in seiner Art unberechenbar. Die Entwicklung eines künstlerisch einseitig Hochbegabten hat immer etwas von einer Tragödie; das kann den Lieblingen der Götter niemand abnehmen. Am wenigsten kann es eine Schulverwaltung tun mit ihren Organisationen. Nur die einzelnen, das Eigenartige und Lebendige verständnisvoll pflegenden Lehrer können im einzelnen helfen.

Eine besondere Schule für technisch-konstruktive Talente wäre höchst erwünscht. Ursprünglich war dies der Sinn der Oberrealschule, die ja in Preußen aus der Provinzial-Gewerbeschule hervorgegangen ist. Was Kerschensteiner hier plant, würde im Rahmen der Vollanstalt etwas Ähnliches sein, wie auf der Stufe des Einjährigenrechtes die Einrichtung, daß nach § 89, 6 der deutschen Wehrordnung junge Leute, die in Kunst oder Handwerk Hervorragendes geleistet haben, zu einer erleichterten Prüfung für den Militärdienst zugelassen werden können.[3]) Aber, was mich etwas bedenklich macht — nicht im Wünschen, doch im Hoffen —, das ist eben der Blick auf die Oberrealschule und auf den angeführten Paragraphen der Wehrordnung. Dieser erfreut sich in den Kreisen der Regierenden augenscheinlich keiner großen Beliebtheit und findet im Vergleich zu dem Segen, den er stiften könnte, immer nur geringe Anwendung; und die Oberrealschule, die ursprünglich eine technische und gewerbliche Bildung geben sollte, ist im Verlaufe der schulpolitischen Bewegung doch wieder zu einer Gelehrtenschule geworden. Es herrscht eben bei uns — nicht bloß in Preußen, sondern anscheinend im gleichen Grade in den übrigen deutschen Staaten — eine Überschätzung der Wissenskultur, von der wir uns bisher, trotz aller ernsten Bemühung einzelner führender Männer, nicht haben frei machen können.[4])

[3]) Für weiteres Bekanntwerden und sachgemäßen Ausbau dieser Einrichtung wirkt seit Jahren Prof. Otto Perthes in Bielefeld. Vgl. u. a. seinen Aufsatz „Einjährigenrecht und Handwerkerstand" in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik, XXX (1912) S. 433 ff.

[4]) Kurz vor den Tagen des Münchener Kongresses, Ende September 1912, fand in Berlin eine „Konferenz für sittliche Willensbildung in der Schule" statt, die von dem Vorstande des „Vereins für weltliche Schule und Moralunterricht"

Aber vielleicht mag sich aus den Fortbildungsschulen, die unter sachkundiger Fürsorge so glücklich gedeihen, nach dieser Seite hin etwas Neues, das Bestand hat, entwickeln.

Einstweilen bleiben von höheren Schulen zwei Hauptgruppen, Gymnasien und realistische Anstalten. Sie sind, wie sie jetzt dastehen, das Ergebnis einer langen Entwicklung, und sie entsprechen den beiden ersten der Kerschensteinerschen Typen der Begabung: der sprachlich-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen. So haben sie das Recht der Tatsachen wie das der Idee für sich. Trotzdem müssen wir näher zusehen, ob ihre Scheidung gutgeheißen werden soll.

Zunächst lehrt eben die Geschichte, daß das Streben nach einer Einheitsschule, all das neunzehnte Jahrhundert hindurch, zum Unsegen geführt hat. Immer neue Wissenschaften zweigten sich ab und gelangten zu selbständiger Blüte, erhoben alsbald auch den Anspruch, an der Aufgabe der Jugendbildung beteiligt zu werden. Immer größer wurde das Vielerlei im Lehrplan, immer dünner und doch immer drückender. Ein angesehener Professor der Medizin an der Kieler Universität gebrauchte dafür vor Jahren ein etwas derbes Bild: „Alles mögliche preßt ihr in den Kopf des Jungen hinein, als wäre es eine Wurst, die gar nicht fest genug gestopft werden könnte. Aber ihr übertreibt es. Zuletzt platzt die Schale, und alles fällt wieder heraus.“ Gemeint war das mit Bezug auf den einzelnen, der lernen soll; man kann es aber auch allgemein anwenden. Eine schier unglaubliche Fülle der verschiedensten Stoffe ist nach und nach in den Lehrplan einer einzigen Schule, des Gymnasiums, hineingepfropft worden, und noch immer soll Neues darin Platz finden. Aber schon ist der kritische Augenblick überschritten: die Hülle ist geplatzt — und das nennt man nun „Bewegungsfreiheit“.

Was heute in technischem Sinne mit diesem Namen bezeichnet wird, ist bloß eine neue Form, um alles Wissenswerte und Lernbare in dem Lehrplan einer einzigen Schule unterzubringen; nur ist solcher Lehr-

---

einberufen worden war. Durch die bisher bekannt gewordenen Berichte wird die Besorgnis bestätigt, zu der im voraus die ganze Veranstaltung Anlaß gab. In der an sich berechtigten Abneigung gegen einseitige Verstandesbildung und dem vollends berechtigten Wunsche, mehr den Charakter zu pflegen, ist man alsbald dazu gelangt, Abhilfe wieder auf dem Wege des Unterrichts zu suchen; gestritten wird, ob durch den Religionsunterricht oder durch den religionslosen Moralunterricht die Bildung des sittlichen Willens in der Schule zu erfolgen habe. Vgl. auch die Andeutungen in meinem Vortrag „Vom Kulturwert der deutschen Schule“, vorn S. 212.

plan dann noch papierner als irgendein bisheriger. Das Wesentliche einer planmäßigen Zusammenstellung von Lehrgegenständen müßte doch darin beruhen, daß die äußerlich getrennten Fächer zueinander in Beziehung stehen, und daß diese gegenseitige Beziehung im Unterrichte gepflegt wird. Das ist aber unmöglich, wenn bei Schülern derselben Klasse nicht dieselben Grundanschauungen vorausgesetzt werden können, wenn sie nicht, einer wie der andre, dieselben Kenntnisse und Vorstellungen mitbringen, um daran anzuknüpfen. Es ist merkwürdig: in der Forderung des gleichen Atlas, desselben Lexikons, der vorgeschriebenen Ausgabe eines Schriftstellers ist man heute an vielen Orten sehr peinlich; die Gemeinsamkeit der geistigen Grundlage, auf der weitergebaut werden soll, achtet man gering. Durch die Teilung der Cöten in wichtigen Fächern wird eine organische Gestaltung des Lehrplans geradezu vereitelt.

Man hat mir wohl entgegengehalten[5]), als Fürsprecher der Freiheit müßte ich von Rechts wegen auch ein Freund der freieren Gestaltung des Unterrichts sein. Aber die Freiheit, die ich meine, liegt im Innern, ist eine Freiheit der Gesinnung. Von ihr sollte ausgegangen werden; dann würde sich manche Änderung in den äußeren Formen von selbst ergeben. Fängt man jedoch mit umständlichen Einrichtungen für äußere Freiheit an, so ist zu fürchten, daß man sich einbilde, damit nun das Wesentliche geleistet zu haben, und daß so die wahre Freiheit erst recht zu kurz komme. Im Grunde ist es doch ein Widersinn, daß man, um erwachsenen jungen Leuten freiere Betätigung zu verschaffen, damit beginnt, einen neuen Stundenplan mit amtlich vorgesehenen und zahlenmäßig festgelegten Möglichkeiten des Stundenaustausches aufzustellen. Ich denke: Pflicht ist Pflicht, und Freiheit ist Freiheit. Außerhalb der Pflichten sollen die Schüler Zeit und Kraft behalten, sich nach Neigung zu beschäftigen. Dafür mag ein Lehrer, der es versteht und zu dem sie Vertrauen haben, ihnen Rat erteilen; in Kursen, die von der Schule veranstaltet werden, läßt sich das, worauf es hier ankommt, nicht herstellen.

So komme ich zu der grundsätzlichen Forderung: das Vielerlei der Ansprüche, die den Schülern zu schaffen machen, sollen wir dämpfen durch Hervorhebung weniger Hauptfächer, die in der Reifeprüfung entschlossen zur Geltung kommen. Aber damit ist es nicht genug. Wir müssen auch darauf denken, den Lehrplan zu vereinfachen, indem wir den

[5]) Aus Anlaß meiner Schrift „Zur freieren Gestaltung des Unterrichts. Bedenken und Anregungen" (Leipzig 1906), in der das hier kurz Angedeutete ausführlicher dargelegt ist.

didaktischen Grundgedanken, der in ihm steckt, für jede der beiden Hauptarten von Anstalten klarer herausarbeiten. Es wird eingewendet, unsre Lehrpläne seien gar nichts von innen heraus Gewachsenes, nicht nach vernünftigem Plane angelegt, sondern unter dem Druck äußerer Umstände auf historischem Wege so geworden, wie sie nun sind, voll von Zufälligkeiten, nicht lebendige Ausgestaltung eines Grundgedankens. Das ist vielleicht nicht einmal ganz falsch. Sollte es aber wirklich so sein, so wäre es um so mehr die höchste Zeit, endlich daran zu gehen, daß die Lehrpläne das werden, was sie noch nicht sind, und aus der mechanischen Zusammenstellung von Fächern ein organisches Gebilde zu schaffen. In der durch Tatsachen bedingten Entwickelung wird doch wohl, wenn auch unbewußt, irgendeine vernünftige Tendenz mitgewirkt haben; die gilt es zu erkennen und zu vollerer Wirkung zu bringen, indem störendes Beiwerk beseitigt wird. Die Vereinfachung, die dazu nötig ist, braucht nicht zur Verengung des Gesichtskreises zu führen: solche Wissenschaften, die als Unterrichtsfach im Lehrplan einer Schulgattung keinen Platz haben, können doch mit ihrer Betrachtungsweise herangezogen werden, um den Unterricht in den Hauptfächern zu bereichern, indem sie den Stoff von einer neuen Seite durchdringen helfen.[6]) So wird eine innere Vielseitigkeit erzielt, die mehr wert ist als jede äußere, weil sie die Gedanken nicht zerstreut, sondern sammelt und damit die erzieherische Aufgabe fördert, die doch neben und über der unterrichtlichen jeder Schule zukommt.

Erziehen heißt befreien. Zwei Mächte sind es vor allem, die einen jeden gebannt halten: Natur und Menschenwelt; diese nicht nur als gegenwärtige Umgebung wirkend, sondern zugleich durch die Tradition. Unser Zeitalter freut sich glänzender Fortschritte in der Herrschaft über die Naturkräfte; ob es in der Kunst, Menschen zu beherrschen, den früheren ebenso überlegen ist, möchte ich bezweifeln. Wer Menschen leiten will, muß sie verstehen, muß in eine fremde Denkweise sich hineinversetzen können, ohne der eigenen untreu zu werden; und das gibt für alle Zeiten derjenigen höheren Schule, deren Hauptgebiet fremde Sprachen und fremdartige Kultur sind, einen eigentümlichen Wert. Doch beginnen wir mit der anderen, deren Weltbetrachtung von der Natur ausgeht.

Das, was gelernt werden soll, durch eigene Arbeit von den Schülern finden zu lassen, ist ein Grundsatz, der mehr und mehr auch den realistischen

---

[6]) Vgl. den Aufsatz „Unterrichtsfach und Unterrichtsprinzip" in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik, XXX (1912) S. 303 ff.

Hauptfächern zugute kommt. Vorgestern habe ich hier in München Volksschüler schon mit physikalischen Übungen beschäftigt gesehen, die das Ziel hatten, einfache gesetzmäßige Beziehungen durch gemeinsame Beobachtung zu erkennen. Wenn es selbstverständlich nicht möglich ist, den gesamten physikalischen, chemischen, biologischen Lehrstoff, den die Zöglinge eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule schließlich bewältigt haben müssen, in dieser Weise zu behandeln, so tut das auch nicht nötig. Es reicht aus, an einer Reihe wohlgewählter Proben die Erkenntnis selbst erarbeiten zu lassen; das gibt die Grundlage zum besseren Verstehen dessen, was nachher vom Lehrer entwickelt oder mitgeteilt wird. Daneben muß an Realanstalten die Übung im selbständigen Verfolgen geschichtlicher Probleme zurücktreten. Trotzdem brauchen auch sie die Pflege des historischen Sinnes nicht auf die wenigen Geschichtstunden zu beschränken; vertiefende Behandlung der Stoffe, mit denen sich ihre Schüler ohnehin vorzugsweise beschäftigen, wirkt dazu mit. Die neueren Sprachen bieten auch dem, der kein Griechisch, und sogar dem, der kein Latein kennt, Anlaß und Anhalt genug, um nach Ursprünglichem zu suchen; und der eigentlich realistische Unterricht trägt für sich selber Gewinn davon, wenn er darauf ausgeht, den Wandel und das Wachstum der mathematischen Betrachtungsweisen, die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Disziplinen von ältesten Zeiten her, als Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes, zu würdigen. Vortreffliche Anknüpfungspunkte hierfür hat man in der gelehrten Terminologie, wenn z. B. die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Element" klargestellt werden, oder zu der Frage angeregt wird, wie „kosmologisch" und „kosmetisch" von demselben Grundwort abgeleitet sein können. Das Verbindende liegt in dem Begriffe der Ordnung: heute noch ist sie für jeden, der nett auszusehen wünscht, der beste Schmuck; und im Ganzen der Natur war sie es, was dem Auge des Griechen auffiel, während wir, wenn wir „Welt" sagen, die Vorstellung der ins Ungeheure ausgedehnten Masse im Bewußtsein haben. Es kommt nicht so sehr auf die einzelnen Erklärungen dieser Art an, die im Laufe der Jahre gegeben werden, als darauf, daß der Sinn für das Aufsuchen von Zusammenhang und Herkunft der Begriffe geweckt und geübt wird.

In der Geographie liegt die Zusammenfassung naturwissenschaftlichen und historischen Denkens so nahe, daß es schwer ist ihr aus dem Wege zu gehen. Ein Schritt weiter, und man kommt dazu, beides grundsätzlich zu vergleichen, und damit zu einer echt philosophischen Betrachtung.

Einer echteren, als wenn man Platon in deutscher Übersetzung liest, was zu wirklichem Eindringen doch nicht hilft, weil der Hauptanhalt dafür fehlt, das Herausarbeiten des Gedankens aus der fremden sprachlichen Form. Auch an bedeutenden Schriften französischer und englischer Philosophen ist wahrlich kein Mangel; die Anfänge, die gemacht sind, sie in die Schule einzuführen, verdienen warmen Beifall und entschlossene Förderung. Wenn diese Lektüre als schwierig bezeichnet wird, so ist das ein Grund, der für sie spricht; Platon ist auch nicht leicht. Und wie soll es denn möglich sein, das, was ein starker und reifer Mann einst über das Denken gedacht hat, heute jungen Menschen, die mit dem Leben erst anfangen, als leichte Kost mundgerecht zu machen? Aber es ist der Mühe wert, aus der Literatur der Engländer und Franzosen die Schätze zu heben, die sie birgt.

Nur nicht gleich wieder auch am Gymnasium! Dort haben die neueren Sprachen eine untergeordnete Bedeutung: man lehrt sie zu rein praktischem Zweck, während Spracherziehung durch Latein und Griechisch geleistet wird. Deshalb ist dies eine Stelle, wo der Lehrplan vereinfacht werden kann. Man soll nur einmal Ernst machen mit der Forderung, die bisher immer bloß als Schlagwort gebraucht worden ist: „Nacheinander statt Nebeneinander!“ Im Augenblick, wo das Einjährigen-Zeugnis erteilt wird, wo also viele aus der Schule ins Leben hinaustreten, ist im Französischen so weit ein Grund gelegt, daß nachher der einzelne, der dessen bedarf, sich selber weiter helfen kann. Hier möge es aus dem Lehrplan ausscheiden und dem Englischen Platz machen, damit in den letzten Jahren auch von diesem die Anfänge mitgeteilt und geübt werden können. Aber ausgeschlossen müßte es sein, das Französische als fakultatives Fach fortzusetzen; sonst bleibt das Vielerlei des Lehrplans unvermindert. Wer es weiter treiben will, soll die Freiheit dazu haben; aber nicht amtliche Wahlfreiheit, sondern völlige Freiheit, zu Hause.

Für Beschränkung des gymnasialen Lehrstoffes in dem nächst den alten Sprachen wichtigsten Hauptfach hat sich kürzlich ein Schweizer Mathematiker[7]) lebhaft ausgesprochen im Zusammenhange mit Untersuchungen „über die Anlage zur Mathematik“. Er findet, daß durch die Nötigung für alle Gymnasiasten, auch in schwierigeren Kapiteln dieser Wissenschaft Genügendes zu leisten, viel edle Kraft vergeudet werde, und verlangt Beschränkung, da die Begabung nach dieser Seite hin in der

[7]) Betzel in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, Juli 1912, S. 331 ff.

Tat keine allgemeine sei. Seine Bedenken und Vorschläge sind jedenfalls sehr der Erwägung wert. Sollte etwas davon durchgeführt werden, so würde für die mathematisch gut begabten Schüler um so besserer Spielraum bleiben, sich in diesem Lieblingsfache frei zu betätigen — wirklich frei, d. h. nicht in fakultativen Stunden, sondern auf eigene Hand. Hat der Schüler Vertrauen zu seinem Lehrer und hat dieser Freude daran, einen künftigen Fachgenossen privatim weiter zu fördern, sehr schön: davon brauchen die Stundenpläne nichts zu wissen.

Wenn wir so uns bemühen am Vorhandenen Abstriche zu machen, so versteht es sich von selbst, daß wir darauf verzichten müssen neue Fächer in den Lehrplan des Gymnasiums aufzunehmen, mögen die Wissenschaften, um deren willen es gerade für die oberen Klassen gefordert wird — Geographie, Staatenkunde, Kunstgeschichte, Philosophie — an sich noch so interessant und wichtig sein. Für Biologie hat hier in München Richard Hertwig in seiner vorjährigen Rektorrede den gleichen Anspruch erhoben und hat im voraus die Antwort abgelehnt, die man ihm wahrscheinlich geben werde: „Unmöglich.“ So will ich denn auch nicht sagen, und zwar nicht aus bloßer Gefälligkeit, sondern weil es in der Tat falsch wäre. Unmöglich ist auf dem Gebiete der Lehrplantechnik nichts, vorausgesetzt, daß man die Aufgabe so rein arithmetrisch versteht, wie wir das mehr und mehr erlebt haben. Das gibt aber immer nur ein ganz äußerliches Resultat. Wo ist denn der lebendige Mensch, der, wenn er nicht durch die Schule gezwungen wird, frei und aus innerem Triebe das alles in seinem Interessenkreise vereinigt, was der vorgeschriebene Lehrplan zusammenfaßt? Es gibt keinen; und wenn es einen gäbe, es wäre ein unerfreulicher Geselle, einer, auf den Lagardes Wort passen würde: wenn man mit der allgemeinen Bildung hineindividiert, geht er ohne Rest auf. Mens sana in corpore sano ist ein guter Grundsatz; doch nicht so, daß aus dem zweiten das erste von selber folgt. Der Geist hat seine Diätetik für sich. Und dazu gehört, daß er nicht mit einem Vielerlei überladen werden darf. Daß das ungesund ist, müßten doch gerade die Ärzte anerkennen.

Und wie soll es werden, wenn sich die Wissenschaften weiter vermehren, immer neu sich spalten und verzweigen? Davor wollen wir uns doch nicht fürchten, vielmehr uns darauf freuen. Damit wir das aber können, dürfen wir nicht einen Weg weitergehen, auf dem wir den Reichtum menschlichen Wissens und Forschens als Last empfinden, sondern einen andern einschlagen.

Da heißt es denn wieder: nicht ein neues Fach hinzufügen, aber an

dem vorhandenen Stoff eine neue Art der Betrachtung durchführen! Das Wesentliche der biologischen Wissenschaft, der Entwicklungsgedanke, muß auf die Gebiete des geistigen Lebens übertragen werden. Politische Gebilde, religiöse Vorstellungen sind, so wie sie sind, nicht von jeher gegeben, sondern sind geworden und können nur aus ihrem Werden recht verstanden werden. Wie der monotheistische Gottesbegriff allmählich sich herausarbeitet, sehen wir in der Geschichte des Alten Testamentes beinahe mit Augen. Und das kann auch ein reiferer Schüler schon vollkommen verstehen; im ganzen muß eine Analyse des politischen und religiösen Denkens wohl dem späteren Alter vorbehalten bleiben, wo der Gereifte auf sich selbst gestellt ist, nicht mehr von der Autorität des Lehrers beeinflußt wird. Damit er dann aber imstande sei, mit eigner Kraft weiter zu dringen, muß die Grundform solches Denkens, die Anwendung der Entwicklungstheorie auf geistige Vorgänge, in der Schule gezeigt und geübt werden. Dazu bietet gerade das Gymnasium in einziger Art die Möglichkeit.

Wer auf ein Gebirge zuwandert, sieht es am Horizont als einheitliche Fläche, in bläulichem Dunst. Je näher er herankommt, desto mehr gliedert sich die Masse; Formen und Farben treten hervor, Täler und Höhenzüge, einzelne Gipfel sondern sich ab; das dunkle Grün der Wälder, das helle der Wiesen und Saatflächen, zwischeneingestreut menschliche Ansiedlungen werden sichtbar. Wenn er dann bis ins Innere vordringt und den mühevollen Aufstieg nicht scheut, sieht er sich von einer Fülle mannigfaltiger Bilder umgeben, von denen der Draußenstehende nichts ahnte. So geht es uns, so ist es uns ergangen mit der Gedankenwelt des klassischen Altertums und den Schöpfungen, in denen sie erhalten ist. Fernstehende meinen immer noch, Alt-Hellas sei etwas in sich schlechthin Einheitliches, ein Beispiel stabiler Kultur. Und nirgends gibt es mehr geistigen Kampf, schroffere Gegensätze, rücksichtsloseres Vorwärtsstreben in Kunst und Wissenschaft, schnellere, tiefer greifende Entwicklung. Dies im einzelnen auszuführen ist im Rahmen meines heutigen Vortrages nicht möglich. Nur für eine Seite des Geisteslebens, freilich die, welche uns zu fast allen anderen den Zugang vermittelt, mögen ein paar Andeutungen zeigen, was gemeint ist.[8])

---

[8]) Näheres findet man in dem S. 214 (Anm.) angeführten kleinen Buche „Das Altertum im Leben der Gegenwart“, wo auch ein Kapitel von der Sprache handelt. Ganz ist dieser gewidmet: „Grammatica militans. Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichts“, wovon die

Die Muttersprache mit Unerwachsenen zu zergliedern hat etwas Unkeusches; deshalb freuen wir uns des Guten, das darin liegt, daß wir das Verhältnis zwischen Sprechen und Denken an einer fremden Sprache untersuchen können. Die griechische rühmt man wegen der Vollkommenheit ihres grammatischen Baues; und es ist wahr: wer das System von Flexionsformen überschaut, die zu einem durch alle Genera, Zeiten und Modi durchgeführten Verbum gehören, mag eine ästhetische Freude empfinden, wie beim Anblick der architektonischen Schönheit, womit in einer mathematischen Formel innere Beziehungen zu klarer Darstellung gebracht sind. Sie lächeln, meine Damen und Herren; und vielleicht werden Sie noch mehr lächeln, wenn ich fortfahre: diese Freude am Regelmäßigen ist nur eine Vorstufe der höheren Freude an den Ausnahmen. Bei tiefer dringender Beschäftigung, vor allem durch historische Vergleichung, erkennt man, daß ein vollständiges und übersichtliches System nicht das Ursprüngliche ist, sondern etwas allmählich Gewordenes, indem Gesetzmäßigkeiten verallgemeinert wurden, die in engerem Bereich auf natürlichem Wege entstanden waren und sich im Gebrauche bewährt hatten. Denn der tägliche Gebrauch bevorzugt überall das Gleichmäßige, bequem Verwendbare. Dadurch wurden dann aber urwüchsige Bildungen von geringerer Durchsichtigkeit zurückgedrängt und gerieten großenteils in Vergessenheit. Was von ihnen sich behauptete, weil unentbehrliche, früh aufgekommene Begriffe darin ausgeprägt waren, stand nun als Ausnahme der Regel gegenüber und mußte sich gefallen lassen, von der Menge derer, die zu lernen oder zu lehren hatten, scheel angesehen zu werden. Es ist einer der großen Fortschritte moderner Wissenschaft, daß sie solche scheinbaren Störenfriede mit liebevollem Verständnis betrachtet. Das tut denn mehr und mehr auch der Unterricht und bekommt dadurch nicht nur selbst reicheren Inhalt: durch sein Beispiel und durch die Gewöhnung, die er erzeugt, hilft er — ich spreche nicht ganz ohne Erfahrung —, im Leben die Menschen, die sich der Schablone nicht fügen und wegen knorriger Eigenart unbequem empfunden werden, mit freundlichem Verständnis und mit der Frage anzusehen, ob sie etwa bloß deshalb weniger durchsichtig sind als andere, weil sie ein ursprüngliches Gesetz kraftvollen Werdens in sich selber tragen.

Ähnlich steht es auf dem Gebiete des Satzbaus. Auch da ist das, womit man beim Erlernen einer fremden Sprache naturgemäß beginnt,

---

3. Auflage (1912) überall die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung wirksam zu machen sucht.

Regelmäßigkeit und Ordnung, keineswegs zuerst dagewesen, sondern ist das Ergebnis einer langen Entwicklung, ja eines Kampfes, in welchem immer das Zweckmäßige am Leben blieb und sich verbreitete. Gestern ist hier gesagt worden, es gebe doch nur ein Denken, das logisch richtige. Man könnte umgekehrt behaupten: gerade dieses gibt es in Wirklichkeit nicht. Das Logische ist wie eine Asymptote, an die sich das Denken der Menschheit heranarbeitet, die aber nie ganz erreicht wird. Gedanke und Ausdruck ringen miteinander und helfen sich gegenseitig vorwärts. Allmählich im Laufe der Generationen, der Jahrhunderte werden die Unstimmigkeiten geringer, auch die zwischen dem Denken verschiedener Menschen, aber sie verschwinden niemals völlig. Eingehende Bemühung um eine fremde, zumal eine alte Sprache lehrt uns dies verstehen; und das macht uns fürs wirkliche Leben duldsamer und gerechter im Verkehr mit anderen.

Wenn aber der Unterricht solche Wirkungen hervorbringen soll, so bedarf er vieler Zeit und Muße. Es reicht auch nicht aus, ihm die Muße auf einmal zu gewähren; sie muß auf eine längere Reihe von Jahren verteilt sein. Das lebendige Wachstum der Sprache erfaßt der Lernende um so besser, je mehr er selber im Verkehr mit ihr gewachsen, an ihr geworden ist. Deshalb ist es nicht nur Fortpflanzung alter Gewohnheit, sondern eine innerlich begründete Forderung, daß der Unterricht in denjenigen Sprachen, die zur Erziehung beitragen sollen, mit Kindern beginnt und bis ins Jünglingsalter dauert. Die Lektüre Homers erstreckt sich über vier Jahre, und ich möchte keins davon missen. Von außen kommt der Knabe heran und arbeitet sich hinein; indem er fortschreitet und reifer wird, wächst nicht nur seine Kenntnis, sondern seine Art zu sehen entwickelt sich, seine Fähigkeit, sich in fremdartige Gedanken einzuleben. Zuletzt gewinnt er ein Bild von der Entwickelung poetischen Schaffens.

Noch zwei Autoren will ich erwähnen, denen ihr Platz in der Lektüre des Gymnasiasten neuerdings gern bestritten wird, weil man sie für entbehrlich hält. Vergil ist freilich kein schöpferischer Dichter; ohne Homer wäre er nicht denkbar, und ist er nicht zu begreifen. Aber abgeleitet ist, seit es die griechische gegeben hat, jede Geisteskultur; keine kann sich diesem Banne entwinden. Es kommt darauf an, innerhalb der historischen Bedingtheit frei zu sein, die Überlieferung, die uns nicht losläßt, zu beherrschen und so etwas Neues, Selbständiges zu schaffen. Davon ist Vergil ein glänzendes Beispiel. An ihm lernt der Schüler ein literarisches Kunstwerk aus seinen Elementen verstehen; und das übt den Blick für die Werke

solcher Kunst überhaupt. So kommt es ihm für das Verständnis und den Genuß dessen zugute, was die Poesie seines eigenen Volkes geschaffen hat, woran unmittelbar eine gleich sorgfältige Analyse zu üben unzart wäre. — Über Xenophon geringschätzig zu sprechen ist Mode geworden. Und gewiß: er war nicht ganz der Held, als den er selber sich erscheinen lassen möchte; das Bild, das er von Sokrates gezeichnet hat, mutet etwas hausbacken an, zumal wenn man den platonischen Sokrates danebenhält. Aber eben um dieses Vergleiches willen müssen wir uns glücklich schätzen, beide zu besitzen. Kann es, wenn man die Wirkung von Mensch zu Menschen studieren will, etwas geben, was mehr fördert, als zu sehen, wie derselbe Lehrer in den Köpfen von zweien seiner Schüler sich darstellt, wie die Ausstrahlung eines starken Geistes den kleinen behaglich erwärmt, den ebenbürtigen Geist zu leuchtender Flamme entzündet hat?

Der Name „Platon“ umfaßt für uns den ganzen inneren Reichtum griechischen Wesens, wie „Perikles“ die Herrlichkeit und Fülle seiner sichtbaren Ausgestaltung. Wie mag der jugendliche Denker zu der Schöpfung des großen Staatsmannes aufgeschaut haben, den er nicht mehr erlebt hatte! — Das könnte man sich ausmalen. In Wahrheit war Platon der erbittertste Gegner perikleischer Politik: eine Mahnung an jene, für die, weil sie nur ganz von weitem hinsehen, Alt-Hellas wie eine in sich ruhende Einheit erscheint. Zwei leuchtende Punkte am Himmel, die für unser Auge zu einem Doppelstern verschwimmen, bedeuten Sonnen, die durch Welträume voneinander getrennt sind. Aber nicht nur diese Lehre wollen wir aus Platons Gegnerschaft gegen Perikles entnehmen. Sie hat ihm Anlaß gegeben, die grundlegenden Probleme der Staatskunst mit einer Klarheit und kühnen Folgerichtigkeit zu erörtern, die noch heute die beste Handhabe bietet, um einen zum Jüngling erwachsenen Knaben in staatsbürgerliches Denken einzuführen. Denn die eigene Politik unserer Zeit gehört nicht in die Schule. Für die Zöglinge einer Realanstalt geben geistvolle Schriftsteller, bedeutende Redner der Franzosen und Engländer eine Fundgrube zum Herausarbeiten politischer Begriffe, dem Gymnasium bleiben Griechen die Führer, in erster Linie Platon; wie überhaupt die Bildung auch des historischen Sinnes in beiden Arten von Schulen an verschiedenen Stoffen gewonnen wird — oder werden sollte.

Wenn aber wirklich in der Weise, die ich zu skizzieren versucht habe, die Bildungswege differenziert werden, so muß ja das Resultat, das

erreicht wird, in jedem Falle etwas Unfertiges behalten! Daraus ergeben sich Bedenken, die wir nicht ungeprüft lassen dürfen.

Zunächst wird man sagen: die höhere Schule führt dann nicht mehr zu dem Abschluß, den die Hochschule verlangt. Nun gut, dann mag diese ihr Verfahren, die Art, wie sie an Vorhandenes anknüpft, revidieren. Im Prinzip wird wohl darüber kein Streit sein: es kommt nicht so sehr darauf an, daß bestimmte Kenntnisse, als daß entwickelte Fähigkeiten mitgebracht werden — zu sehen, zu vergleichen, zu urteilen. Machen wir einmal Ernst mit diesem Grundsatze! — Aber schon jetzt, heißt es, sind die mathematischen Vorkenntnisse eines Studenten, der vom Gymnasium, und eines, der von der Oberrealschule kommt, so ungleich, daß es kaum möglich ist, für beide dasselbe Kolleg zu lesen, und künftig wird das ganz unmöglich sein. Dies erlaube ich mir zu bezweifeln. Ein Professor, der analytische Geometrie oder Differenzialrechnung vorträgt, baut sein System doch von Grund aus erst selber auf; und dabei hindert ihn niemand, dafür zu sorgen, daß, während dem einen seiner Zuhörer neuer Stoff gegeben wird, auch der andre an neuen Gedanken und Anschauungen nicht leer ausgeht. In den Naturwissenschaften sodann, insbesondere in der Physik, bereitet die Verschiedenheit der Absichten bei Medizinern und künftigen Lehrern größere Schwierigkeiten, die doch bis jetzt ruhig ertragen worden sind, als die verschiedene Vorbildung von Abiturienten der Gymnasien und der Realanstalten. Auf der andern Seite um Jurisprudenz, um Geschichte des Mittelalters oder Altertums zu studieren, ist freilich der Gebrauch des Lateinischen bzw. Griechischen unerläßlich. Man wolle nur Vorlesungen und Seminare so einrichten, daß ein Teilnehmer, dem die Übung darin mangelt, sich täglich, ja stündlich daran erinnert fühlt: dann wird er schon von selbst das Fehlende nachholen, um nur mit Verständnis folgen zu können. Gleiches gilt für das Studium der neueren Sprachen. Eine Bescheinigung darüber zu fordern, daß jemand sich die Elemente des Lateinischen oder Griechischen angeeignet hat, hilft gar nichts, wenn man meint — und dieser Irrtum stellt sich gar zu leicht ein —, daß dadurch der Betrieb der Studien selber von der Pflicht steten Verkehrs mit der alten Sprache entlastet werden könne.

Aber unvollständig scheint ein Bildungsgang, wie ich ihn empfehle, auch insofern zu bleiben, als ihm bis zuletzt und noch am Ziele die innere Ausgeglichenheit fehlt, die doch gewonnen werden müßte. Einer der Punkte, die Kerschensteiner als maßgebend für die Gestaltung der Schulen

hingestellt hat, war „die widerspruchslose Entwicklung der Psyche des Zöglings oder die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Form, welche die Bildungsarbeit dem Zögling geben soll". Da sind wir wirklich — in aller Verehrung sei es gesagt — verschiedener Ansicht.

Die Forderung erinnerte mich an eine ähnliche von Wilhelm Rein in seinem Kompendium der Pädagogik, die ich, so wie sie da formuliert ist, gern einmal in der Staatsprüfung zum Ausgangspunkte des Gesprächs genommen habe: „In der Erziehungsschule sollen die Vorstellungen zu einer widerspruchslosen Einheit vereinigt erscheinen." Wie ist das möglich bei der Fülle der Probleme, von denen die Menschheit aufgewühlt wird? Gewiß ist jedem Heranwachsenden zu wünschen, daß unter den Menschen, die auf ihn wirken, sich auch recht harmonische Naturen befinden; im allgemeinen wird das eher eine Frau sein als ein Mann, und eher eine ungelehrte Frau als eine gelehrte. Aber von der Schule, von jedem Lehrer dies fordern? Unmöglich. So von Gegensätzen in Anspruch genommen, so von Rätseln geplagt wie die Welt um uns her ist auch die Seele dessen, der lebendig in ihr steht. Mögen unsre Schüler das wissen. Es schadet nichts, ja es ist heilsam. Wir wollen doch Männer erwachsen lassen, die nachher im Leben standhalten, wenn innerer Kampf sie erschüttert. Da kann es manchem die entscheidende Hilfe sein, wenn er sich des Lehrers erinnert, der fest und klar seinen Weg ging und doch die unter seinen Schülern, die hellere Ohren hatten, vernehmen ließ, wie er sich nicht einbilde, alle Zweifel und Fragen ins reine gebracht zu haben, wie er wohl wisse und sich im stillen dessen freue, daß er kein ausgeklügelt Buch sei, sondern auch er ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Lebensfragen.



XXV.

Was ist Patriotismus?

Rede

zum Geburtstag des Kaisers am 22. März 1886
im Königl. Gymnasium zu Kiel gehalten.

[Als Broschüre erschienen im Verlage von Lipsius u. Tischer, Kiel 1886.]

Es ist für den Menschen ein frohes und stolzes Gefühl, wenn er mit vielen seinesgleichen sich in demselben Gedanken zusammenfindet, wenn er dann diesem gemeinsamen Gedanken einen kräftigen und feierlichen Ausdruck geben darf. Zu solchem stolzen und frohen Gefühl gibt der Geburtstag unseres Kaisers uns den Anlaß. Groß und klein, arm und reich, vornehm und gering: in einmütiger Gesinnung sind heute alle verbunden; und wo irgend auf dem weiten Erdenrund deutsche Männer zusammenwohnen, da wird der Tag festlich begangen, der für König Wilhelm den Beginn des 90. Jahres eines an Arbeit und an Erfolg reichgesegneten Lebens bedeutet. Mit ganzem Herzen nehmen auch wir teil an der allgemeinen Freude. Auch wir verehren dankbar das kluge Walten des Herrschers, der seit länger als einem Vierteljahrhundert den Staat regiert, in dessen Schutze wir leben; mit jubelndem Zuruf huldigen wir dem glänzenden Kriegshelden, unter dessen glorreicher Führung seine Heere, unsere Freunde und Brüder, dem preußischen und dem deutschen Namen unvergänglichen Ruhm erkämpft haben; wir neigen uns in Ehrfurcht vor dem großen Manne, der, im Greisenalter zur Herrschaft berufen, mit starker Hand eingriff in den Gang der Geschichte und dem Stücke derselben, das zu erleben uns beschieden ist, Ziel und Richtung bestimmt hat. Sonst gilt es beinahe als ein Vorrecht des Alters, daß es mit seinen Gedanken und Wünschen gern bei der Vergangenheit verweilt; man mag den Greis nicht schelten, der sich mißmutig oder doch gleichgültig abwendet von dem jungen Leben, das um ihn her emporblüht; als seltener Vorzug wird es ge-

rühmt, wenn ein alternder Mann offenen Sinn und unbefangenes Verständnis sich bewahrt hat für die neuen Gedanken, die das nachfolgende Geschlecht beschäftigen. Wie erhaben steht auch in dieser Beziehung die ehrwürdige Gestalt unseres Kaisers über dem gewöhnlichen Treiben der Menschen! Aufgewachsen in den Anschauungen einer vergangenen Zeit, ist er es gewesen, der mit klarem Blicke die Aufgaben erkannte, die dem preußischen Staate für die Zukunft gestellt waren; mit jugendlichem Mute hat er, als siebzigjähriger, es unternommen diese Aufgaben zu lösen; er selbst hat mit männlich entschlossenem Handeln einen großen Teil des Werkes vollendet. Darum ist es recht, daß wir alle wetteifern in der herzlichen Verehrung, die wir ihm darbringen: die Alten, die noch erzählen können von den schlimmen Zeiten der Zerrissenheit und Schwäche, denen die Gründung des neuen deutschen Reiches hoffentlich für immer ein Ende gemacht hat; wir jüngeren Männer, die wir vom Anfang in das neu errichtete Haus eingetreten sind, um darin, jeder an seinem kleinen Platze, zum völligen Ausbau mitzuwirken in frischer und freudiger Arbeit; und ihr, Knaben und Jünglinge, denen heute wohl noch die heitere Außenseite des Festes, Fahnenschmuck und Trompetenschall und das bunte Schauspiel der Truppen, die im Paradeschritt vorüberziehen, mehr am Herzen liegt als die ernsten Gedanken, zu denen ein solcher Tag auffordert.

Und doch sollen euch auch diese ernsten Gedanken nicht ganz fern bleiben. Schon die jüngsten unter euch sind alt genug, um zu ahnen, daß der Geburtstag des Kaisers mehr bedeutet als den Gewinn eines freien Tages; und die älteren sind recht wohl imstande zu begreifen, daß es zwar eine schöne Sache ist, in den lauten Jubel der Menge freudig mit einzustimmen, daß aber diese Freude nur dann einen Wert hat, wenn in ihr ein herzhafter Sinn sich ausspricht, der bereit ist, ähnliche Opfer wie die, durch welche der gegenwärtige Ruhm des deutschen Namens für uns alle mit erkauft worden ist, auch selber, wenn es sein muß, zu bringen. Denn nicht mit Hüteschwenken und Hurrarufen sind die Taten getan worden, die uns das neue Reich gegründet haben. Schwer und blutig war die Arbeit des Kampfes, in dem unsere braven Truppen einem starken und erbitterten Feinde den Sieg abgerungen haben; nicht blutig, aber vielleicht nicht minder schwer die Arbeit des Friedens, die bis jetzt getan worden ist, um den Gewinn des Sieges zu sichern. Und da wir Menschen sind, so dürfen wir uns freuen, daß uns auch für die Zukunft eine Zeit ruhigen Behagens nicht gegönnt ist. Jeden Augen-

blick kann es gelten, den Bestand des Reiches gegen das Andringen äußerer Feinde von neuem zu schützen; jeden Augenblick gilt es, darüber zu wachen, daß im Innern die mannigfaltigen Kräfte des Geistes und des Charakters, an denen unser Volk reich ist, nicht in feindseligem Hader gegenseitig sich aufreiben, sondern in fröhlichem Wettkampfe zum Gedeihen des Ganzen zusammenwirken. Ihr alle, liebe Schüler, seid berufen an solchem Kampfe teilzunehmen; nicht alle als Führer und Berater, aber alle, das hoffe ich, als tüchtige Männer, deren jeder mit seiner ganzen Kraft den Platz ausfüllt, an den er gestellt wird. Auch der einzelne Mann, der in Reihe und Glied mitgeht, muß nicht nur seine Waffen zu führen verstehen, sondern auch wissen, daß er für eine gute und große Sache kämpft; sonst ist er ein Mietling, der in Anstrengungen und Gefahren nicht standhält. So muß auch der, dessen Arbeit im Staate Nutzen schaffen soll, nicht nur die Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen, die sein Beruf erfordert; er muß auch wissen, weshalb er arbeitet: nicht nach eigenem Belieben und nicht bloß zu eigenem Gewinn, sondern nach einem großen, gemeinsamen Plane und zum Besten der Gesamtheit. Ihr alle wünscht euch, dereinst die Gesinnung zu besitzen, die zu solcher Arbeit Kraft gibt. Wenn sie mit einem einzigen Worte bezeichnet werden soll, so nenne ich sie „Patriotismus“. Laßt uns die feierliche Stunde, in der wir hier versammelt sind, benutzen, um uns klar zu machen, was mit dem Namen gemeint ist.

Dem übertriebenen Eifer, mit dem in neuester Zeit wunderliche Menschen danach streben, die deutsche Sprache von allen und jeden Fremdwörtern zu reinigen, ist das Wort „Patriotismus“ noch nicht zum Opfer gefallen und wird ihm schwerlich zum Opfer fallen. Deutlicher als an manchem anderen Beispiel zeigt sich an diesem, daß es nicht immer möglich ist eine vollgültige Übersetzung für ein Fremdwort zu finden. Auch wenn wir von „Vaterlandsliebe“ sprechen, so bezeichnen wir damit nur einen Teil der Empfindungen und Gedanken, die den Begriff des Patriotismus ausmachen. Freilich, einen wichtigen, grundlegenden Teil: die natürliche Anhänglichkeit an den Boden, auf dem wir erwachsen, an die Menschen, in deren Mitte wir erzogen sind. Dieses Gefühl der Anhänglichkeit lebt in einem jeden; zu deutlichem Bewußtsein kommt es erst dem, der lernen muß die Heimat zu entbehren. Nicht bloß der Verbannte klagt um das, was er verloren hat; auch wer ohne Widerstreben in der Fremde verweilt, mag er noch so sehr an blühendem Glück sich erfreuen, oft werden ihm die Gedanken heimwärts schweifen

Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

Diese Empfindung ist so alt wie das Geschlecht der Menschen, das auf Erden lebt, und ist heute so mächtig wie damals, als der griechische Sänger das unvergängliche Lied sang, dem die Sehnsucht nach dem Vaterlande Seele und Leben gegeben hat. Wie viel bewegter und ausgebreiteter und mannigfaltiger auch das Leben jetzt sich abspielt, unverletzlich und heilig bleibt in der Brust jedes rechtschaffenen Menschen die Liebe zu dem Stückchen Erde, das seine Heimat ist, die Erinnerung an das, was er auf diesem Stück Erde erlebt hat.

Man hört wohl manchmal sagen, dergleichen Sentimentalität sei in unserem klugen neunzehnten Jahrhundert ein überwundener Standpunkt; Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen hätten die Räume überbrückt, die in früherer Zeit Länder und Völker trennten; die ganze bewohnte Erde sei ein großes Reich geworden, unser aller Vaterland. Dieses leichtfertige Gerede hat nicht einmal den Vorzug der Neuheit. Schon im Altertum gab es Leute genug, die sich zu dem Wahlspruch bekannten:

πατρὶς γάρ ἐστι πᾶσ' ἵν' ἂν πράττῃ τις εὖ.

„Überall da ist dein Vaterland, wo es dir wohl ergeht." Wenn man das Körnchen Wahrheit, das vielleicht in jedem Irrtum verborgen liegt, aus diesem herausschält, so ist es der Gedanke, daß ein Mensch überall sich wohl zu fühlen vermag, wo es für ihn Pflichten zu erfüllen gibt; das Gefühl der Befriedigung, das dadurch erworben wird, nimmt jeder mit sich, der es überhaupt kennt. Aber etwas anderes ist doch noch die herzliche Freude, mit welcher der Landmann den Boden bestellt, der seine Väter ernährt hat, mit welcher der Bürger, auch wenn er in seinem Leben vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt hat, doch selbst wieder als Mann im Kreise derer wirkt und schafft, die von Kindheit an mit ihm dieselbe Luft geatmet, dieselbe Sprache geredet, dieselben Sitten von den Eltern empfangen haben. Die meisten von euch, liebe Schüler, haben das Glück, daß sie in fest begrenztem Raume ihre Jugend verleben. Erst in späteren Jahren, wenn ihr hinausgetreten seid in die weite Welt, teil nehmt an dem verwirrenden, ruhelosen Treiben unserer großen Städte, wenn dann einmal die vertrauten Laute der vaterländischen Mundart euer Ohr treffen und euch wie mit einem Schlage

die blauen Buchten der Ostsee, die hohen Buchenwälder und grünen Hecken eures Heimatlandes vor die Seele rufen: erst dann werdet ihr erkennen, was ihr an dem Heimatsgefühl besitzt, das ihr mit hinausnehmen dürft. — Aber ihr werdet dann auch alt genug geworden sein, um selber zu wissen, daß dieses Gefühl zwar das älteste und liebste, aber nicht das einzige und vielleicht im späteren Leben auch nicht das wirksamste ist, das euch mit anderen Menschen, mit euren Mitbürgern verbindet. Vaterlandsliebe ist ein Element des Patriotismus, aber sie ist nicht er selbst.

Bei vielen alten Völkern hat sich die Sage erhalten von einer schönen Vorzeit, da die Menschen in friedlichem Beisammensein und in mühelosem Genuß, wie im Paradiese, dahinlebten. Ihr habt beim Ovid von dem goldenen Zeitalter gelesen, in dem ewiger Frühling herrschte, die Erde ungepflügt ihre Früchte trug und die Menschen mit der Nahrung sich begnügten, welche die Natur freiwillig ihnen darbot; Arbeit gab es nicht und keinen erworbenen Besitz und keinen Streit um den Besitz; von selbst tat jeder das Rechte, Unrecht und Sünde kannte man nicht, nicht Gesetz und Strafe. Wenn es einen so glücklichen Zustand auf Erden jemals wirklich gegeben hat, so ist er durch eine tiefe, unausfüllbare Kluft von allem Späteren getrennt und steht außer Zusammenhang mit der Geschichte unseres Geschlechtes, die wir kennen. So weit wir diese rückwärts verfolgen können, bis in die fernsten Zeiten des Altertums hinauf, überall finden wir — und es ist für jeden von uns tröstlich das zu wissen — Mühe und Arbeit als den Inhalt des menschlichen Lebens. Im Kampf mit wilden Tieren mußten die ältesten Bewohner der Erde ihr Leben verteidigen; im Schweiße ihres Angesichts lernten sie den Acker zu bestellen, Wohnung und Kleidung sich selbst zu verschaffen; durch angestrengtes Nachdenken erfanden sie die Geräte, deren sie zu dem allen bedurften. Und wo immer die Betriebsamkeit des einen etwas Gutes geschaffen oder erworben hatte, da blieb der andere nicht lange fern, der es versuchte, ihn mit Gewalt aus seinem Besitze zu verdrängen: zu den Gefahren, mit denen die Natur den Menschen umgeben hatte, kam sehr bald als neue, nicht am wenigsten furchtbare die, welche ihm von seinesgleichen drohte. In einem so mannigfaltig bedrängten Dasein konnte kein einzelner mit seiner Kraft standhalten; man bedurfte der gegenseitigen Hilfe, der verbundenen Tätigkeit, wie sie von einem geordneten Gemeinwesen geübt wird. Deshalb war es unvermeidlich, daß schon die ältesten Menschen zu einem

geregelten Zusammenleben, zu einer Art von Staat, sich verbanden, oder richtiger: daß sie zu einem solchen verbunden waren. Der Unterschied liegt nicht bloß in den Worten; wir befinden uns hier in der Nähe eines Irrtums, vor dem ich euch warnen möchte.

Geistreiche Männer haben die Vermutung aufgestellt, daß der Zustand, der ursprünglich auf der Erde herrschte, nicht nur äußerlich dem paradiesischen Frieden sehr unähnlich, sondern daß auch die Gesinnung der Menschen gegen einander eine durchaus unfreundliche, kriegerische gewesen sei; jeder eine habe jeden anderen als seinen Feind betrachtet und als solchen verfolgt. Erst allmählich sei man zu der Erkenntnis gekommen, daß in einem solchen Kriege aller gegen alle jeder einzelne am schlimmsten daran sei. Nun hätten die Menschen, jeder um sich selbst zu schützen, einen Vertrag geschlossen; eine gemeinsame Regierung sei eingesetzt worden, der sich alle freiwillig unterwarfen, um durch sie Sicherheit des Lebens und des Eigentums zu erlangen. Auf solche Weise habe zuerst ein Staat sich gebildet, jeder vorhandene Staat sei aus solchem Ursprunge zu erklären. Wenn dies richtig wäre, so müßte unser Verhältnis zum Staate ein sehr einfaches, geschäftsmäßiges sein: jeder würde sich den Gesetzen fügen, um durch sie wieder geschützt zu werden; die Bürger würden Steuern zahlen, um an dem Gewinn einer gemeinsamen Verwaltung teilzunehmen; die Beamten würden tun, was ihnen aufgetragen wird, um dafür bezahlt zu werden. Alle würden vielleicht die übernommenen Verpflichtungen pünktlich und gewissenhaft erfüllen; der Staat könnte äußerlich bestehen, wie er wirklich besteht; aber wir würden ihm mit unserem Herzen ebenso kühl und gleichgültig gegenüberstehen wie jeder anderen Versicherungsgesellschaft. — Das würde so sein, wenn jene Lehre vom Ursprunge des Staates richtig wäre. Sie ist aber falsch. Denn sie beruht auf der Voraussetzung, daß jeder Mensch von Natur ein durchaus selbstsüchtiges Wesen, von Haß gegen jeden anderen Menschen erfüllt sei. Diese Voraussetzung entspricht nicht der Wirklichkeit. Zwar steckt in uns allen viel Selbstsucht, in den meisten so viel, daß wir an dem Kampfe dagegen unser Leben lang zu kämpfen haben; aber so teuflisch ist kein Mensch geschaffen, daß nicht in seinem Herzen dieser bösen Macht eine gute entgegenstünde, die Macht des Mitgefühls, der Liebe, die ihn mit anderen Menschen verbindet. Deshalb ist jener Urzustand des Krieges aller gegen alle überhaupt nicht denkbar. Wo es Menschen gibt, da gibt es freilich überall Zwietracht und Kampf; überall aber auch Zuneigung

und Treue und Opferfreudigkeit und herzliche Gemeinschaft. So ist es jetzt, so muß es in den frühesten, rohesten Zeiten gewesen sein: sobald es Menschen gab, muß es unter ihnen solche gegeben haben, die von selbst, ohne eigennützige Berechnung, sich untereinander verbunden fühlten. Ja, wenn wir versuchen wollten es uns anders vorzustellen, es würde uns nicht gelingen. Davon habt ihr ein merkwürdiges Beispiel.

Die älteren unter euch erinnern sich aus der Odyssee einer Stelle, wo der Dichter das wilde Volk der Kyklopen schildert, wie sie getrennt voneinander in den Höhlen des Gebirges wohnen, ohne ratgebende Versammlungen, ohne Rechte und Gesetze. Offenbar soll ein Leben beschrieben werden, in dem noch jeder Ansatz zu politischer Gemeinschaft fehlt. Aber indem der Erzähler recht deutlich hervorheben will, daß keiner sich um den anderen kümmert, fügt er hinzu: jeder einzelne waltet als Richter über seine Frauen und Kinder; als ob nicht gerade dadurch der Anfang bezeichnet wäre zu derjenigen Art von Vereinigung, durch welche die Menschen später zum Staatsleben geführt worden sind. Ohne solche Vereinigung ist eben ein Dasein menschlicher Wesen überall nicht denkbar. Von Natur, sagt Aristoteles, ist der Mensch ein staatbildendes Geschöpf. Die älteste und einfachste Form, in der diese staatbildende Kraft sich geäußert hat, ist die Familie; aus ihr ist der weitere Zusammenhang der Blutsverwandtschaft hervorgewachsen, der die Grundlage fast aller Staaten in früherer Zeit bildete und der meisten noch heute bildet. Deshalb ist als zweites wichtiges Element einer patriotischen Gesinnung mit dem Gefühle der Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden verschmolzen das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft seiner Bewohner, ein Band, das auch über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus die Genossen eines Volkes zusammenhält.

Nirgends war dieses Bewußtsein stärker ausgebildet als bei dem Volke des Altertums, das im stolzen Gefühle seiner geistigen Überlegenheit allen Fremden gegenüberstand und diesem stolzen Gefühle dadurch Ausdruck gab, daß es die anders redenden mit geringschätzigem Namen als Stammelnde, als Barbaren bezeichnete. Aber gerade die Griechen können uns lehren, daß doch auch der Gedanke an die gemeinsame Abstammung nicht die letzte, höchste Kraft des Patriotismus ausmacht. In Augenblicken gewaltiger Begeisterung, wie sie der Kampf gegen den asiatischen Erbfeind brachte, oder beim frohen Fest der olympischen Spiele, wenn die Menge, die aus allen Gauen von Hellas, von allen Inseln und fernen Küsten zusammengekommen war, dem Sieger zujubelte:

da mochten sie fühlen, daß sie ein großes Volk seien in einer Sprache denkend, von einem Geiste beseelt. Aber solche Augenblicke der Begeisterung vermochten sie nicht zu schützen gegen die kleinliche Mißgunst, gegen die grimmige Zwietracht der Parteien, durch welche Griechenland in blutigen Kämpfen den eigenen Wohlstand nach kurzer Blüte mutwillig, möchte man sagen, zerstört hat. Dem Volke fehlte die sittliche Kraft, das, wozu die Natur ihm die Möglichkeit verliehen hatte, durch eigenen, freien Entschluß auszuführen.

Es könnte scheinen, als widerspreche dieser Vorwurf dem, was vorher gesagt wurde, da ich es für undenkbar erklärte, daß durch einen freiwillig geschlossenen Vertrag, also durch bewußtes menschliches Handeln der Begriff des Staates geschaffen worden sei. Aber der Widerspruch ist nur ein scheinbarer; denn das ist sehr wohl denkbar und ist oft genug wirklich geschehen, daß menschliche Überlegung und menschliche Tatkraft das, was von selbst geworden war, umgebildet hat. An Stelle der natürlichen Staaten, wie sie den Unterschieden der Völker entsprechen würden, sind andere getreten, in denen die von der Natur gezogenen Grenzen zum Teil freilich befestigt, zum Teil aber auch durchbrochen oder verschoben sind. In unserer Zeit bieten die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika bemerkenswerte Beispiele solcher selbstgeschaffenen politischen Gemeinwesen; unabhängig von den natürlichen Bedingungen nationaler Zusammengehörigkeit ist in ihnen durch geschichtliche Entwickelung, also durch menschliches Denken und Tun, das gemeinsame Staatsbewußtsein der Bürger auf eine achtunggebietende Höhe geführt worden. Vollends aber im Altertum hat dasjenige Volk, das für alle späteren der Lehrmeister jeder politischen Weisheit und Tugend geworden ist, gleich in seinem Ursprunge von den Schranken der Blutsverwandtschaft sich freigemacht. Denn darauf beruhte von Anfang an die Bedeutung der römischen Macht, daß in der Mitte des italischen Landes an geographisch wichtiger Stelle, wo drei verschiedene Volksstämme mit ihren Grenzen sich berührten, ein Staatswesen gebildet wurde, das weder etruskisch noch sabinisch noch latinisch war, sondern in einer Vereinigung dieser drei Elemente bestand. Wie diese Vereinigung sich vollzogen hat, davon weiß die Geschichte nichts zu berichten; daß sie einmal stattgefunden hat, bestätigen uns deutlich erkennbare Spuren, die sich in Namen und Worten der römischen Sprache, in Gebräuchen und Einrichtungen des römischen Lebens erhalten haben. Und doch hat es niemals und nirgends in der Welt ein Volk gegeben, in welchem

der Gemeinsinn der Bürger, die Überzeugung jedes einzelnen, daß er nur um des Ganzen willen da sei, mächtiger gewirkt hätte als in den Römern. Soll ich euch an Regulus erinnern, der die Hoffnung der Feinde, daß er ihren Plänen dienen werde, zuschanden machte und dann furchtlos einem martervollen Tode sich auslieferte? oder an Brutus, der als Konsul seine beiden Söhne, weil sie zu Verrätern an der Republik geworden waren, zum Tode verurteilte, der mit männlichem Mute es mit anzusehen vermochte, wie die Schuldigen an den Pfahl gebunden, mit Ruten gepeitscht, vom Liktor enthauptet wurden? Es wäre ein müßiges Geschäft, die Beispiele zu häufen. Die Geschichte von sieben Jahrhunderten legt Zeugnis ab für den Opfermut der römischen Bürger, der durch keine Beschwerden des Krieges, durch keine Not und Sorge daheim gebrochen werden konnte, Zeugnis für die Strenge und Unparteilichkeit der römischen Beamten, die gleich weit entfernt blieb von jener gutmütigen Schwäche, welche unmerklich zur Gewissenlosigkeit hinüberleitet, wie von der grausamen Härte, die ein Gesetz darum begierig ergreift, weil es der eigenen Leidenschaft als Waffe dient. Denn der würde den Römern unrecht tun, der behaupten wollte, daß ihnen unbeugsamer Sinn und rücksichtsloses Handeln an sich selbst als etwas rühmenswertes erschienen seien: dem Vaterlande mußten diese Kräfte dienen, wenn sie dem, der sie übte, den Beifall seiner Mitbürger verschaffen sollten. Dies wird uns deutlich an dem Schicksal eines Mannes, der von Natur vor vielen anderen befähigt schien ein großer Römer zu werden, der aber in der Verbannung und im Elend gestorben ist, weil er mit all seinen glänzenden Taten kein anderes Ziel verfolgt hatte als die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes. Coriolan mußte untergehen, nicht weil er ein stolzer Patrizier war, sondern weil er die Kraft nicht in sich besaß, welche den Inbegriff aller römischen Tugend ausmachte, die Kraft der patriotischen Gesinnung.

Laßt uns noch einen Augenblick verweilen bei diesem römischen Patriotismus! Was bedeutet er für uns? Werden wir die Härte, zu der er nicht selten geführt hat, als ein Ideal, nach dem auch wir zu streben hätten, uns vor Augen stellen? Ich glaube nicht. Aber wir sollen uns durch sie auch nicht abschrecken lassen; wir sollen nach dem sittlichen Grunde suchen, auf dem ein so gewaltiger Bau hat aufgeführt werden können; denn auf diesem Grunde wollen auch wir unser Leben im Staate aufbauen. Wenn der Patriotismus erst vollendet wird durch den freien Entschluß, durch den wir unser eigenes Wohl dem des Staates

unterordnen, so dürfen wir weiter fragen: was treibt uns zu solchem Entschluß? — Die Antwort auf diese letzte Frage liegt nun nicht mehr fern.

Es ist euch oft gesagt worden, und ich selbst habe heute daran erinnert, daß das sittliche Leben eines Menschen darin besteht, den Egoismus, der allen angeboren ist, zu bekämpfen. Um in diesem Kampfe standzuhalten, dazu reicht es nicht aus, daß man sich den Sieg recht lebhaft wünscht; mit ernstem Willen und mit Zähigkeit muß man danach ringen. Denn unzählig und unaufhörlich sind die Versuchungen, welche uns dazu bringen wollen die Waffen zu strecken. Daß die Sorge für unsere Existenz und für das äußere Behagen des Lebens einen beträchtlichen Raum in unseren Gedanken einnimmt, ist unvermeidlich und natürlich; um so kräftiger sollen wir uns bemühen, daß sie nicht den ganzen Inhalt derselben ausmache. Der Arbeit für den Besitz von Gütern, die wir selbst genießen, soll die Arbeit für das Wohl anderer Menschen das Gleichgewicht halten; das Nachdenken über uns selbst, über unseren Charakter und unsere Fähigkeiten, diese feinere und so viel gefährlichere Form der Selbstsucht, sollen wir zurückdrängen dadurch, daß wir für andere denken. Denn indem wir mit uns selber beschäftigt sind, wird unser Sinn abwärts gezogen, unser Gesichtskreis enger, unsere Handlungsweise kleinlich und schlecht; je mehr wir für andere tätig sind, desto mehr erhebt sich unser Geist, unsere Gedanken erweitern sich, wir werden fähiger aus großen und edlen Beweggründen zu handeln. Wer deshalb ernsthaft danach verlangt, die Macht des Bösen in seinem Innern zu unterdrücken, einen besseren Menschen aus sich zu machen, der muß darauf bedacht sein, seine Kräfte einzusetzen in der Tätigkeit für das allgemeine Beste; aber nicht in willkürlichen Ausbrüchen einer unbestimmten und planlosen Begeisterung, sondern in wohlüberlegter und stetiger Arbeit, so daß er in einen großen, geordneten Zusammenhang bedeutender Aufgaben mit eingreift an der Stelle, für welche seine besondere Naturanlage ihn geschickt macht. Der Zusammenhang, in welchem dies geschehen kann, ist der der bürgerlichen Gesellschaft; die vernünftige Ordnung, nach welcher in ihr ein Glied dem anderen dient, sichert der Staat. Den Beamten stellt er an den Platz, an welchem seine Kraft am ergiebigsten ausgenutzt werden kann; dem Gelehrten führt er die Schüler zu, denen der Ertrag seines Denkens zugute kommen soll; und selbst diejenigen Berufsarten, in denen scheinbar jeder einzelne nur für den eigenen Erwerb tätig ist, wären gar nicht möglich ohne den höheren Zweck, dem sie durch den Staat dienstbar gemacht werden, indem sie einen Teil der

Leistungen übernehmen, die zum Bestehen der Gesamtheit erforderlich sind. Denn was unser Dichter vom Kaufmann rühmt:

> Güter zu suchen
> Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an,

das gilt ähnlich von jeder praktischen Tätigkeit, wenn sie mit rechtem Sinn, d. h. im Gedanken an das gemeinsame Gute, das sie stiften kann, geübt wird. Darum gibt es keinen Beruf, der an sich nicht geeignet wäre die besten und edelsten Kräfte der menschlichen Natur zur Entwickelung zu bringen; der sittliche Wert der Lebensarbeit eines Mannes wird nicht bestimmt nach der Größe der Wirkungen, die sie hervorbringt, auch nicht nach dem Maße der Fähigkeiten und Kenntnisse, die sie erfordert, sondern danach, wie weit der Mann von der Einsicht geleitet wird, daß er nicht für sich arbeitet, sondern für den großen Organismus, von dem er ein Glied ist.

Wenn wir unsere Stellung im Staate so auffassen, so ist sie von dem geschäftsmäßigen Verhältnis, das ich zuvor angedeutet habe, von Grund aus verschieden. Nicht nur pünktlich und gewissenhaft werden wir tun, was wir schuldig sind, um die Vorteile zu erlangen, die uns dafür zufallen, sondern aus voller Überzeugung und mit freudigem Eifer werden wir es tun, weil, indem wir dem Staate nützen, wir selbst besser werden. Und gewiß ist die Zahl derjenigen in unserem Volke nicht gering, die diesem Ziele nahe kommen, mag auch oft ihnen selbst der letzte, innerste Grund ihres Handelns nicht deutlich bewußt sein. Was hier als Liebe zum gesamten Staate erklärt wurde, das betätigen sie im Leben durch die herzliche Gesinnung, die sie ihren einzelnen Mitbürgern entgegenbringen. Man hat wohl behauptet, die Pflege dieser Gesinnung stehe im Widerspruch zu der Pflicht einer allgemeinen, die ganze Welt umfassenden Menschenliebe; nicht auf die Angehörigen desselben Staates dürfe das Gefühl der Gemeinsamkeit beschränkt bleiben; das gleiche Maß von Wohlwollen, von Bereitwilligkeit zur Hilfe in Not und Gefahr wie unseren Landsleuten seien wir allen Menschen schuldig. Diese Betrachtungsweise hängt innerlich zusammen mit der Ansicht, nach welcher die Liebe zum Vaterlande eine Schwäche wäre, deren man sich zu schämen hätte; aber wenn solche Ansicht vorher als eine verkehrte und beinahe frivole zurückgewiesen wurde, so erscheint jetzt der Kosmopolitismus in dem feierlichen Gewande einer ernsten, philosophischen Weltanschauung. Doch so geschickt man immer die Falten dieses Gewandes ordnen mag, es bleibt dünn und fadenscheinig und vermag

uns darüber nicht zu täuschen, daß nur eine elende Puppe dahinter steckt. Ohne Zweifel gibt es Pflichten, die wir auch den fremdestem Menschen, die wir selbst im Kriege dem Feinde unseres Landes gegenüber nicht verleugnen; aber diese Pflichten sind sehr wohl verträglich mit der engeren Verbindung, welche zwischen den Bürgern eines und desselben Staates besteht. Das Maß von Vertrauen, von Teilnahme, von Hilfsbereitschaft, welches diese untereinander sich beweisen sollen, auf alle Bewohner der Erde auszudehnen, ist für jeden, der nur ein Mensch ist und in menschlichem Kreise wirkt, unmöglich. Auch wären die Prediger des Weltbürgertums die letzten, welche einen Versuch damit machen möchten. Die erhabene Lehre, die sie im Munde führen, läuft zuletzt doch darauf hinaus, nicht daß die fremdesten Menschen ihnen ebenso nahe stehen wie ihre Landsleute und Mitbürger, sondern daß ihre Landsleute und Mitbürger ihnen ebenso fern stehen wie die fremdesten Menschen. Der Kosmopolitismus, so vornehm auch der Name klingen mag, ist in Wahrheit nichts anderes als eine schön ausgesprochene Phrase.

Uns Deutschen ist nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß wir gerade im schlimmen Sinne Kosmopoliten seien. Ob der Vorwurf berechtigt ist, ich weiß es nicht. Wenn er es nicht ist, so soll er uns doch ein Sporn sein danach zu streben, daß wir ihn nicht zu einem berechtigten machen, daß wir nicht um einer scheinbar höheren Pflicht willen unseren deutschen Patriotismus aufgeben. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß diesem eine noch ernstere Gefahr von entgegengesetzter Seite droht. Es gibt Leute, welche meinen, der Umfang des Deutschen Reiches sei zu weit, die Menge seiner Bewohner zu groß, nach ihrer angeborenen Eigentümlichkeit zu verschiedenartig, als daß in ihnen ein kräftiges Gefühl der Zusammengehörigkeit wirksam sein könnte; die Vereinigung, welche zurzeit bestehe, sei doch nur ein notwendiges Übel; im Grunde bleibe jeder der besonderen Art des Stammes treu, dem er von Geburt angehöre. Darauf ist zu antworten, daß hier ein Gegensatz künstlich geschaffen wird, der in Wahrheit gar nicht besteht. Unter den Einwohnern einer Stadt sind gewiß diejenigen nicht die schlechtesten Bürger, die mit ihren nächsten Verwandten und Freunden fest und treu zusammenhalten; das starke Bewußtsein der gegenseitigen Verpflichtung, das im engeren Kreise sich gebildet hat, kommt dem Gemeinsinn für einen viel weiteren Kreis zugute. Ebenso ist es in den größeren Verhältnissen des Staates. Die Liebe zu der Landschaft, die jeder von uns seine Heimat nennt, steht der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande nicht

n Wege; sie liegt auf dem Wege, den die Natur uns führt, aus dem
eschränkten Gebiet in das weitere, vom Besonderen zum Allgemeinen.
)er festere Zusammenhang, der die Bewohner einer Provinz, die
Jenossen eines Stammes umfaßt, ist, richtig verstanden, kein Hindernis,
ondern ein Bindemittel einer großen patriotischen Gesinnung. Nicht
bgleich wir mit unveränderlicher Treue jeder an der Liebe zu seinem
ngeren Vaterlande festhalten, sondern weil wir das tun, werden wir
nit unserem Herzen gute Preußen und gute Deutsche sein. Oder möchten
vir die Zeiten zurückwünschen, in denen jedes einzelne deutsche Land
en trügerischen Gewinn, von den anderen unabhängig zu sein, damit
ezahlte, daß es den Launen fremder Willkür preisgegeben war? War
ener Zustand glücklicher, oder ist es der gegenwärtige, da die vereinigte
Nacht der deutschen Stämme als die stärkste und festeste dasteht unter
en Mächten Europas, da im Innern des Reiches die künstlich gezogenen
Schranken gefallen sind und freier Raum geschaffen ist zur frischen Be-
ätigung aller lebendigen Kräfte?

Wohl uns, daß wir so fragen können, daß die Antwort auf solche
ragen nicht zweifelhaft ist! Wenn jemals sonst, so haben wir heute ein
Recht uns des Glückes zu freuen, daß unserem Patriotismus wieder ein
roßes Ziel gegeben ist, heute, da wir den Geburtstag unseres Kaisers
eiern, da wir in Dankbarkeit, in Bewunderung, in Ehrfurcht zu ihm
ufblicken, der so Gewaltiges vollbracht hat. Aber man soll große Männer
icht bloß verehren und bewundern, man soll von ihnen lernen. Ich
abe versucht euch zu erklären, was Patriotismus bedeute; wollt ihr
rfahren, wie er geübt wird, so seht auf das Leben unseres Kaisers. König
Wilhelm ist nicht der erste Herrscher aus dem Hause Hohenzollern, der
s als seinen Beruf erkannt hat, der erste Diener des Staates zu sein:
länzender als er hat keiner vor ihm diesen Beruf erfüllt. Und das
t das Erhabene an der Stellung des Herrschers, daß alles Gute, was
r schafft, nicht nur durch sich selbst wirkt, sondern durch die Macht, welche
on einem leuchtenden Vorbild ausgeht, zu einer unendlichen Wirkung
ch vervielfältigt. Denn wie unscheinbar oder verborgen auch der Platz
ein mag, den ein einzelner im Staate einnimmt, er wird diesen Platz
rst dann rechtschaffen ausfüllen können, wenn er sich bemüht, im kleinen
ieselben Tugenden zu üben, die der Größte im großen bewährt: rück-
chtslose Aufopferung des eigenen Behagens in der Sorge für das
Wohl anderer, unerschütterliche Treue in der Erfüllung von Pflichten,
nermüdlichen Eifer in angestrengter Tätigkeit. Auch ihr, liebe Schüler,

sollt einst so handeln; damit ihr dazu fähig werdet, deshalb seid ihr in diesem Hause versammelt. Denn nicht die geringen Bruchstücke menschlicher Gelehrsamkeit, die ihr etwa in eurem Gedächtnis davontragt, machen den Wert dessen aus, was die Schule euch geben soll, sondern daß ihr, ringend in ernster und oft harter Arbeit, die Kraft des Denkens und Wollens in euch stählt, welche das Leben von Männern fordert, die als tüchtige Bürger ihrem Vaterlande zu dienen verlangen. Es mag Tage geben, an denen auch die Besten unter euch dies Ziel vergessen, das ihnen vor Augen steht; daß ihr in einer Stunde festlicher Erhebung euch darauf besinnt, daß ihr den Entschluß in euch erneuert, rastlos vorwärts zu dringen, daß ihr durch solchen Entschluß gestärkt und ermutigt von der kurzen Freude des Festes zurückkehrt zu der langen Arbeit des täglichen Lebens: das bedeutet für euch der Geburtstag des Kaisers.

XXVI.
Schulandachten.

1.
Pharisäertum.

Flensburg, 15. August 1896.

Gesungen wurden die beiden ersten Strophen des Liedes: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir", dann das Evangelium des 11. Sonntags nach Trinitatis verlesen (Lukas 18, 9—14): vom Pharisäer und Zöllner.

Eines der herrlichsten Gleichnisse unter den vielen herrlichen, die
as Neue Testament enthält: schlicht und kurz und doch voll tiefen Ge-
altes; scheinbar auf den ersten Blick verständlich und einleuchtend, aber,
enn man ernstlich darüber nachsinnt, von überraschender Kühnheit in
em Gedanken, den es lehrt. Nicht der berufsmäßige Bekenner Gottes,
er hochangesehene Mann, der äußerlich gerecht und unanfechtbar gelebt
at, findet Gnade vor dem Allwissenden, sondern der von der Gesellschaft
lusgestoßene, der Sünder, der Buße tut.

„Aber was bedeutet dies Gleichnis für uns?" so mögt ihr fragen.
Bei uns gibt es keine Pharisäer und keine Zöllner; unter erwachsenen
Männern, die im öffentlichen Leben einen Beruf zu erfüllen haben, mag
nan ihres gleichen suchen". — Der Einwand wäre doch nicht berechtigt.
luch unter Schülern ist der Typus des Pharisäers ein wohlbekannter:
er fleißig und gewissenhaft arbeitet, gesetzlich und bescheiden sich hält,
ie zum Tadel Anlaß gibt, aber zugleich genau weiß, daß er alle diese
ortrefflichen Eigenschaften besitzt, und sicher erwartet, daß sie An-
rkennung und Lohn finden. — Nun sagt vielleicht mancher: „Auf mich
aßt das nicht. Ich bin kein Musterschüler, es kommt mir nicht darauf an,
inmal einen dummen Streich zu machen, ich arbeite nicht so peinlich
ewissenhaft wie der und der: dafür bilde ich mir aber auch nicht so viel ein
ie dieser und jener." Und indem er so spricht, ist er schon im Begriff
ich eine eigene Vortrefflichkeit zurechtzumachen, deren er sich rühmt mit
cht pharisäischem Behagen.

Mannigfaltig sind die Wege, auf denen der Versucher an uns herankommt, und verschieden je nach der Art des einzelnen die Gefahren, vor denen wir uns hüten müssen. Darum wollen wir nicht stolz sein, wenn wir gerade die Fehler nicht haben, die an einem anderen hervortreten, sondern demütig mit dem Psalmisten beten: „Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler. Amen.

Zum Schluß wurde die dritte Strophe des angefangenen Liedes gesungen.

2.

Reichtum.

Düsseldorf, 5. Juni 1899.

„Mir nach, spricht Christus unser Held", Str. 1 und 3. Dann das Evangelium des 1. Sonntags nach Trinitatis verlesen (Lukas 16, 19—31): vom reichen Manne.

Die Geschichte zeigt uns das Bild eines reichen Mannes, der in seinem Leben nur Glück und Freude genossen hat und dafür, wie es scheint, nach dem Tode bestraft wird durch Gottes strenges Gericht: in der Hölle muß er brennende Pein erdulden, während der Arme, der krank und hilflos vor fremder Haustür gelegen hat, in Abrahams Schoß Ruhe findet und Ersatz für alle Entbehrungen seines irdischen Daseins.

An harten Worten gegen den Reichtum hat es Jesus, der dies Beispiel den hochmütigen Pharisäern erzählt, auch sonst nicht fehlen lassen: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehe, als ein Reicher in das Reich Gottes." Man hat versucht, durch künstliche Deutung den Sinn dieser Worte zu mildern; aber es ist nicht anders. So freundlich und erbarmungsreich der Herr gegen jeden ist, der in Bedrängnis oder im Gefühl der eigenen Sünde seine Hilfe sucht, so entschieden spricht und handelt er, wo es gilt, das Schlechte und Gemeine zu verurteilen und zu bekämpfen. In diesem Kampfe verschmäht er jede Halbheit, jede vermittelnde Schwäche. Wie er mit geschwungener Geißel das Krämervolk aus dem Vorhofe des Tempels hinausjagt, ebenso fest entschlossen weist er vom Eintritt in das Reich seines Vaters jeden zurück, der im Genuß weltlichen Besitzes das Verständnis für die höheren geistigen Güter, die dem Leben erst einen würdigen Inhalt geben, und damit zugleich das Gefühl brüderlicher Gemeinschaft mit den Armen und Leidenden verloren hat.

Denn das lernen wir nun doch aus unserm Gleichnis: nicht der

Reichtum an sich ist das, was Jesus verdammt; sondern vor den sittlichen Gefahren will er recht dringend warnen, die er mit sich bringt. Der Arme, der vor der Tür des reichen Mannes lag, hätte sich gern gesättigt am Abfall von dem Tische des Reichen; aber nichts wurde ihm gegeben. Und wenn der Verstorbene bittet, daß ein Engel in das Haus seines Vaters gehen und seine noch lebenden Brüder beschwören möge, daß sie den Mahnworten des Propheten endlich ihr Ohr öffnen, so erkennen wir, von welcher Geistesart diese Menschen waren: auf Erwerb und Genuß bedacht, abgekehrt von jedem Gedanken, der nicht der Freude oder dem Gewinn dient, nichts fragend nach einem jenseitigen Ziele, das dem Leben schon auf Erden die Richtung bestimmen soll.

Auch wir, liebe Schüler, leben in einer Zeit und insbesondere in einer Stadt, die den Gegensatz von Reich und Arm in ähnlicher Schroffheit enthalten, wie das Evangelium ihn zeigt. Auch an viele von euch werden dereinst die Gefahren des Reichtums herantreten, ja es mag manche unter den älteren geben, die schon jetzt von solchen Gefahren berührt werden. Wartet nicht ab, bis ihr selber merkt, daß das Böse über euch kommt, sondern rüstet euch dagegen im voraus. Meint nicht, aus der Erzählung vom armen Lazarus könne man lernen, wie schlecht zu Jesu Zeiten das jüdische Volk war, lernt vielmehr daraus, wie schlecht zu allen Zeiten die Menschen werden können, wenn sie über irdischem Treiben das Eine vergessen, was not tut. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Zum Schluß wurde das Vater Unser gebetet, dann Str. 7 des Liedes gesungen.

3.

Unrechtleiden.

Düsseldorf, 9. Mai 1900.

Dasselbe Lied wie bei 2; dann die Epistel des Sonntags Misericordias domini vorgelesen: 1. Petri 2, 21—25.

Liebe Schüler! Der menschlichen Natur tief eingewurzelt ist das Verlangen nach gerechter Beurteilung und Behandlung, der Unwille, wenn sie versagt wird. Auch in euren Reden, wo ihr einmal Anlaß zu haben meint oder dazu gestimmt seid, über das, was euch widerfährt, zu schelten, ist keine Klage häufiger als diese: „Das ist eine Ungerechtigkeit,

das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen.“ Wenn ihr später einmal selbständig im Leben steht, so werdet ihr einsehen, daß es nirgends eine Stelle gibt, wo euer Tun und eure Leistungen mit so sorgfältiger Abwägung des einen gegen den andern, mit so viel billiger Rücksicht auf das, was ihr gewollt und gekonnt habt, und das heißt: so gerecht, beurteilt werden wie in der Schule. Die fremden Menschen, unter denen ihr euch einen Platz erringen sollt, haben nicht wie eure Lehrer den Beruf, euch zu verstehen und mit Verständnis zu leiten. Wer ins Leben eintritt mit dem Gedanken, Gerechtigkeit sei doch das Mindeste, was man verlangen könne, wird allmählich zu der Erkenntnis geführt, daß Gerechtigkeit das Höchste und Schwerste ist, was wir zu erreichen vermögen.

Wenn dem aber so ist, wenn keiner davor bewahrt bleibt mancherlei Ungerechtes zu dulden, so gilt es, dieser Tatsache ihren Stachel zu nehmen und zu versuchen, ob sie sich nicht zum Guten wenden lasse. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Die Religion Jesu ermahnt uns, nicht zu widerstreben dem Übel sondern mit Demut und Gelassenheit, ja mit Freudigkeit auch unverdiente Anfechtung hinzunehmen. Man hat wohl behauptet, das sei eine unmännliche Moral der Unterwürfigkeit und Schwäche; im Munde des Apostels Petrus, dieser leidenschaftlichen, kampfesfrohen Natur, hat sie gewiß nicht solchen Sinn. Vielmehr mit Stolz und beinahe mit Lust erfüllt ihn das Bewußtsein, im Dienst einer heiligen Sache Unbill zu erdulden. Und er ermahnt die Seinen ebenso zu empfinden. Welcher edel gesinnte Mensch könnte im Grunde anders denken? Wenn er wählen müßte, ob er lieber eine geachtetere Stellung unter den Leuten und ein besseres äußeres Los genießen wolle als er verdient, oder ein besseres verdienen als ihm zuteil geworden ist — er müßte das zweite wählen.

Auch an uns richtet sich die Mahnung des Apostels, auch an euch, liebe Schüler. Wenigstens die älteren werden sie zu würdigen wissen, und werden den Wunsch verstehen, den ich hinzufüge: daß es im reiferen Leben keinem von euch erspart, oder richtiger gesprochen, keinem versagt werden möge, um einer guten Sache willen zu leiden und des Segens teilhaftig zu werden, der darin ruht. „Denn was ist das für ein Ruhm, „wenn ihr aushaltet, wo ihr für Fehltritte Schläge bekommt? Aber „wenn ihr aushaltet, wo ihr beim Gutestun leidet, das ist wohlgefällig „bei Gott.“

Zum Schluß wurde das Vater Unser gebetet, dann Str. 7 des Liedes gesungen.

4.

Irdische Gewalt.

Düsseldorf, 11. November 1901.

„Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich", Str. 1. Dann das Evang. des 23. Sonntags nach Trinitatis verlesen (Matth. 22, 15—22): vom Zinsgroschen.

Die Geschichte, liebe Schüler, die ihr soeben gehört habt, ist eine von denen, die ihre Wirkung auf ein unverdorbenes Gemüt nie verfehlen werden. Die Führer der jüdischen Landeskirche wollen den unbequemen Lehrer eines neuen und reineren Gottesglaubens dadurch beseitigen, daß sie ihn vor eine verfängliche Frage stellen. Sagt er: „Ja, es ist recht, daß man dem Kaiser in Rom Steuer zahlt", so hat er es mit dem Volke verdorben, das von dem Messias die Abwerfung des Joches der Fremdherrschaft erwartet. Sagt er aber Nein, um seinen Anhang nicht zu verlieren, so kann man ihn bei der römischen Regierung als Aufrührer verklagen und dann ist sein Ende gewiß. Beides läßt sich vermeiden, wenn die Antwort verweigert wird. Aber dann bleibt den Gegnern der Triumph, den berühmten Meister, dem die Bewohner der Hauptstadt schon in Menge zufallen, in Verlegenheit gebracht zu haben, und sie können hoffen ihn auch fernerhin mundtot zu machen.

Jesus durchschaut die böse Absicht und verachtet die Schmeichelei, womit die Fragenden ihm genaht sind. Er ist entschlossen nicht zu antworten. Aber in heiterer Überlegenheit des Geistes gibt er seiner Abwehr eine halb scherzende Wendung: „Wessen ist das Bild auf der Münze?" — „Des Kaisers." — „Nun, so gebt doch dem Kaiser, was des Kaisers ist." Diese Schlagfertigkeit machte die Angreifer verstummen. Man kann sich denken, wie die Freunde und Anhänger dem geliebten Lehrer zujubelten und jenen, die beschämt abzogen, ihren Spott zum Geleite gaben.

Halb scherzhaft war der Ausweg. Aber eben doch kein bloßer Ausweg, sondern zugleich ein höchst ernsthafter Gedanke, der in ein Inneres hineinführte. In den Worten Jesu hat die Überzeugung ihren ewig gültigen Ausdruck gefunden, daß mit dem Gehorsam gegen Gott sich die Unterordnung unter einen irdischen Herrn, auch wo er etwas der göttlichen Ordnung Fremdes fordert, recht wohl vertragen kann; aber freilich nur so lange, als es sich um äußerliche und unwichtige Dinge handelt, wie die Entrichtung einer Abgabe an den Staat. Die mag manchmal drückend empfunden werden, doch greift sie niemandem an

die Seele, zwingt niemanden, etwas ihm Heiliges zu verleugnen. Wo diese Zumutung gestellt wird, da tritt die zweite Hälfte des Satzes in ihr Recht: „Gebt Gott, was Gottes ist."

Das war in Jesu Munde nicht bloß eine schöne Lehre oder ein frommer Wunsch. Dieselbe Staatsgewalt, der gegenüber er in unwesentlichen Fragen zur Nachgibigkeit riet, sie war es, die bald darauf über sein Leben zu entscheiden hatte. Der jämmerliche Vertreter dieser staatlichen Gewalt, vor dessen Richterstuhl er stand, wäre dankbar gewesen, wenn der Angeklagte ihm durch ein wenig Unterwürfigkeit geholfen hätte ihn freizusprechen. Aber Jesus verschmähte es, dem weltlichen Herrscher zu huldigen und damit den Beruf preiszugeben, den ihm der himmlische Herr übertragen hatte. In königlicher Hoheit stand er dem römischen Statthalter gegenüber, unbeirrt durch den Ausblick auf Tod und Marter, die ihm bereitet wurden. So hat er durch sein Tun und durch sein heldenmütiges Leiden bewährt und bekräftigt, was er in Worten gelehrt hatte: daß man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen.

Zum Schluß wurde das Vater Unser gebetet, dann Str. 2 und 3 des angefangenen Liedes gesungen.

5.

Golgatha.

Flensburg, 26. März 1898.

„O Welt, sieh hier dein Leben", Str. 1, wurde gesungen; dann vorgelesen Lukas 23, 33—43.

Jesus am Kreuz, ehe der Tod ihn erlöst, gemartert und verspottet: das ist der ergreifende Inhalt des Abschnittes, den wir eben gelesen haben. Dasselbe Volk, das vor wenigen Tagen seinen Einzug in die Hauptstadt mit Jubel begleitet hat, sieht jetzt mit stumpfer Gleichgültigkeit der grausamen Rache zu, die an ihm genommen wird. Mit wildem Hohne freuen sich an seiner Qual die Obersten, d. i. die Hohenpriester, die ihn in den Tod gebracht haben, kaum überboten in Roheit durch die römischen Kriegsknechte, denen die Ausführung des Blutbefehls übertragen ist. Der einzige, in dem eine Ahnung von dem wahnsinnigen Frevel aufsteigt, der hier begangen wird, ist der eine der beiden mitgekreuzigten Sünder.

Und dem allen gegenüber der Herr — von was für Empfindungen

muß sein Herz durchwühlt und zerrissen werden, auch über den namenlosen körperlichen Schmerz hinaus, der ihn peinigt! Voll von Liebe war er zu seinen Mitmenschen, nur Gutes hatte er ihnen erwiesen, das höchste Heil ihnen bringen wollen — und so wird es ihm gelohnt! Aber er, in göttlicher Hoheit, siegreich in aller tödlichen Folter, vermag noch für die zu beten, deren Verblendung und Leidenschaft ihn mordet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Wir kennen aus der späteren Geschichte des Christentums einen Mann, der im Tode ähnlich gedacht und gesprochen hat, Johann Huß auf dem Scheiterhaufen. Seines Glaubens wegen wurde er verbrannt. Und wie er ein altes Mütterchen sah, das mühsam herankam, um auch ein Stück Holz in die Flammen zu werfen und sich so durch Teilnahme an der Tötung des Ketzers ein Verdienst zu erwerben, da sagte er lächelnd: „O heilige Einfalt." In der Erinnerung an das unendlich viel größere Leid, das sein Erlöser getragen hatte, fand er die Kraft, alle eigene Bitterkeit zu vergessen, da doch auch er von grausamen Menschen, die in fanatischem Wahn befangen waren, gehöhnt und gemartert wurde.

So gewaltig kann das Bild des am Kreuze blutenden Heilandes wirken, wenn man es treu in der Seele trägt. Das wollen auch wir tun und, so lange uns große und schwere Prüfungen erspart bleiben, um so mehr die Pflicht erkennen, in den alltäglichen Kränkungen und Enttäuschungen des Lebens standzuhalten, nicht irre zu werden, wenn wir von den Menschen verkannt zu sein meinen, wenn man uns Gutes mit Bösem lohnt, immer dessen eingedenk, „der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt." Ihm zu folgen in Liebe und Geduld und Hingebung, dazu wolle Gott Kraft und Willen in uns stärken. Amen.

Zum Schluß wurden Str. 9 und 10 des angefangenen Liedes gesungen.

6.

Totenfeier.

Flensburg, 21. November 1896.

„Christus, der ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn", Str. 1 und 2, wurden zu Anfang gesungen.

Der letzte Sonntag des Kirchenjahres ist ein Tag trauernder Erinnerung und ruft uns zu Betrachtungen, die dem sorglosen Sinn der Jugend sonst wohl fern liegen. Aber doch nicht so fern, daß sie euch ganz

fremd bleiben müßten oder dürften. Erst vor kurzem ist das ernste Schicksal auch an euren Kreis herangetreten, als ein früherer Schüler, der vor wenigen Jahren diese Anstalt verlassen hatte, einer zehrenden Krankheit zum Opfer fiel; und es war ein schöner Ausdruck gegenseitiger Treue, daß die Älteren unter euch, seinem letzten Wunsche entsprechend, ihn selbst zu Grabe trugen. — Von denen, die hier aus- und eingehen, lernend und lehrend, ist im verflossenen Jahr keiner hinweggenommen worden. Aber zu Hause ist bei gar manchem Trübsal eingekehrt, und das Bewußtsein davon erwacht heute von neuem. Wohl bietet unsre Religion Trost in solchem Leid; aber es kommen Zeiten, wo ihn die Gedanken zwar erfassen, das Herz aber sich nicht zur Ruhe gibt, wo es gar nicht aufhören will zu klagen, sondern sich sättigen möchte im Schmerz. Das ist menschlich und natürlich, und darum doch wohl auch recht. „So ich mich rühmen soll", sagt der Apostel Paulus, „will ich mich meiner Schwachheit rühmen"; und wir wollen uns unserer Schwachheit nicht schämen, sondern den Tränen ihren Lauf lassen, wenn uns das Liebste genommen wird, das was unserm Leben den Halt gab oder seinen Schmuck verlieh.

Doch die Tränen fließen sanfter und unserm Schmerze wird das Gefühl der Bitterkeit genommen, wenn wir über das eigene Schicksal hinaus auf den blicken, der uns allen zum Vorbild gelebt hat und gestorben ist. Was wiegt alle Klage um den Verlust eines geliebten Menschen im Vergleich zu der grimmigen Pein, mit der Maria es ansehen mußte, wie ihr herrlicher Sohn von den Rasenden verhöhnt und zu Tode gemartert wurde! Von dem rührenden Bilde der Mater dolorosa am Fuße des Kreuzes geht eine mildernde, tröstende Wirkung aus, die auch einem vom Leid zerrissenen Herzen Frieden zu geben vermag. Dann aber heben wir unsre Augen höher empor, zu dem, der am Kreuze für uns gelitten hat. Bitterer als er hat niemand den Tod geschmeckt; und doch, wie ist er gestorben! mit kindlicher Hingebung in den Willen Gottes, mit dem Wunsche der Verzeihung für die, welche ihn umbrachten. Auch diesem Gedanken wollen wir heute nachgeben, um aus ihm Kraft zu schöpfen für das, was irgend einmal auch von uns einem jeden bevorsteht.

Dazu lesen wir die schlichte und ergreifende Erzählung von dem Ende des Herrn, wie sie der Evangelist Lukas gegeben hat: 23, 33—46.

Den Schluß machte der Gesang der beiden letzten Strophen des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden".

7.

Samariter.

Flensburg, 29. August 1896.

„Ich habe nun den Grund gefunden", Str. 1 und 2, wurde zu Anfang gesungen; zum Schluß Str. 6.

Der barmherzige Samariter ist uns allen eine vertraute Gestalt. Die Geschichte, die Jesus über ihn erzählt, haben wir so oft gehört und gelesen, daß uns die Wörter „barmherzig" und „Samariter" notwendig, fast von Natur zusammenzugehören scheinen. Vereine, die gegründet werden, um Werke der Barmherzigkeit zu pflegen, nennen sich „Samaritervereine". So ist der Name des Völkchens, das einst zwischen Galiläa und Judäa auf dem rechten Ufer des Jordan wohnte, ein Ehrenname geworden.

Das war er nicht zu der Zeit, als Jesus auf Erden lebte und lehrte und ein Stück seiner edlen Gedanken in die Erzählung von dem Manne kleidete, der nach Jericho hinabging und unter die Mörder fiel. Er antwortete mit dieser Geschichte auf die Frage: „wer ist denn mein Nächster?" Und der diese Frage an ihn stellte, war ein Mann, der ihn versuchen wollte, ein Schriftgelehrter, voll geistigen Hochmuts, vielleicht reich an Wissen, aber arm an Liebe. Ihm zeigt der Herr nicht nur, was Menschenliebe ist, sondern er gibt ihm auch die Lehre, daß diese Gesinnung nicht selten bei denen fehlt, bei denen man sie am ersten erwarten müßte, und von denen betätigt wird, denen niemand etwas Gutes zutraut. Darum wählte Jesus als Vertreter der Selbstsucht und Herzenskälte zwei Mitglieder bevorzugter Stände, den Priester, den Leviten, und teilte die Rolle des braven Mannes dem verachteten Samariter zu, dem Angehörigen eines Volksstammes, dessen Umgang von jedem Juden, der etwas auf sich hielt, verschmäht wurde.

Wie würde der Herr die Geschichte erzählen, wenn er heute unter uns träte? wer würde sein Priester und Levit, wer sein Samariter sein? — Vermessen wäre es darauf antworten zu wollen. Aber im Stillen mag jeder sich prüfen, ob es eine Klasse von Menschen gibt, die er geneigt ist zu verdammen und gering zu schätzen: in ihr wird er dann das finden, was für die Zuhörer Jesu der Samariter bedeutete.

So, meine lieben Schüler, nicht als ein Stück Überlieferung aus einer vergangenen Welt, sondern als etwas Lebendiges, als eine Mahnung, die auch für uns gilt, wollen wir das Evangelium des morgenden Sonntages lesen: Luk. 10, 23—37.

8.

Mitfreude.

Flensburg, 15. Januar 1898.

„O Gott, du frommer Gott", Str. 1 und 2; dann die Epistel des 2. Sonntags nach Epiphanias verlesen: Röm. 12, 7—16. — Zuletzt wurde Str. 5 des Liedes gesungen.

Der Schlußgedanke der Epistel des vorigen Sonntags lautete: „Unter einander ist einer des andern Glied, und haben mancherlei Gaben, nach der Gnade die uns gegeben ist." Das wird in der heutigen Epistel unmittelbar fortgesetzt: mannigfaltige Gaben, mit denen der einzelne der Gemeinde dienen kann, werden aufgezählt, und zu einer jeden sagt der Apostel kurz, in welchem Sinne sie gebraucht werden soll. Daran schließen sich andere Vorschriften und Gebote für das Zusammenleben der Menschen: „Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er's mit Lust. Seid nicht träge, was ihr tun sollt; seid feurig im Geiste".

Unter allem, was hier gesagt wird, ist ein Satz von besonderer Wichtigkeit, und den ich euch vor allen ans Herz legen möchte: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden." Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die da meinten, es gehöre zum Wesen des Christentums, aller Freude des Lebens abzusagen und sich selbst zu peinigen. Jesus dachte anders; er verschmähte es nicht auch an frohen Vereinigungen der Menschen, unter denen er lebte, teilzunehmen; eine der ersten Wundertaten, die er vollbrachte, geschah aus Anlaß eines Hochzeitsfestes. Und ein so ernster und strenger Denker wie Paulus schreibt doch nicht bloß: „Weinet mit den Weinenden", sondern auch: „Freuet euch mit den Fröhlichen."

Welches von beiden ist schwerer? Einer unserer Dichter hat gesagt: „Zum Mitleiden gehört ein Mensch, zur Mitfreude ein Engel." Das ist wohl etwas übertrieben; aber so viel bleibt doch wahr: es gelingt viel eher, auf das Gefühl des eigenen Wohlseins und Behagens für kurze Zeit zu verzichten, um den Schmerz eines anderen zu teilen, als Leid und Sorge zu vergessen, von denen man selbst erfüllt ist, und neidlos sich an fremdem Glück zu freuen. Diese schwere Kunst aber soll erworben werden; denn sie trägt mehr als irgend etwas dazu bei, daß eine freundliche, wohltuende Gemeinschaft unter Menschen, die das Leben zusammengeführt hat, sich befestige. Und üben läßt sich diese Kunst auch schon in

euren kleinen Verhältnissen, in eurem täglichen Tun und Treiben. Was euch da gelingt, ist eine Vorbereitung auf die größeren Aufgaben, die euch später gestellt sein werden.

So behaltet denn aus der heutigen Epistel diese Forderung und bittet den Vater im Himmel um Kraft sie zu erfüllen: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden". Amen.

9.
Wasser und Wein.

Flensburg, 16. Januar 1897.

„Der Herr, der einst auf Erden war", Str. 1 und 2; dann das Evangelium des 2. Sonntags nach Epiphanias verlesen (Joh. 2, 1—11): von der Hochzeit zu Kana.

Bei allem heiligen Ernst, von dem das Wirken Jesu erfüllt war, bei all seiner Einsicht in die Hinfälligkeit und Wertlosigkeit der irdischen Welt war er doch kein Asket wie Johannes der Täufer. Er hatte auch für die freundlichen und heiteren Seiten des Menschendaseins ein Auge und verstand es, nicht bloß mit den Weinenden zu weinen, sondern auch mit den Fröhlichen froh zu sein. Es gab Leute, die sein und seiner Jünger Verhalten deswegen tadelten, die es ihm verdachten, daß er mit Zöllnern und Sündern zu Tische saß, ja die ihn, wie er selbst einmal sagt, einen Fresser und Weinsäufer nannten. Der Herr ließ sich die Kleinlichkeit und Engherzigkeit der Menschen nicht anfechten. Er wußte: wer ihm nahestand und mit willigem Sinn ihm folgte, der mußte ihn richtig verstehen.

So kann es uns denn nicht wundern, wenn gerade das Evangelium, in dem das Wesen Jesu am tiefsten und innerlichsten erfaßt ist, das Evangelium Johannis, eine Geschichte bringt, die so recht ein Beispiel ist für den weiten Sinn und die menschlich liebenswürdige Teilnahme, womit er das Leben ansah. Maria und ihr Sohn sind zu einer Hochzeit geladen; wie das Fest seinen Verlauf nimmt, stellt sich heraus, daß nicht genug Wein da ist. Die Mutter wendet sich an Jesus, von dem sie Aushilfe hofft; und obwohl er im ersten Augenblick das, was ihm angesonnen wird, zurückweist, hilft er dann doch und verschmäht es nicht, dieselbe wundertätige Kraft, mit der er sonst Kranke heilt, hier anzuwenden, wo es nur gilt einem jungen Paare, das den Bund fürs Leben geschlossen hat, die erste peinliche Verlegenheit zu ersparen.

Und doch hat der Vorgang noch eine tiefere Bedeutung. Wie das Wasser in den Krügen, die nach jüdischem Gesetze aufgestellt sind, verwandelt wird, äußerlich reinigendes Wasser in herzstärkenden Wein, so ist die überlieferte Religion des jüdischen Volkes, mit all ihren Geboten äußerer Reinigung und Gesetzmäßigkeit, durch eine neue Lehre ersetzt worden, die ins Herz des Menschen dringt und von innen heraus ihn mit frischem Leben erfüllt. Faßt jemand auch neuen Wein in alte Schläuche? fragt der Heiland ein andermal, und bezeichnet auch dort seine mächtigen, den Geist erneuernden Gedanken unter dem Bilde des erquickenden Getränkes. Dieser Trank aber sprudelt auch für uns in dem Leben und der Lehre Jesu; auch an uns ergeht sein Ruf: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke". Möge der Herr uns führen, daß wir den Weg zu ihm finden und von ihm willig empfangen, was in uns ein neues, besseres Leben wecken soll. Amen.

Zum Schluß wurde Str. 6 und 7 des angefangenen Liedes gesungen.

10.

Toleranz.

Düsseldorf, 4. Juli 1904.

„Mir nach spricht Christus unser Held", Str. 1—6 wurden zu Anfang gesungen.

Liebe Schüler! Die Epistel des gestrigen Sonntags ist der Apostelgeschichte entnommen. Sie versetzt uns in die Anfangszeiten der jungen Gemeinde, wie Petrus und die Seinen vor den Hohen Rat gefordert sind und zur Rede gestellt werden, daß sie trotz ausdrücklichen Verbots fortfahren von Jesus zu predigen. Kühn antwortet Petrus: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", und schleudert den Hütern der erstarrten alten Religion den Vorwurf blutiger Gewalttat, die sie an dem Heiland verübt haben, ins Gesicht. Erbittert über solchen Trotz sind jene im Begriff, das Todesurteil über den Jünger auszusprechen. Aber es kommt anders, wie eben unsere Epistel erzählt.

Apostelgesch. 5, 34—42 verlesen.

Gamaliel ist für alle Zeiten der Vertreter menschlicher Duldsamkeit geworden, ein Muster bescheidenen Sinnes, der eine neue Lehre, auch wenn sie unbequem ist, nicht gewaltsam zu unterdrücken trachtet, sondern die Entscheidung, was an ihr sei, Gott anheimstellt. Das Beispiel, das

dieser jüdische Schriftgelehrte gegeben hat, ist freilich in unserer eigenen Kirche vielleicht ebenso oft mißachtet als befolgt worden. Auch die Geschichte der christlichen Religion ist reich an kurzsichtigen Versuchen, nur zu oft gelungenen Versuchen, eine neue Glaubensrichtung mit harter Gewalt zurückzudrängen, ja blutig zu bekämpfen. Immer wieder muß an das gute Wort erinnert werden: „Ist der Rat aber aus Gott, so könnet ihr ihn nicht dämpfen."

Und doch mahnt uns eine innere Stimme, daß wir in der Denkweise dieses wohlwollenden Mannes nicht die höchste Weisheit verehren dürfen. Nicht bloß Gerechtigkeit ist es, was aus ihm spricht, sondern auch Gleichgültigkeit. Er fühlt sich nicht gedrängt Partei zu nehmen, sondern steht mit kühler Ruhe einer Frage gegenüber, die seine Volksgenossen aufs tiefste erregt. Sollen wir auch darin ihn zum Vorbild nehmen? Gewiß nicht. Aber der Zwiespalt ist nur scheinbar. Als Mitglied der regierenden Behörde tut Gamaliel recht, zum Abwarten zu raten, denn keiner sei es kirchlichen oder staatlichen Obrigkeit kommt es zu, die Gedanken der Menschen zu beherrschen, und vorzuschreiben was geglaubt werden soll, was nicht. Der einzelne aber, der inmitten einer gärenden Bewegung steht, von der er sein Volk ergriffen sieht, der soll teilnehmen an dem, was die Herzen bewegt, und sich entscheiden, wem er folgen will. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich", sagt (Luk. 11, 23) Jesus, kraftvoll und mutig herausfordernd. Und wer sich scheut solcher Aufforderung zu folgen, dem gilt das harte Wort der Offenbarung: „Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde." Möge es uns immer gelingen: duldsam zu sein ohne Schwäche, froh des eigenen Glaubens ohne die Sucht ihn andern aufzudrängen.

Zum Schluß das Vater Unser, dann Str. 7 des angefangenen Liedes.

11.

Reformationstag.

Düsseldorf, 30. Oktober 1902.

„Ein feste Burg ist unser Gott", Str. 1, wurde gesungen, dann vorgelesen Evang. Johannis 4, 5—14. 19—26: das Gespräch mit der Samariterin.

Liebe Schüler! Der gesamten evangelischen Christenheit erneuert sich morgen das Gedächtnis des Tages, an dem vor nun bald 400 Jahren Luther seine 95 Thesen gegen den Ablaßhandel an der Schloßkirche zu Witten-

berg anschlug. Indem er, der gering geachtete Mönch, mit männlicher Kühnheit gegen die Mißbräuche protestierte, die in der katholischen Kirche eingerissen waren, legte er den ersten Grund zur Bildung einer engeren Glaubensgemeinschaft, unserer evangelischen Gemeinschaft. Dankbar und stolz feiern wir die Erinnerung an seine Tat. Doch dabei dürfen wir nicht vergessen, daß es auch hier unsere Aufgabe ist, das von den Vätern Ererbte neu zu erwerben, wenn wir es recht besitzen wollen.

Das Gut, das Luther seinem Volke gegeben hat, ist nicht so sehr die Kirche, die er im Bunde mit weltlichen Fürsten gründete, als die Denkweise, der er die Anerkennung erkämpfte. Die neue Kirche steht nun neben der alten, der sie im Grunde nachgebildet ist, und wer möchte leugnen, daß jene an Geschlossenheit des Baues, an Planmäßigkeit und Vollkommenheit der äußeren Einrichtungen ihr überlegen ist? Nicht auf diesem Gebiete mit den Römischen zu wetteifern darf der Ehrgeiz eines evangelischen Christen sein. Das Höchste, wofür Luther gelebt und gelitten hat und zum Siege durchgedrungen ist, war der neue Gedanke, daß jeder einzelne Mensch in eignem Erleben, durch innere Kämpfe, sich ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott erringen muß, daß ihm keine irdische Macht das Recht hierzu rauben, aber auch keine priesterliche Fürsorge die Pflicht eigenen Suchens und Findens abnehmen kann. Wir wollen uns hüten, daß wir nicht über der Pflege der äußeren Formen, in denen Luthers Schöpfung auf uns gekommen ist, die Betätigung der Gesinnung versäumen, als deren mächtigster Vertreter er die Welt erschüttert und dem religiösen Leben neue Bahnen gewiesen hat.

In dem Verhältnis zwischen den christlichen Konfessionen wiederholt sich, an anderem Ort und unter anderen Umständen, der Gegensatz von Gestaltungen derselben Religion, durch den zur Zeit Jesu das Volk von Palästina gespalten war. Der Herr lächelte über den menschlichen Eifer, womit Juden und Samariter jede den Vorzug ihres Gottesdienstes behaupteten. Er blickte tiefer und wußte, daß weder an Moriah noch an Garizim das Heil gebunden war, daß weder die eine Kirche ihren Angehörigen den Zugang zum Vater verbürgen konnte, noch die andere ihn zu verschließen brauchte. Er ahnte eine Zeit reinerer Erkenntnis, in der diese Unterschiede verschwinden würden. Es kommt die Zeit, und ist schon jetzt — sie ist da für einen jeden, der sie in seinem Innern erlebt — daß die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. — So versuchen auch wir zu beten.

Das Vater Unser. Den Schluß machte der Gesang der letzten Strophe des Reformationsliedes.

XXVII.
Gedanken über Religionsunterricht.

[An den Versammlungen der evangelischen Religionslehrer Westfalens, die alljährlich bald nach Pfingsten in Hamm stattfinden, habe ich sieben Jahre hindurch als Vertreter des Kgl. Provinzialschulkollegiums teilgenommen, immer in gutem persönlichen Einvernehmen mit den Vertretern der kirchlichen Aufsichtsbehörde, des Kgl. Konsistoriums in Münster, wenn auch die Anschauungen, denen wir Ausdruck gaben, nicht immer dieselben waren und manchmal stark auseinandergingen. In der Regel erbat ich gegen Ende der Verhandlung das Wort. Und da mir daran liegen mußte, über das dort Gesagte jederzeit Auskunft geben zu können, so habe ich meinen Anteil an der Debatte auf Grund der in ihrem Verlaufe gemachten schriftlichen Notizen immer bald nachher (meist noch am selben Abend) möglichst wortgetreu zu Papier gebracht. Soweit diese Aufzeichnungen, als ich sie jetzt wieder vornahm, einigermaßen in sich geschlossene Gedankengänge ergaben, werden sie hier veröffentlicht, wozu es nur einer geringen stilistischen Überarbeitung bedurfte.]

Glauben und Zweifeln.
(1906.)

„Der Glaube unserer Schüler und seine Hindernisse" war das Thema des Vortrages, den wir gehört haben. Da wäre doch wohl als Grundlage der Verständigung eine klare Definition des Begriffes selber zu wünschen gewesen. Die ist uns aber nicht gegeben, auch in der Debatte nicht nachgebracht worden; nur daß „glauben" nicht gleichbedeutend sei mit „für wahr halten", wurde mehrfach betont. Was ist es aber dann? Man fordert: Glaubensgewißheit, Annahme der göttlichen Wahrheiten. Also ist es doch ein Fürwahrhalten. Darum kommen wir nicht herum; so viel tieferen Gehalt der Begriff im Grunde haben mag, im Gebrauch unserer Sprache bedeutet das Wort eben dies: für wahr halten. Und deshalb sage ich: von reiferen Schülern kann man das gar nicht fordern. Bei ihnen ist — Ausnahmen immer vorbehalten — der Zweifel der natürliche Zustand des Geistes.

Es ist wohl gesagt worden, die anderen Lehrfächer wirkten manchmal, durch die Art wie sie betrieben werden, dem Glauben entgegen. Aber damit ist nicht genug gesagt: sie tun es immer und notwendig. Das wollen wir uns doch nicht verhehlen. In allem wissenschaftlichen Unterricht verlangen wir scharfes, konsequentes Denken, wir suchen in alle unklaren Winkel hineinzuleuchten, bekämpfen vor allem die Neigung, dem Wunsch einen Einfluß auf den Gedanken zuzugestehen, etwas deshalb für wahr zu halten, weil man gern möchte daß es wahr wäre. Eben diese Instanz aber ist für das religiöse Denken maßgebend; es bewegt sich in Werturteilen. So stehen wissenschaftlicher Unterricht und religiöses Denken von Natur in Gegensatz zu einander.

Wie kann da geholfen werden? Nicht mit ängstlicher Vorsicht, sondern nur mit Offenheit und Entschlossenheit. Wir müssen den Schülern deutlich zu machen suchen, daß auch in einer wissenschaftlichen Weltanschauung die letzte Entscheidung eine Sache des Glaubens ist. Die Welt, in der wir leben, ist sie wirklich nur ein seelenloses Gefüge von Ursachen und Wirkungen? oder steckt dahinter ein tieferer, edler, das Gemüt befriedigender Sinn? Die Antwort auf diese Frage, im Grunde doch die wichtigste aller Fragen, ist nicht mehr ein Gegenstand von Beweis oder Widerlegung. In jedem ernsthaften Menschenleben gibt es Stunden des Glaubens und Stunden des Zweifels. Wie können wir von jungen Menschen, die den größten Teil und den selbständigen Teil ihres Lebens noch vor sich haben, verlangen, daß sie damit fertig sein sollen? Aber eins können und sollen wir bekämpfen: die Gleichgültigkeit. Religion ist nicht, wie man vielleicht bei ihrer Einreihung in den amtlichen Lehrplan gemeint und wie es heute einer der Herren, die das Wort nahmen, ausgesprochen hat, ein Stück der „allgemeinen Bildung“. Träfe das zu, so würde einer sagen können, er interessiere sich nicht dafür oder habe kein Verständnis dafür, wie ein anderer keins für Musik oder für Kulturgeschichte. Vielmehr ist für einen jeden die religiöse Frage das zentrale Problem. Dessen Wichtigkeit und Ernst wollen wir unsern Schülern glaubhaft machen.

Dazu kann der Lehrer viel wirken: nicht Glauben zu befestigen, sondern religiöses Leben zu wecken. Ich selbst habe als Primaner zwei Religionslehrer von sehr verschiedener Art gehabt: hier in Hamm Ernst Hermann, der freie Anschauungen offen vertrat, dann in Pforte Ferdinand Bäßler, einen streng positiven Geistlichen. Wenn jener zum Nachdenken anregte, so gewann dieser das Herz durch die Innigkeit

seines Empfindens. Der eine hatte mir nicht die Fähigkeit genommen, von dem andern, dem ich später zugeführt wurde, zu empfangen. So möchte ich behaupten — auf die Gefahr hin, in diesem Kreise eine Ketzerei zu sagen —: es ist ganz einerlei, welcher theologischen Richtung der Lehrer angehört; auf seine Persönlichkeit kommt alles an.

Die Versicherung, daß viel darauf ankomme, haben wir heute wiederholt gehört. Um so mehr hat es mich gewundert, daß von der größten und für unsere Religion schöpferischen Persönlichkeit kaum die Rede gewesen ist. Im Vortrag wurde Jesus überhaupt nicht erwähnt, in der Diskussion nur bei einzelnen Äußerungen, die man von ihm anführte, als wären es eben Aussprüche eines bedeutenden Mannes, einer Autorität. Und er ist doch unter allen Persönlichkeiten, welche die innere Entwickelung eines Menschen fördern können, die mächtigste. Oder steht er zu hoch, um in ähnlichem Sinne wie andere genannt zu werden, uns zu fern, um als Mensch auf Menschen zu wirken? Er selbst hat sich denen, an die er seine Worte richtete, nicht fern gestellt. Und ich meine: diese lebendige Größe darf den Schülern nicht durch dogmatische Formeln verdeckt werden, sie muß ihnen menschlich nahe kommen. Als kleiner Knabe habe ich einmal, mit meiner Mutter zusammen, eine Predigt gehört, die mir besonders starken Eindruck machte, über die Gefangennehmung: Jesus ein Vorbild des moralischen wie des physischen Mutes. Erst viel später ist mir klar geworden, wie sehr passend für den Ort diese Betrachtung war: in einer Garnisonkirche. Und auch das habe ich erfahren, daß der Mann, der so packend sprach, selber der strengsten Richtung angehörte. Das hat ihn aber nicht gestört: was er über die Person Jesu glaubte, ließ er zurücktreten und faßte ihn diesmal rein von der menschlichen Seite, damit er vor den Soldaten dastünde wie ein Lebendiger, dem sie ins Auge sehen könnten. So ihn hinzustellen, das vermag ein positiver Theologe so gut wie ein liberaler.

Aber das glaube ich allerdings: moderne Wissenschaft, die viel gescholtene, hat eben hierzu viel beigetragen. Der Redner sagte zu Anfang, das religiöse Interesse in unserem Volke sei heute stärker als vor hundert Jahren; und er hat damit gewiß recht. Diese Tatsache steht aber in ursächlichem Zusammenhang mit der anderen, daß während des 19. Jahrhunderts sich die Forschung immer entschiedener und immer aufrichtiger bemüht hat, die Person Jesu klar zu erkennen und darzustellen. Wie sich in diesem Verhältnis Ursache und Folge verteilen, ob die lebendigere Auffassung das Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit oder die Sehnsucht

nach tieferem Verstehen der Ursprung des Forschens gewesen ist, oder ob, wie ich vermute, in beiden Richtungen zugleich Antrieb und Wirkung ineinander gegriffen haben: das will ich nicht entscheiden. Gewiß ist: ein innerlicher Zusammenhang besteht, und hier soll der Unterricht einsetzen. Nicht den Schülern, die überall sonst zu geschichtlichem Denken erzogen werden, zumuten, daß sie die Formeln bekennen, in denen vor Zeiten die Kirche das, was sie in Jesus zu haben glaubte, ausgesprochen hat; sondern dafür sorgen, daß sie von der Fülle von Weisheit und Güte, Milde und Heldentum, die in diesem Erdendasein sich betätigt haben, lebendig berührt werden, und ihnen zeigen, wie sie daraus für sich selber edelsten Gewinn schöpfen können. In dieser Weise das Leben und die Lehre Jesu lebendig zu machen vermag auch der Lehrer, der für seine Person jene Formeln mit voller Überzeugung annimmt.

Dante wird am Schlusse der dreifachen Wanderung aufgefordert sein Glaubensbekenntnis abzulegen. So gehört auch bei uns der gefestigte Glaube ans Ende eines religiös gerichteten Lebens. Von eben Erwachsenen dürfen wir ihn nicht fordern; unsere Aufgabe ist: den ernsten Sinn für Religion in den jungen Gemütern wach zu rufen.

Religion und Sittlichkeit.
(1907.)

Die uns vorgelegten Thesen über „die Sittenlehre im Unterricht der höheren Schulen" haben eine lebhafte Debatte hervorgerufen. Dabei ist namentlich auch die Frage erörtert worden, wie Religion und Sittlichkeit zu einander stünden, welche von beiden das Primäre sei, welche das Sekundäre. Darüber haben wir entgegengesetzte Ansichten mit gleicher Wärme sich aussprechen hören. Ich möchte mich dem anschließen, was doch auch schon gesagt worden ist, daß hier überhaupt kein Entweder—Oder vorliege, sondern ein Sowohl—Als-auch; Religion sei Grundlage und Krone der Entwickelung zugleich. Man darf nicht meinen, eins von beiden müsse notwendig vorangehen. Die Herren, welche dies von der Religion behaupteten, sprechen gewiß aus persönlicher Erfahrung, wenn sie sagen: Erst christlicher Glaube, dann christliche Sittlichkeit! Aber andere können anderes erlebt haben. Ein der Religion ganz Abgewandter kann durch die Macht der sittlichen Persönlichkeit in Jesus — höchste Selbstbehauptung verbunden mit völliger Hingabe — gepackt und wieder zur Religion geführt werden. Es gibt mancherlei Wege.

Verschoben wird, wie mir scheint, die Frage, wenn man bei „Sittlichkeit" von vornherein an das „sittliche Bewußtsein" denkt. Dieses ist gewiß nicht etwas Primäres; denn der beste Teil der Sittlichkeit gehört dem unbewußten Seelenleben an. Der Vortragende sagte: „Die Belehrung über sittliche Fragen findet ihre Ergänzung in Zucht und Vorbild." Ist es nicht umgekehrt? zuerst und vor allem wirken Zucht und Vorbild, die Belehrung kann dazu kommen, ist aber nicht einmal nötig. Es gibt sehr sittliche Menschen, die das von Eltern und Lehrern durch Zucht und Vorbild gelernt haben, und die nicht imstande wären, in überlegter Rede über die Grundsätze, auch nur über die Gründe ihres Handelns Auskunft zu geben. Die Macht des Unbewußten wollen wir achten. Ich halte es deshalb für bedenklich, was vorgeschlagen worden ist, auch das Gewissen zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung zu machen. Denn wenn man das tut, so ist es unmöglich — was gleichzeitig gefordert wurde — vorzuschreiben: „Hier hat der entwickelungsgeschichtliche Gedanke halt zu machen; das Gewissen muß als ein für allemal gegeben, nicht als geworden angesehen werden." Wie will man da eine Grenze setzen? Bei Vergleichung des alttestamentlichen Gottesbegriffes mit dem neutestamentlichen von Entwickelung zu sprechen läßt sich gar nicht vermeiden. Die zehn Gebote Mose, die nicht einmal ein entschiedenes Verbot der Lüge enthalten, sind der Ausdruck einer primitiven Sittlichkeit und stehen am Anfang einer Entwickelung, deren Höhepunkt durch die Umdeutung bezeichnet wird, die Jesus ihnen gegeben hat. Die Frage, ob in der Geschichte der Menschheit auch das Gewissen sich entwickelt habe, muß bejaht werden, sobald sie ernsthaft gestellt ist; und sie stellt von selber sich ein, wenn im Zusammenhang von Betrachtungen wie den eben angedeuteten reifere Schüler zum Nachdenken über die Natur des Gewissens angeregt werden. Deshalb kann einem Lehrer, der die Konsequenz nicht ziehen will, nur geraten werden, daß er die Anregung unterlasse.

Zur Vorsicht mahnen möchte ich auch in bezug auf die ethische Verwertung der Geschichte. Gewiß ist es eine mögliche und bedeutende Aufgabe, in ihr das Wirken einer Gerechtigkeit aufzusuchen; aber sie erzählt doch auch von vielem, was uns rätselhaft und unheimlich bleibt. Die Zertrümmerung der polnischen Nation, der Untergang der Buren sind Beispiele einer historischen Gerechtigkeit, die den sittlichen Anschauungen eines mitempfindenden Menschen durchaus nicht einfach entspricht. Man hält mir entgegen: auf einzelne Beispiele komme es nicht an.

Überhaupt sei es natürlich nicht so gemeint, daß in plumper Weise gezeigt werden könne, wie das Gute immer belohnt und das Böse immer bestraft werde; aber das könne und solle man zeigen, wie dem Bösen immer der Keim der Selbstzerstörung innewohne. Nun, ich denke: wenn aus dem Verlaufe der Weltgeschichte, also induktiv, das Walten einer höheren Gerechtigkeit nachgewiesen werden soll, so müssen die einzelnen bestimmten Beispiele den Ausgangspunkt bilden. Nehmen Sie zu denen, die ich erwähnt habe, recht viel andere hinzu. Da werden Sie oft genug finden, daß im Bösen schon der Keim der Zerstörung enthalten ist; aber nicht minder im Guten. Sobald es zur Herrschaft gelangt ist, sucht man es äußerlich zu befestigen: damit ist es auf dem Wege, selber veräußerlicht zu werden; allmählich erstarrt es und verliert seine lebendige Kraft. Alles historisch Gewordene trägt in sich den Ansatz dazu, daß es wieder vergeht, sei es ein Böses oder ein Gutes. Wenn trotzdem ein Lehrer innerlich getrieben wird und aus voller Überzeugung dazu imstande ist, die Geschichte so darzustellen, daß ein Zeugnis göttlicher Weltregierung und Vorsehung aus ihr spricht, so hat er all meine Sympathie. Aber dagegen wehre ich mich, daß man diese Behandlungsweise und ethische Verwertung zu einer Aufgabe mache, die der Geschichtsunterricht an sich und ein für allemal zu leisten habe. Sonst wird der Lehrer in Gefahr gebracht, die Pflicht zu verletzten, von der heute besonders viel — und mit Recht — die Rede gewesen ist, die Wahrhaftigkeit.

Zum Glück gibt es für Lehrer, die sich nach den beiden berührten Seiten hin lieber Beschränkung auferlegen, genug andere Quellen, aus denen das Nachdenken über sittliche Probleme schöpfen kann. Die Literatur aller der Völker, mit denen es höhere Schulen zu tun haben, ist reich daran. Was Platon betrifft, so muß ich freilich aufs entschiedenste der hier geäußerten Meinung widersprechen, er biete die Probleme nicht in recht klarer Formulierung. Umgekehrt: gerade die einfache, ursprüngliche Bedeutung der heute durch langes Hin- und Herreden und viele Kontroversen umgestalteten, verwickelten und verhüllten Probleme können wir aus Platon lernen. Bei der Gorgias-Lektüre habe ich es als Lehrer selbst erlebt, wie den Jungen der Sinn und Kern mancher modernen Ansichten und viel verhandelten Fragen, die ihnen längst bekannt geworden waren, plötzlich aufging. Kants Kritik der praktischen Vernunft in Prima zu lesen würde, so viel auf mich ankäme, nicht verwehrt werden. Persönlich glaube allerdings auch ich, was hier schon von andrer Seite gesagt wurde, daß Schiller für die Schule doch

noch fruchtbarer ist, und habe im eigenen deutschen Unterricht Kant immer nur als Hintergrund und erklärenden Gegensatz zu Schiller mitwirken lassen.

Im ganzen ist es doch sehr erfreulich, wie vieles heute erwähnt und gewürdigt worden ist, was der Unterricht in anderen Fächern zur religiös-sittlichen Bildung beitragen kann. Und da hatte mein verehrter Herr Nachbar wohl recht: was im Religionsunterricht, der gewissermaßen einen offiziellen Charakter trägt, geboten wird, begegne leicht bei der Jugend einem gewissen, wenn auch nicht Mißtrauen, doch einem Zuge von Zurückhaltung und Selbstverschließung; deshalb sei die Hilfe, die von anderen Zweigen des Unterrichts komme, so wertvoll. Ich denke, sie wird von allen Seiten gern geleistet werden. Doch gilt auch das Umgekehrte: auch der Religionslehrer muß die Hand entgegenstrecken und den Blick hinüberlenken, um in seinen Unterricht auch solche Gebiete mithereinzuziehen, die nicht unmittelbar dazu gehören. Dies kann er nur tun, wenn er mit offenem Sinn auch das verfolgt und versteht, was sonst in Unterricht und Leben an die Schüler herantritt. Je mehr solche Beziehungen herüber und hinüber gepflegt werden, desto mehr wird der Religionsunterricht das werden, was er doch eigentlich sein soll: nicht ein Fach neben anderen Fächern, sondern ein organisches Glied in einem lebendigen Ganzen.

Katechismus.

(1909.)

Vor „exponierten Katechismen" ist von mehreren Rednern gewarnt worden: Luthers Erklärung dürfe nicht mit weiteren Erklärungen belastet werden. Gewiß richtig. Aber, daß solche Versuche immer wieder hervortreten, gibt doch zu denken. Es zeigt, wie das Verständnis von Luthers Erklärungen heute den Kindern Mühe macht. Im Grunde müßte man sich doch auch wundern, wenn es nicht so wäre. Merkwürdig genug, daß es nach vierhundert Jahren überhaupt immer noch möglich ist, ein solches Buch dem Unterricht zugrunde zu legen, daß die Schwierigkeiten einigermaßen doch überwunden werden können. Dem von Vertretern der positiven Richtung hier ausgesprochenen Bedauern, daß unsrer eignen Zeit ein neues Werk dieser Art bisher nicht gelungen ist, schließe ich mich an; nur möchte ich die Bitte hinzufügen: nicht aus Freude an dem, was wir ererbt haben, und aus Dankbarkeit gegen

seinen Urheber die Augen zu schließen, wenn etwa doch aus dem Kreise heutiger Lehrer der Religion ein neues Buch kommen sollte, das den Ton und Geist unsrer Zeit ebenso glücklich träfe wie einst Luther den der seinigen.

Daß wir ein solches eigentlich haben müßten, daß der Katechismus das, was wir der Jugend gern geben möchten, doch so recht heute nicht mehr bietet: diesen Gedanken hat einer der Vorredner mit wohltuender Frische und Entschiedenheit ausgesprochen. Auch denen unter den anwesenden Direktoren bin ich dankbar, die rückhaltlos darlegten, welche Übelstände sich bei Durchführung der Memoriervorschriften des Lehrplans stellenweise ergeben haben; nur dadurch, daß solche Dinge in unsern Versammlungen offen zur Sprache gebracht werden, kann die Unterrichtsverwaltung mit der Wirklichkeit des Betriebes in Fühlung bleiben. Aber auch diese Herren werden zugeben, daß der Luthersche Katechismus immer noch das beste Hilfsbuch für elementaren Religionsunterricht ist, das wir besitzen; jedenfalls haben sie nicht vorgeschlagen ihn abzuschaffen. Indem wir ihn daher beibehalten, wollen wir uns doch hüten ihn mechanisch zu behandeln.

In dem Vortrage des ersten Berichterstatters berührte besonders sympathisch die Mahnung: man müsse zum Kinde sprechen wie ein Kind, zum Jüngling wie ein Jüngling. Das erinnerte an die Weishei des Paulus, der den Juden wie ein Jude, denen, die ohne Gesetz waren, wie einer ohne Gesetz, der allen alles geworden ist, um allenthalben recht viele zu gewinnen. Er durfte es wagen den Schwachen ein Schwacher zu werden, zu jedem in dessen eigner Sprache zu reden, weil er sicher war, im Grunde ein Starker zu bleiben, ein Beherrscher gewaltiger Gedanken, auch wenn er diese jedesmal in die Form umgoß, die geeignet war dem Hörer in die Seele zu dringen. Wenn nun dieser große Lehrer solche Kraft besaß, so wird sie vollends der erhabenen Lehre innewohnen, deren Apostel er war. Wer diese heute verkündigen will, der wird zu einem Kinde des zwanzigsten Jahrhunderts sprechen müssen wie ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, zu dem Zögling einer höheren Schule wie ein Mann, der selbst in deren Gedankenkreis zu Hause ist.

Von demselben Redner, der am Katechismus berechtigte Kritik übte, wurde ein Befremden darüber ausgesprochen, daß es im Rahmen der Lehrpläne nicht gestattet sein solle, in Prima das Leben Jesu nach den Synoptikern zu behandeln. Die einseitige Bevorzugung des Johannes-Evangeliums halte auch ich nicht für glücklich, ebenso wie die

scheinbare Fernhaltung des Alten Testaments von den oberen Klassen. Für Fragen, die heute brennend sind, ist die Geschichte der jüdischen Religion von solcher Bedeutung, daß, wer erwachsene junge Menschen zum Verständnis der Geisteskämpfe der Gegenwart vorbereiten will, gar nicht umhin kann darauf einzugehen; und dasselbe gilt für die geschichtliche Betrachtung des Lebens Jesu, die doch nur auf Grund der Synoptiker und nur mit gereiften Schülern möglich ist. In der Praxis wird denn auch wohl vielfach über die vorgeschriebene Lektüre hinausgegangen; und das scheint mir ganz unbedenklich: die Lehrpläne selber wollen ja nicht so verstanden sein, als ob alles verboten sein solle, was sie nicht ausdrücklich empfehlen. Nimmt man nun das Leben Jesu in Prima repetierender Weise durch, so hat man den gegebenen Hintergrund für eine vertiefte Behandlung der zehn Gebote. Von kirchlicher Seite wurde soeben zugegeben, daß der alte Dekalog von dem, was Luther auf Grund der Lehre Jesu daraus gemacht hat, zu trennen sei. Ein Vergleich mit dem Samenkorn wurde angedeutet, das, in den rechten Boden gelegt, zu Blüte und Frucht erwachse. Damit ist für den Unterricht ein Fingerzeig gegeben. Wenn das persönliche Wesen Jesu, nach der schlichten Darstellung in den drei Evangelien, zur Anschauung gebracht ist, kann die Frage gestellt werden: wie mußte ein so reiner und edler Mensch die Gebote jener primitiven Sittlichkeit auffassen? was mußte er in sie hineindenken? Damit haben wir, vom Alten zum Neuen Testament, eine lebendige Entwickelung.

Wenn unter den Geboten Mose das der Arbeit fehlt — was uns vorhin als ein Mangel bezeichnet wurde — so ist das wohl kein Zufall. Zur Arbeit brauchte das jüdische Volk nicht ermahnt zu werden. Aber daß es über aller Betriebsamkeit die Sammlung des Geistes, die Erholung im edelsten Sinne nicht versäume, dafür Sorge zu tragen war nicht überflüssig. So betrachten wir auf der obersten Stufe des Unterrichts das erste Hauptstück historisch: die zehn Gebote aus den Bedingungen der Zeit, in der sie gegeben sind, und Luthers Erklärung aus dem Bestreben die christliche Ethik mit hineinzutragen. Und jenes Zurückgehen auf die Sinnesart des jüdischen Volkes gibt uns weiter einen Anlaß, die entsprechende Frage für unsere Zeit zu stellen. Ist Mahnung zur Arbeit mehr vonnöten? oder vielmehr dazu, daß zwischen angespannter Tätigkeit immer wieder die Gedanken gesammelt und erhoben werden? Dies scheint mir heute der Sinn des dritten Gebotes zu sein, mit dessen äußerlicher Befolgung ich selbst es nichts weniger als streng nehme und das

ich doch in seinem heilsamen Grundgedanken, als Milderung eines aufreibenden Berufslebens, nicht missen möchte. All solche Betrachtungen kann man im Gespräch mit Schülern, die zu ernstem Nachdenken schon erzogen sind, an eine freiere, historisch würdigende Behandlung des Katechismus anknüpfen.

Autorität und Freiheit.

(1912.)

Der ausführliche historische Rückblick, den der Vortragende gegeben hat, läßt erkennen, wie sich von den ältesten Zeiten her die Menschen mit dem Problem, das heut unser Thema ist, abgemüht haben — fruchtlos, wie es scheint, jedenfalls ohne bleibenden Erfolg. Woher kommt das? In der Ansprache, mit der unsre Versammlung heute eröffnet wurde, hörten wir zwei Forderungen gegen einander abwägen, die sich schroff gegenüberstünden: „Durch Freiheit zur Wahrheit!" und „Durch Wahrheit zur Freiheit!" Die erste mache sich im geistigen Leben der Gegenwart anspruchsvoll geltend, doch die zweite treffe das Rechte. In der Tat, der Herr selber hat zu den Juden, die an ihn glaubten, gesagt: „Wenn ihr bleibet bei meinem Worte, so seid ihr wahrhaft meine Jünger; und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 31 f.). Ohne dem tröstlichen Gedanken von der befreienden Macht der Wahrheit irgend etwas abbrechen zu wollen, möchte ich doch auch hier, wie vor Jahren in einem ähnlichen Fall, kein Entweder—Oder hinstellen, sondern lieber die beiden in Wechselwirkung denken: Wahrheit und Freiheit als zwei Äußerungen einer und derselben Grundkraft.

Jedenfalls haben sie das gemeinsam, daß es nicht Güter sind, die einfach übertragen und weiter gegeben werden könnten: jeder muß sie selbst und von neuem erwerben. Doch kann einer dem andern dabei helfen. Aber je wirksamer dies geschieht, desto mehr ist Gefahr, daß nachher der Befreier zum Tyrannen werde.[1]) Die Religion, die Jesus vorfand, war gegenüber den älteren orientalischen Kulten, aus denen sie sich herausgearbeitet hatte, ein Fortschritt zur Wahrheit und zur Freiheit gewesen. Und was für ein Zwang war daraus geworden! Die Hierarchie, von der das kunstvolle System gehütet wurde, verfolgte und tötete den, der Befreiung von Äußerlichkeiten, Vertiefung ins Innere bringen wollte. Sein Verwerfungsurteil über ihren Gottes-

[1]) [Zu diesem Gedanken vgl. oben S. 50. 97 ff. 139. 182].

dienst empörte sie: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen"; und daß er den Anspruch erhob, Gott besser zu kennen als sie, Gott mehr zu gehorchen als die amtlich bevollmächtigten Diener Gottes unter den Menschen. Und aus der Lehre dessen, der für diese Überzeugung am Kreuze verblich, ist ein neues System aufgebaut worden, das wieder von einer Hierarchie sorgsam gehütet und mit strenger Herrschaft aufrecht erhalten wird!

Jeder große Fortschritt in der Geschichte des menschlichen Geistes ist durch einen einzelnen bewirkt worden, der zuerst, da er hervortrat, als Ketzer erschien. So erging es Luther. Und wir danken ihm als dem Befreier. Aber was ist aus seinem Werke geworden? Auch heute und auch der evangelischen Kirche könnte einer als Ketzer gegenüberstehen und von ihr ausgestoßen werden, der in Wahrheit ein berufener Prophet wäre. Wer vermißt sich das im voraus zu entscheiden? Das ist ja auch nicht unsere Aufgabe. Und vor ungerechten Urteilen können wir uns dadurch bewahren, daß wir Luther in der rechten Weise zu folgen suchen: nicht indem wir seine Formeln festhalten, sondern indem wir seinen Wahrheitsinn, seinen Mut der eignen Überzeugung zu betätigen suchen. Denn welches ist der Luther, den wir verehren? der Gealterte[2]), der darauf hinauskam, daß der theologischen Fakultät in Wittenberg der Auftrag erteilt wurde, falsche Lehrmeinungen zu verurteilen und zu verfolgen? oder der zu seinem Heldentum erst Erwachte, der vor Kaiser und Reich, unter neugierigen und feindseligen Blicken die ihn von allen Seiten trafen, das Auge nicht niederschlug, sondern frei bekannte: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders"!

Aber vermag denn in dieser Weise jeder einzelne selbst zu erwägen und zu prüfen? Die Frage muß wohl verneint werden. Doch die Zöglinge einer höheren Schule sollen wir allerdings zur Selbständigkeit, zur Selbstbefreiung heranführen. Der weite Abstand der Altersstufen, den sie umfaßt, ist etwas unsrer Schulart Eigentümliches. Die Universität hat es nur mit Erwachsenen zu tun, die Volksschule nur mit Knaben und

[2]) [Nicht ganz zutreffend. Er war doch erst 50 Jahre alt, als die Statuten der theologischen Fakultät, von denen oben die Rede ist, erlassen wurden. Abgedruckt bei Förstemann, Liber decanorum facultatis theologicorum Vitebergensis (Lipsiae 1838) p. 152–157. Der hier in Betracht kommende § 6 ist schon früher von mir herangezogen worden und wörtlich mitgeteilt, Staat und Erziehung (1890) S. 58].

Kindern; das Stück Entwickelung, das wir zu begleiten haben, reicht vom Kinde zum Jüngling. Da ist eben dies die eigentliche Aufgabe: allmähliche Heranbildung zu eigner Verantwortlichkeit. Auch in sittlicher Beziehung.

Zu Anfang wurde uns ein Vers von Rückert in Erinnerung gerufen, der auch mir immer besonders lieb gewesen ist:

Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Vor jedem ein Bild; das heißt doch: vor jedem ein etwas anderes Bild. Und das Werk der Erziehung, für den größten Teil des Lebens der Selbsterziehung, besteht nun darin: aus jedem das werden zu lassen, was aus ihm, seiner besonderen Anlage nach, Höchstes und Bestes werden kann. Wenn jemand das Gebot vom Darreichen der anderen Backe mühelos befolgte, so ist, glaube ich, keiner unter uns, der daran nicht doch Anstoß nähme und es schwächlich fände. Aber wenn ein Mann von Tatkraft und Mut und streitbarer Natur in einem bestimmten Falle, ob auch aus Gründen die wir nicht wüßten, sich so verhielte, es könnte sein, daß wir uns beugen müßten vor einem Heldentum der Selbstüberwindung.

Glaubenslehre und Sittenlehre müssen auf den verschiedenen Stufen einer höheren Schule sehr verschieden behandelt werden. Von Autorität geht der Weg zur Freiheit, allmählich ansteigend; sehr allmählich! Nicht so, daß man vorausgreifend Freiheit gibt, sondern so, daß man sie sich entwickeln läßt, höchstens da leise fördernd eingreift, wo die Verwirrung eines inneren Kampfes nach Hilfe verlangt. Wenn auf solche Weise jedem einzelnen nur die Freiheit zuteil wird, die er sich selber erwirbt, so liegt darin zugleich die beste Gewähr dafür, daß keiner mehr Freiheit gewinnt, als seine Kräfte zu tragen vermögen.

XXVIII.
Charakter und Bildung.

Rede
bei der Einführung in das Amt des Direktors
gehalten im Königl. Gymnasium und Realgymnasium zu Flensburg
am 14. April 1896.

[Charakter und Bildung. Über Idealismus. Zwei Schulreden. Flensburg, O. Hollesen. 1897.]

Ein schweres Amt ist es, dessen Pflichten ich mit dem heutigen Tage übernehme, aber zugleich ein schönes Amt. Wenn diese doppelte Empfindung während der letzten Monate immer aufs Neue, mit wechselndem Überwiegen von Freude oder Sorge, mich beschäftigt hat, so liegt in der gegenwärtigen Feier ein verstärkter Anlaß dazu. Werde ich imstande sein das Zutrauen zu rechtfertigen, das die Ratgeber Sr. Majestät des Königs bewiesen haben, indem sie meine Berufung an diesen Platz erwirkten? Wenn ich in die hundert jugendlichen Gesichter blicke, die voll neugieriger Erwartung auf mich gerichtet sind, all die Knaben und Jünglinge ansehe, deren jeden ich kennen, jedem etwas sein soll — wird die Kraft dazu ausreichen? Die Mitwirkung erprobter Männer ist mir sicher; aber in deren Kreis trete ich nun nicht bloß zu wetteifernder Arbeit ein — ich soll die gemeinsame Tätigkeit leiten, die Aufgaben verteilen, Sorge tragen, daß in dem Zusammenspiel mannigfaltiger Kräfte die Einheit nicht verloren gehe. Vor mir hat mehr als zwei Jahrzehnte hindurch ein Mann auf diesem Posten gestanden, der für sein Wirken Liebe und Verehrung aus allen Kreisen der Stadt in reichem Maße geerntet hat; nun soll ich versuchen das Vertrauen der Eltern zu gewinnen, die uns ihre Söhne zuführen, im öffentlichen Leben soll ich die Rechte der Schule vertreten. Wahrlich, auch wer ein Stück rüstiger Kraft in sich fühlt, mag in solcher Lage zweifeln: wird das alles gelingen?

Aber zugleich mit dieser Frage drängt sich der Gedanke hervor: es muß köstlich sein, wenn es gelingt. Und es fehlt doch auch, gerade

in diesem Augenblick und in dieser Umgebung, nicht an Eindrücken und Betrachtungen, die mich ermutigen. Die Einführung durch den Herrn Provinzial-Schulrat[1]) erinnert daran, daß ich nicht auf mich allein gestellt bin, daß eine starke Macht hinter mir steht, die mich stützt; und der Wille dieser staatlichen Gewalt wird uns durch einen Mann vermittelt, den ich persönlich verehre, dessen reiche Erfahrung und wohlmeinender Rat mir auch in Zukunft nicht fehlen werden. Daß eine große Zahl von Gästen, die Vertreter der städtischen Behörden, hohe Offiziere und Beamte, Eltern und Freunde unserer Schüler, an der heutigen Feier teilnehmen, das bürgt für ein freundliches Interesse, mit dem Sie alle den Bemühungen der Schule entgegenkommen. Und von der anderen Seite darf ich im Namen der Anstalt, an deren Spitze von jetzt an ich stehen werde, versichern, daß auch wir nicht weltfremd und selbstzufrieden hinter unsern Mauern unfruchtbare Gelehrsamkeit pflegen wollen; vielmehr möchten wir danach streben, daß den Zöglingen die Augen geöffnet werden, damit sie später mit klarem Blicke das Leben und die Wirklichkeit, in die sie eintreten sollen, erfassen. Als einen besonderen Vorzug sehe ich es an, daß hier in Flensburg mit dem Gymnasium eine andere Schulform verbunden ist, für die ich seit Jahren ein lebhaftes, wiederholt auch öffentlich bezeugtes Interesse hege; jetzt zuerst soll ich sie in eigener Mitarbeit kennen lernen und darf dabei den Kreis der Lehrgegenstände, deren Einfluß auf die Bildung der Gedanken ich beobachte, erweitern. Noch stärker wird durch den Eintritt in das neue Amt die Zahl der Menschen vermehrt, denen meine Fürsorge gilt. Mit allen Altersstufen hat es der Direktor zu schaffen; und er wird gern, wenigstens in einzelnen Stunden, auch die jüngeren und jüngsten seiner Schüler selbst unterrichten, um sie dann als schon Bekannte in ihrer Entwickelung zu begleiten. Fast möchte ich sagen: dies ist der Teil meines Berufes, auf den ich mich am meisten, jedenfalls am zuversichtlichsten freue. Ich habe niemals danach getrachtet zu den Lehrern zu gehören, die wegen ihrer Milde gerühmt werden; Trägheit und Trotz oder gar Lüge habe ich mich nicht gescheut beim rechten Namen zu nennen und im Kampf gegen sie kräftig zuzufassen. Und doch, wo mir bisher beschieden war zu wirken, erst ein halbes Jahrzehnt an einem Berliner Gymnasium, dann 12 Jahre in unserer Nachbarstadt Kiel, an beiden Stellen habe ich nach kurzer Zeit das Gefühl bekommen und dann immer

---

[1]) [Eduard Kammer.]

behalten, daß ich mit meinen Schülern gut Freund war. Auch hier, denke ich, soll es nicht anders werden.

Nicht bescheiden wäre es, wenn ich von dem Verhältnis zu Ihnen, meine Herren Kollegen, mit der gleichen Sicherheit sprechen wollte. Die Jugend mit ihrem beweglichen Sinn mag leicht sich anschließen; das Vertrauen von Männern ist ein Gut, das nicht verschenkt wird, das erworben sein will. Nach manchen Äußerungen aus Ihrer Mitte, besonders nach dem was Ihr Herr Senior bei unserm ersten Zusammensein aussprach, darf ich annehmen, daß Sie mir mit einer guten Meinung entgegenkommen; groß und schön ist die Aufgabe, die wir zusammen lösen sollen: so muß es gelingen den gemeinsamen Boden zu finden und immer mehr zu befestigen, der uns und unsere Arbeit trägt. Es wird nicht ausbleiben, daß hier und da etwas von dem, was ich Ihnen zumuten muß, der einzelne unbequem empfindet, und umgekehrt, daß ich mich an Verhältnisse und Anschauungen zu gewöhnen habe, die mir bisher fremd waren. Lassen Sie uns solcher Möglichkeit ruhig ins Auge sehen; der Eifer für die Sache, der uns alle erfüllt, die Liebe zu dem heiligen Werke, an dem wir schaffen, soll uns, wird uns immer wieder zur Verständigung führen.

Wie ich im einzelnen die Gestaltung unseres Zusammenlebens mir denke, davon möchte ich heute nicht reden. Ich trete nicht mit dem fertigen Ideal einer Schule hier ein, das es nun schlechthin zu verwirklichen gölte; ich komme mit dem ehrlichen Willen, zunächst zu sehen und kennen zu lernen, was Gutes besteht, und dies zu erhalten. Wo sich nachher ein Eingreifen als nötig erweist, sollen doch Neuerungen niemals aus einem abstrakten Begriff hergeholt, sondern so getroffen werden, daß sie in die wirklichen Verhältnisse, wie sie eben hier gegeben sind, sich einfügen. Wenn dann ein anderer nach Jahren das überblickt, was ich getan habe, und einen bestimmten Sinn darin findet, eine durchgehende Gedankenrichtung erkennt, so soll es mir lieb sein; im voraus ein Programm zu zeichnen, wäre vermessen.

Und doch sind Sie, meine Herren, wohl mit der Erwartung hierher gekommen, etwas mehr als das bisher Gesagte zu hören und schon aus der ersten Begegnung den neuen Direktor ein wenig kennen zu lernen; vollends die Anwesenheit so zahlreicher und ehrwürdiger Gäste mahnt mich, daß ich auch meinerseits versuche, dieser feierlichen Stunde über das Maß persönlicher Begrüßung hinaus einen Inhalt zu geben. Beides wird vielleicht am ehesten erreicht, wenn Sie noch einige Minuten mir

gönnen, um ein schwieriges Problem unsrer Kunst — diesen Namen nehme ich für den Beruf des Lehrers in Anspruch — gemeinsam zu betrachten.

Zwei Dinge sind es, die das Ergebnis einer vollkommenen Erziehung bilden würden, die man deshalb auch von jeder höheren Schule zu fordern pflegt: Vielseitigkeit der geistigen Bildung und Festigkeit des sittlichen Charakters. Beide stehen in einer natürlichen Wechselwirkung; aber in welcher? Unter den Schlagwörtern, mit denen die Wortführer der modernen Pädagogik sich ihr Handwerk erleichtern, vernimmt man auch das vom „erziehenden Unterricht", der an Stelle eines bloß wissenschaftlichen treten müsse, und in dem nichts gelehrt werde, was nicht zugleich einem ethischen Zweck diene: aber damit ist die Sache nicht abgetan. Daß ernste geistige Beschäftigung den Menschen auch sittlich besser macht, versteht sich von selbst; da liegt das, was den Charakter fördert, in der treuen Arbeit, nicht im Inhalte dessen was gelernt wird. Die Zahl der Männer, die fähig sind aus dem was sie erkannt haben den entscheidenden Antrieb zum Handeln zu entnehmen, ist verschwindend klein. Wer gar hoffen wollte, jugendliche Menschen durch Gründe, durch Einsicht zu bestimmten Entschlüssen zu führen, würde sich vergebens abmühen; was einen Willen erziehen soll, muß selber ein Wille sein. Nur so viel ist richtig, daß fortgesetzte Bereicherung des Wissens und Pflege des Verstandes zuletzt im ganzen auch auf die sittliche Anlage einen Einfluß ausübt; aber ob die Disposition, die auf diese Weise erzeugt wird, dem Erstarken des Charakters günstig oder hinderlich sei, bleibt noch zu untersuchen.

Unter „Bildung" versteht man — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — aber man versteht darunter einen Besitz geistiger Art, der die Leute einander gleich macht. Wer durch seine Redeweise oder sein Betragen auffällt, wer von der herkömmlichen Art zu denken sich entfernt, ist in Gefahr ungebildet zu erscheinen. Etwas höher fassen wir den Begriff, wenn wir es als Wirkung eines gebildeten Umgangs empfinden, daß ein anderer sich in unsere Lage hineinzuversetzen vermag, daß er unsrer Stimmung entgegenkommt, an dem was uns beschäftigt Anteil nimmt, was wir ihm erzählen leicht auffaßt. Es gibt Menschen, besonders Frauen, denen diese wohltuende Fähigkeit beinahe angeboren ist; bei der Mehrzahl ist es eine Frucht, die langsam reift. Und dafür leistet denn auch die Schule ihr Teil, indem sie Kenntnisse mitteilt, die noch nicht auf eine bestimmte Berufstätigkeit berechnet sind, sondern eine gemeinsame Grundlage bilden sollen, damit nachher Männer aus

getrennten Lebenskreisen einander verstehen können. Ja man pflegt den Bildungsgang, den jemand durchgemacht hat, um so höher zu schätzen, je länger er bei der Aneignung dieses allgemeinen Wissens verweilt, je später er also angefangen hat das zu lernen, was ihn von anderen scheidet. Und geradezu als die wichtigste Aufgabe einer höheren Schule hat man es hingestellt, daß sie die Summe geistiger Güter, die eine lebende Generation teils von den Vorfahren ererbt, zum Teil selber erzeugt hat, der nachfolgenden Generation überliefere und so die geistige Atmosphäre, in der wir uns bewegen, unverändert erhalten helfe.

Während so „Bildung" etwas Ausgleichendes ist, sprechen wir von „charakteristischen" Unterschieden. Was man im Drama „Charakterfiguren" nennt, sind immer Personen von einer eigenen, bald guten, bald bösen, oft wunderlichen Art des Wollens. Der Sprachgebrauch ist diesmal ganz in seinem Rechte; Charakter ist das „Gepräge", das in einem Menschen durch Schicksal und durch eigne Übung herausgearbeitet wird aus der ursprünglichen Anlage. So mannigfaltig nun Anlagen und Schicksale sind, so mannigfaltig müssen die Charaktere sein. Auch hier gibt es bevorzugte Naturen, denen das, was andere mühsam erwerben müssen, schon von der Geburt her mitgegeben ist; die meisten haben redlich zu schaffen, um aus der Individualität, die sie mit auf die Welt bringen, einen Charakter zu machen, d. h. launenhafte Regungen zu unterdrücken, bei widerstreitenden Richtungen des Begehrens der einen zu dauerndem Siege zu verhelfen und so dem Willen Stetigkeit und Übereinstimmung zu verleihen. Übereinstimmung mit sich selbst, nicht mit anderen! Wer sich in seinen Entschlüssen durch andere bestimmen läßt, gilt als charakterlos; wir bewundern den starken Charakter, der, von Gegnern umgeben, immer dasselbe will und seinen Willen durchsetzt. Nicht alle Menschen können Helden sein, wie nicht alle Pflanzen Eichbäume. Aber auch das Moos und der Grashalm, der Queller der auf dem Uferschlick des Wattenmeeres hervorkommt, sind Geschöpfe aus Gottes Hand und haben ihre eigne Vollkommenheit. So ist jeder einzelne Mensch, der geboren wird, eine Bereicherung seines Geschlechtes, ein Wesen, dem sein besonderes Ziel der Entwickelung gesteckt ist; das wird er um so eher erreichen, je weniger er ein fremdes Ideal sich aufzuzwängen versucht. „Es gibt für den Menschen", sagt Paul de Lagarde, „nur eine Schuld, die, nicht er selbst zu sein; denn dadurch, daß er dieses nicht ist, lehnt er sich gegen den auf, der seine Existenz gewollt und als eine so und so bestimmte gewollt hat."

Wenn demnach die Bildung des Geistes nivellierend wirkt, Charakter das ist was die Menschen unterscheidet, so scheint es, daß beide den, der nach ihnen strebt, in entgegengesetzte Richtung ziehen. Daß es wirklich so ist, mag an ein paar Beispielen deutlich werden. Vergleichen wir die Bevölkerung der Stadt Berlin und die unsrer Provinz! Welches der beiden Gebiete umfaßt den größeren Schatz an geistiger Bildung, welches an persönlichem Charakter? Wenn wir an die Fülle von Intelligenz denken, die an dem Sitze der Landes- und Reichsregierung naturgemäß zusammengedrängt ist, an die Menge reich ausgestatteter Anstalten für Kunst und Wissenschaft, an die Unzahl von Menschen, die in raschem Wechsel dort ein- und ausströmen, um Anregung aller Art zu empfangen oder zu geben, so werden wir auf der einen Seite den Vorzug der Hauptstadt anerkennen. Ohne Streit — und ohne Neid. Denn der Vorteil wird durch einen Verlust erkauft, gegen den uns hier draußen die Nähe von Wald und Feld, die frische Seeluft, die wir atmen, sichert. Es gibt nichts Tödlicheres für den Charakter als das Getreibe einer großen Stadt, das den einzelnen, der darin aufgeht, schnell der Masse ähnlich macht; kein Boden ist günstiger, daß darauf selbständige Naturen erwachsen, als wo die Menschen zu kleinen Gemeinden verbunden oder vollends zerstreut leben, mit freiem Raum um sich her, die Arme zu regen, in stetem Verkehr mit der Natur, die zur Sammlung und Vertiefung des Denkens einladet. — Oder nehmen wir das Beispiel eines persönlichen Gegensatzes, aus der Vergangenheit. Die Redeweise unseres Luther ist oft sehr verschieden von dem, was man, heutzutage wenigstens, „gebildet" nennen würde; wie anders sein Zeitgenosse Erasmus, wie rücksichtsvoll drückt er sich aus, wie fein weiß er auch widerstrebende Anschauungen zu würdigen! Dafür ist denn der eine ein geschichtlicher Held geworden, an dessen Mut sich Tausende stärkten, der andere beinah verrufen als ein Vertreter vermittelnder Schwäche.

Die Verhältnisse der Wirklichkeit finden wir verschärft und dadurch oft um so verständlicher in der Poesie. Turgénjew vergleicht einmal zwei Gestalten, die weit voneinander abstehen, die eine ein Erzeugnis der spanischen Muse, die andre im Norden zu Hause, so zu sagen in unsrer Nachbarschaft: Don Quixote und Hamlet. Man ist gewohnt über den Ritter von der traurigen Gestalt zu spotten; aber in der lustigen Geschichte steckt ein tiefer und ernster Sinn, der im Vergleich erst recht hervortritt. Hier ein hagerer, starkknochiger Mann, unempfindlich gegen Entbehrungen und Strapazen, dort ein Jüngling, an das Behagen des

Hoflebens gewöhnt, beinahe weichlich in seinem Äußeren; der eine stets bereit für die große Sache, der er sich geweiht hat, das Schwert zu ziehen, unbekümmert um Schläge und Wunden, unbeirrt durch den Fluch der Lächerlichkeit, den er auf sich lädt — der andre immer in Reflexion verloren, geistreich die Welt und sich betrachtend, außerstande eine kurze Tat der Rache, die ihm obliegt, zu vollführen: der eine ganz Wille und Charakter, der andre ganz Verstand und Gedanke. Beide gewinnen unser Interesse, obwohl — oder vielleicht weil — jedem eine Hälfte der menschlichen Natur fehlt. Denken Sie sich einen Don Quixote, der zu Verstand käme — das wäre wirklich der Weltbeglücker, der er sein will; oder einen Hamlet, der zum Entschluß käme — dem könnten auch wir zutrauen, daß er auf dem Throne sich höchst königlich bewähren würde. Aber sie sind zwei Menschen statt eines, und gehen zugrunde an ihrer Halbheit.

Wie verschieden die Bedingungen sind, unter denen Verstandes-Kultur und unter denen Charakter gedeiht, kann dies Paar uns lehren; aber es erinnert zugleich daran, daß die Trennung beider nicht das Rechte ist. In Don Quixote wie in Hamlet sind die Teile des geistigen Wesens aus dem normalen Verhältnis verrückt. Sollte es nicht möglich sein, daß eine gesunde Kraft die Gegensätze zur Versöhnung bringt? Ich denke, jeder von uns wird auf Grund der Kenntnis von Menschen, die er in seinem Kreise gewonnen hat, die Frage bejahen. Man darf sogar sagen: wer in einfachen Verhältnissen bedürfnislos lebt, oder wessen Verstand nicht ausreicht mehr als eine Idee zu erfassen, der hat es leicht sich selber treu zu bleiben; Verehrung fordert erst der Charakter, dessen Festwerden durch eine reiche und mannigfache Begabung gefährdet war, der aber, indem er diese inneren Schwierigkeiten überwand, seine Kraft gestählt hat. So behält denn auch das Wort des Dichters seine Wahrheit, daß sich ein Charakter in dem Strom der Welt bilde: eben deshalb, weil dieser Strom so viele mit fortreißt, bewährt er den als fest und sicher, der ihm widerstehen konnte. Goethe würde einen Schwächling wie Wilhelm Meister, einen hypochondrischen Schwärmer wie Tasso nicht so lebenswahr geschildert haben, wenn er nicht in sich die Anlage gehabt hätte auch so in Schmerz und Lust zu zerfließen, so im Treiben der Gesellschaft sich zu verlieren. Daß er das nicht getan hat, sondern ein Mann geworden ist, der sich und andre zu beherrschen verstand, das verdient mehr Bewunderung als alle seine unsterblichen Werke.

Lessing äußert einmal den Gedanken: manches würde der Theorie

nach unmöglich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre das Gegenteil durch die Tat zu beweisen. Ich möchte dem Genie dieses Vorrecht nicht gönnen und glaube: jeder Mensch ist berufen, durch die Tat Aufgaben zu erfüllen die theoretisch unlösbar sind. Oder umgekehrt: das Beste, was ein Mensch leistet, ist immer von der Art, daß kein Verstand fein genug wäre es ihm nachzurechnen, geschweige denn vorzurechnen. Mag man mit Gründen beweisen, daß Bildung und Charakter einander widerstreben — das Leben lehrt, daß sie vereint werden können. Wie das geschieht, möchten wir gern wissen, zumal wir Erzieher; aber das weiß nur der, der die Herzen kennt und ins Verborgene sieht. Menschliche Wissenschaft wird auch im 20. Jahrhundert die Strahlen nicht finden, die das Innere der Seele durchschauen lassen. Alles Große im Leben der Geister hat seine Wurzel in etwas Unbegreiflichem, Irrationalem: Recht, Sitte, Glaube, Kunst — auch die Kunst der Erziehung.

Damit haben wir eine Wahrheit berührt, die heute nahe daran ist verloren zu gehen. In der an sich löblichen Absicht, sich über die Grundsätze der pädagogischen Tätigkeit zu verständigen, ist man nachgerade dahin gelangt, alles und jedes was dabei geschieht unter die Lupe zu nehmen und genau zu beschreiben. So ist eine Literatur erwachsen, die schon durch die Masse erschreckt, und die in guter Meinung Schlimmes schafft. Denn sie macht den, der sich davon überwältigen läßt, taub gegen die Mahnung, daß den eigentlichen Kern, die Seele in dem was wir tun eben nicht Dinge ausmachen, die man in Worte fassen und auf Papier schreiben kann. In dieser Beziehung bietet gerade auch das Paar von Begriffen, das wir soeben erwogen haben, eine lehrreiche Probe. Man klagt oft darüber — und leider mit Recht — daß unsere kluge Zeit so arm sei an eigenartigen Persönlichkeiten. Ein edler und patriotischer Mann, der kürzlich in einem warmherzigen Buche die Gefahr einer allgemeinen Revolution dadurch zu bannen unternahm, daß er zu freiwilliger Reform alle Glieder des Staatswesens aufforderte, machte für den Mangel an Charakteren die Schule verantwortlich und hoffte dadurch zu helfen, daß er neue Vorschriften entwarf, nach denen genauer als bisher die gesamte geistige Entwickelung der jungen Leute, besonders auch ihre private Beschäftigung, unter amtliche Fürsorge genommen werden sollte. So sucht man den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Das wollen wir, meine Herren Kollegen, nicht tun. Wir werden uns begnügen deutlich im Bewußtsein zu halten, daß in der gleichförmigen

Verstandesbildung, die wir ausbreiten, eine Gefahr für das sittliche Wachstum liegt; wir wollen recht oft daran denken, daß wir auch dieses zu pflegen schuldig sind, und vor allem uns bemühen, in der eigenen Persönlichkeit, mit der wir wirken, praktisch den Widerstand aufzuheben; aber wir sollen darauf verzichten ihn in der Theorie zu bewältigen, und nicht mit verschwendeter Mühe nach einer Rechnung suchen, in der das Exempel ohne Rest aufgeht. — Gestatten Sie ein Gleichnis aus der Wissenschaft, die den Begriff des Irrationalen, den sie scheinbar aufhebt, am sorgfältigsten ausgebildet hat. Eine so einfache Aufgabe wie die, aus 2 die Quadratwurzel auszuziehen, läßt sich durch Rechnung nicht vollkommen lösen; man braucht nur Lineal und Zirkel zur Hand zu nehmen, um mit wenigen Strichen das Resultat reinlich und anschaulich hinzulegen. Dem Verhältnis zwischen Geometrie und Analysis entspricht anderwärts das zwischen Praxis und Theorie: der Beruf des Dichters, des Künstlers, auch des Lehrers, kann ausgeübt werden bis zu höchster Vollkommenheit; der Versuch ihn zu beschreiben und aus Begriffen zu erklären wird immer hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Und damit ist denn doch schließlich auch das allgemeine Ziel angedeutet, das mir vorschwebt, indem ich die Leitung dieser Schule übernehme. Es versteht sich von selbst, daß wir die geschriebenen und gedruckten Ordnungen nicht gering achten, daß wir gewissenhaft und pünktlich tun, was darin von uns verlangt wird; aber der schwierigste Teil unserer Aufgabe beginnt erst da, wo dies alles getan ist. Ich habe von einem Gegensatz gesprochen, der nur durch die Tat zu einem Ausgleich gebracht werde könne; an ähnlichen Problemen wird es uns auch sonst nicht fehlen. Das größte und umfassendste ist: wie können wir selbst, zwanzig Männer, deren jeder seine Eigenart behaupten möchte, doch dahin kommen, ein Ganzes zu bilden, das auf unsre Schüler als eine Einheit wirkt? Ob das möglich sein wird — wer weiß es? Aber darüber sind wir wohl schon heute einig, daß wir nicht darauf ausgehen wollen eine Formel zu finden, in der jedem seine Haltung vorgezeichnet wäre, genau angegeben, wie weit er Rücksicht üben soll, wie weit er sie fordern darf. Wir sind nicht ein System von Lehrkräften, sondern eine Gemeinschaft lebendiger Menschen. Als solche wollen wir an die Arbeit gehen; und es wird sich zeigen, daß der Zusammenschluß dem einzelnen doch nicht nur Opfer zumutet, sondern auch Gewinn bringt. Da wird im Austausch der Gedanken die Anschauung bereichert, das Urteil geklärt, der Wille gestärkt. Seien wir nicht zurückhaltend einander mitzuteilen,

und nicht zu stolz voneinander zu empfangen. So wird von selber und unmerklich in unserem Kreise ein Neues sich bilden, eine Art zu sein und zu denken, die nicht diesem oder jenem gehört, sondern allen gemeinsam. Nicht von heut auf morgen ist es getan. Aber daß es allmählich vollbracht werde und von Jahr zu Jahr freudiger hervortrete, dafür, meine Herren, erbitte ich von Ihnen das Einsetzen Ihrer besten Kraft, dafür erbitte ich mit Ihnen den Segen Gottes, der über unsrer Arbeit walten möge.

XXIX.

Über Wissen und Können.

Rede

bei der Übernahme des Amtes als Direktor
des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Düsseldorf
am 4. Oktober 1898 gehalten.

[Als Broschüre erschienen im Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh 1899.]

Hochgeehrte Gäste unsres Hauses!
Hochgeehrte Herren Kollegen!
Liebe Schüler!

Nachdem ich schon seit einer Woche die Geschäfte des Direktors an dieser Anstalt habe wahrnehmen dürfen, haben sich heute der Abgesandte der staatlichen Aufsichtsbehörde und die Männer, die an der Spitze unsres städtischen Gemeinwesens stehen, vereinigt, um vor versammelten Lehrern und Schülern in das schwere und schöne Amt, dessen ich fortan walten soll, mich endgültig einzusetzen. Die Feier gewinnt erhöhte Bedeutung durch die ehrenvolle Teilnahme, die ihr von den Schwesteranstalten der Stadt, von Freunden der Schule, vor allem aus den Kreisen der Eltern unsrer Zöglinge geschenkt wird.

Mein erstes Wort von dieser Stelle aus gilt doch, das wollen Sie einem Manne der von Herzen Lehrer ist nicht verargen, meinen neuen Schülern. Es ist nicht möglich gewesen, alle hier zusammenzurufen; aber die anwesenden begrüße ich als Vertreter der Gesamtheit. Schon habe ich die ältesten von euch persönlich kennen gelernt, anderen draußen beim Turnen und Spielen zugesehen: ich freue mich des frischen, fröhlichen Sinnes, der zwischen den ernsten Mauern dieses Hauses waltet, und hoffe, daß der erste Eindruck von Offenheit und Empfänglichkeit, den ich in wenigen Stunden des Unterrichts gehabt habe, sich auch in Zukunft immer bestätigen wird. Ihr sollt in mir einen treuen und gerechten Leiter haben, nicht ohne Strenge, doch auch nicht ohne Milde. Kommt vertrauensvoll zu mir, wenn ihr meiner Hilfe bedürft, und

seid überzeugt, daß ihr einen Berater finden werdet, der für all euer Tun und Treiben, auch wohl für jugendlichen Übermut und Leichtsinn Verständnis besitzt, und für den es nur mit Unaufrichtigkeit und Gemeinheit kein Vertragen gibt. Doch das sind Laster, die ihr selbst in eurer Mitte nicht werdet dulden wollen, und für deren Bekämpfung der gute Geist in einer Schülergemeinschaft der beste Bundesgenosse des Lehrers ist.

Zu den Schülern zu sprechen wird noch oft Gelegenheit sein; die Stunde mahnt, mich der ehrwürdigen Versammlung zuzuwenden, der ich heute gegenüberstehe. Zunächst danke ich Ihnen, hochgeehrter Herr Provinzial-Schulrat,[1]) für Ihre anerkennenden und ermutigenden Worte. Die Aufgabe, die mir durch Sie übertragen wird, steht Ihrem Herzen besonders nahe; haben Sie doch selber zwölf Jahre Ihres Lebens ihr gewidmet und sie aufs glücklichste gelöst. Möchte es mir gelingen in Ihrem Sinne hier weiterzuwirken, fortwachsen zu lassen, was Sie gepflanzt haben, und der Schule das hohe Ansehen, das sie genießt, zu erhalten. — Was Sie, Herr Professor Rothert, im Namen des Lehrerkollegiums gesagt haben, gibt mir die beste Hoffnung eines gedeihlichen Zusammenwirkens. Ihnen persönlich danke ich für die Treue, mit der Sie während einer Zwischenzeit von vielen Monaten der Schule vorgestanden, für das Entgegenkommen, mit dem Sie mich bei meinem Eintritt durch Rat und Tat unterstützt haben. Wenn es schon Ihr Wille ist, nicht mehr lange in Ihrer amtlichen Stellung zu bleiben, so darf ich auch bei diesem Anlaß der Freude darüber Ausdruck geben, daß Sie sich entschlossen haben wenigstens bis Ostern auszuharren und mir so die Möglichkeit gewähren, mit allem, was es an guter Tradition hier gibt, durch Sie bekannt zu werden.

Zuletzt gestatten Sie, daß ich auf Ihre Begrüßung antworte, hochverehrter Herr Oberbürgermeister! Ihnen vor allem und den Herren, die mit Ihnen für das höhere Schulwesen der Stadt Sorge tragen, bin ich zum größten Danke verpflichtet: mit ehrendem Vertrauen haben Sie auf den persönlich Fremden Ihre Wahl gelenkt, mit freundlicher Energie den Zögernden hierher gezogen. Daß es deren bedurft hat, werden Sie mir nicht nachtragen. Gerade weil es mir schwer geworden ist, von einem heimatlichen Boden mich loszureißen, denke ich nun hier um so fester und dauernder Wurzel zu fassen; und wenn die Vor-

[1]) [Adolf Matthias.]

stellung von dem Umfange der Pflichten, die es hier zu erfüllen gebe, mich zweifeln ließ, ob ich sie übernehmen dürfe, so sind mir doch auch die Vorzüge voll bewußt, die gerade in der Stellung liegen, die nun nach Ihrem Willen mir zuteil geworden ist.

Die Tätigkeit des Lehrers bringt es mit sich, daß er öfter in der Lage ist zu geben als zu empfangen. Von dem, was er weiß und kann, mitteilen soll er nicht bloß im Unterricht; auch außerhalb der Schule erwartet man von ihm, daß er gern bereit sei, das vertrautere Verhältnis, in dem er zur Wissenschaft steht, für andere nutzbar zu machen, Kenntnisse zu vermitteln, Anregung zu verbreiten. Wie soll er es aber möglich machen, selbst immer wieder aus dem Vollen zu schöpfen? Bücher sind ja die besten Freunde des Gelehrten, die ihn, wo es auch sei, vor Vereinzelung bewahren und mit dem geistigen Leben der Zeit in Zusammenhang erhalten. Ein großer Gewinn ist es doch, wenn er an einen Platz gestellt wird, wo eben dieses Leben, frisch und kraftvoll pulsierend, ihn umgibt. Zu der Vermehrung der Gedanken, die das gelesene Wort verschaffen kann, kommt hier erst die Bereicherung des Geistes, die sich aus der unmittelbaren Anschauung einer gehaltvollen Kultur und aus mannigfaltigem persönlichem Verkehr ergibt. Zugleich ist es nur unter solchen Verhältnissen auf die Dauer möglich, die Welt zu kennen und zu verstehen, auf die man doch wirken soll.

In dieser Weise die Arbeit des Lehrers und Erziehers zu fördern möchten wenige Orte so geeignet sein wie die Stadt, in deren Dienst ich heute eintrete. Und wenn ich die Fülle menschlicher Kräfte überblicke, die hier auf allen Gebieten der Tätigkeit wie der Lebensfreude zusammenwirken, so sind es zwei inmitten der anderen und vor anderen, die dem Ganzen sein eigentümliches Gepräge geben, dieselben beiden Mächte, die vor wenigen Monaten sich vereinigt hatten, um das Andenken des größten deutschen Mannes würdig zu feiern, Industrie und Kunst. Ihr Schaffen mit empfänglichem Sinn zu begleiten wird die Schule gerade deshalb besondere Ursache haben, weil sie sich auch innerlich von ihnen unterscheidet, so daß sie hoffen kann, dort für das, was sie selber treibt und pflegt, eine Ergänzung zu finden. Unser Unterricht soll in die Wissenschaft einführen, Kenntnisse aneignen; bei dem Industriellen, dem Künstler fragt man nicht so sehr, was er weiß, als was er kann. Können und Wissen bilden einen Gegensatz, der alle Entwicklung des Menschengeistes durchzieht — nicht daß beide miteinander kämpften; aber sie stehen in einem natürlichen Widerspiel, das verstanden sein will,

und das seine Gefahren bringt wo es unbeachtet bleibt. Lassen Sie uns diese Betrachtung etwas weiter verfolgen; das wird des Anlasses nicht unwürdig sein, der uns hier zusammengeführt hat.

Bekannt ist die Abneigung mancher höheren Militärs gegen das Studium der Kriegsgeschichte. Mag sie ungerechtfertigt sein, sie hängt doch mit der richtigen Erkenntnis zusammen, daß die Durchforschung von Feldzügen, die der Vergangenheit angehören, oder gar philosophische Erörterungen über das Wesen des Krieges, so interessant und lehrreich sie sein mögen, doch im Geiste dessen, der sich damit beschäftigt, nicht gerade die Disposition befördern, aus der ein starkes Können in den praktischen Aufgaben des Krieges hervorgeht. — Im Bereiche der friedlichen Arbeit ist es nicht anders. Das römische Recht ist aus dem Bewußtsein des Volkes erwachsen; und das war möglich, weil diesem Volk in seiner Masse die Fähigkeit innewohnte juristisch zu denken. Ein großes gelehrtes Wissen war nicht vonnöten; das gehört erst den juristischen Schriftstellern der Kaiserzeit, die aus dem Stoff, den frühere Generationen erzeugt hatten, ein wissenschaftliches System gemacht haben. — Ob es für den Redner, der vor Gericht Erfolg haben will, mehr auf theoretische Bildung oder auf natürliche Anlage und Übung ankomme, ist ein alter Streit. Der große Römer, der ihn uns in einem seiner klassischen Werke vorführt, war selbst ein viel zu eifriger Gelehrter, als daß er an dem Vorzuge der Wissenschaft vor dem, was wir Routine nennen würden, hätte zweifeln können. Doch in dem Dialoge, in den er die Entwicklung seiner Gedanken gekleidet hat, leiht Cicero auch der Ansicht, die er eigentlich bekämpft, recht geschickte Worte: die Bedeutung der Regeln sei überall nicht die, daß jemand durch ihre Befolgung den Ruhm der Beredsamkeit erreicht hätte, sondern, was Männer, die reden konnten, aus eignem Antriebe taten, das hätten andre beobachtet und gesammelt; und so sei nicht die Beredsamkeit aus dem rhetorischen System, sondern das System aus der Beredsamkeit entstanden. Ganz gewiß ist es so gewesen. Und ebenso, wo es kaum jemand bestreiten wird, auf dem andern großen Gebiet kunstmäßiger Anwendung der Sprache, dem der Poesie.

Schriften über Dichtkunst gibt es aus alter und neuer Zeit in reicher Menge; die wertvollen darunter sind nicht gemeint als Anweisungen für den, der ein Dichter werden will, sondern sozusagen als eine Naturbeschreibung derer, die es von selber gewesen, und der Art, wie ihre Werke entstanden sind. Die berühmteste Poetik, die des Aristoteles, hat einen

Mann zum Verfasser, den jeder als nüchternsten Gelehrten kennt und von dem wir nur als Kuriosität bemerken, daß er auch Verse gemacht hat. Unser Lessing war Forscher und Dichter zugleich; und sicher haben seine Untersuchungen über das Drama, über die Fabel dadurch an eindringender Kraft gewonnen, daß er die Schwierigkeiten wie die Hilfsmittel der poetischen Produktion aus eigener Erprobung kannte. Ob umgekehrt seine Dichtungen durch seine Wissenschaft immer nur gewonnen haben, mag man doch bezweifeln.

Das geflügelte Werkzeug der Poesie ist das Wort; auch dessen Geschichte zeigt uns den Unterschied von Können und Wissen. Wie fein gestaltet ist das System eines griechischen Verbums, so übersichtlich angelegt und regelmäßig ausgeführt, mit allen jenen Abwandlungen der Bedeutung nach Person, Zahl, Zeit, nach manchen feineren Beziehungen des Sinnes: ein vollendetes Kunstwerk, gewiß; aber kein Werk der Wissenschaft. Denn die ursprünglichen Formen der griechischen Sprache wie jeder anderen sind entstanden zu einer Zeit und bei einem Volke, die von „Grammatik" noch nichts wußten. Daß in dem, was ihr Geist hervorbrachte, ein inneres Gesetz enthalten sei, würden jene Menschen, wenn es ihnen jemand hätte sagen können, nicht besser verstanden haben als etwa eine Biene das Lob des Mathematikers, der sich an den schönen sechsseitigen Prismen ihres Baues erfreut. Einen Fall gab es neuerdings doch, wo gelehrte Männer versucht haben, auf Grund wissenschaftlicher Einsicht nach durchaus rationellen Prinzipien eine Sprache zu konstruieren. Wenn dabei etwas so Unerfreuliches und so wenig Lebensfähiges herausgekommen ist wie das Volapük, so lag der Grund eben in dem Irrtum, daß die Erfinder meinten, weil sie viel wüßten, so könnten sie auch etwas ganz Besonderes. Aber das natürliche Verhältnis der beiden Geisteskräfte läßt sich nicht gewaltsam umkehren. Überall ist das Können das erste; es wirkt unbewußt, instinktiv, schöpferisch: hinterher kommt dann das Wissen und sucht das von jenem Hervorgebrachte zu beschreiben und zu erklären.

Dieser Satz bedarf nun doch der Einschränkung. Er gilt für alle die Wissenschaften, deren Gegenstand der Mensch mit den Erzeugnissen seines Geistes ist; der Natur gegenüber steht es anders. Da macht wirklich die Forschung den Anfang; sie führt zum Wissen, und durch die erkannten Gesetze zur Herrschaft über die Natur, also zu einem hoch gesteigerten Können. Für den Arzt, der menschlichen Leiden abhelfen will, ist freilich ein wichtiges Erfordernis der sichere Blick, mit dem er

die Natur des Patienten und den inneren Zusammenhang seiner Zustände erfaßt; diese Fähigkeit ist eine angeborene und ist zu allen Zeiten von manchem geübt worden, der kein gelehrter Mediziner war. Die wertvollsten Errungenschaften der neueren Heilkunst beruhen doch auf wissenschaftlicher Erkenntnis; und kein Verständiger wird sich, wo Hilfe not tut, einem ärztlichen Berater anvertrauen, der nicht die Gewähr gibt, daß er das, was seine Wissenschaft lehrt, gründlich studiert hat. Noch deutlicher erkennt man den Weg, der vom Wissen zum Können führt, da, wo es sich um Bewältigung der unbeseelten Natur handelt. Mag man an die Sicherheit der mathematischen Rechnung denken, durch die beim Bau eines Tunnels zwei von entgegengesetzten Enden her sich einbohrende Linien im dunkeln Innern der Erde zusammentreffen, oder an die glänzenden Leistungen der Optik, deren Instrumente uns das Entfernte nahe rücken, das Unsichtbare sichtbar machen, an die Erfindung der Dampfmaschine und den Umbau der Welt, den sie vollzogen hat, oder an die Triumphe der Elektrizitätslehre vom Blitzableiter bis zum Telephon und zum Telegraphieren mit unterbrochenem Draht, oder endlich an die raffinierte Technik der Sprengstoffe, mit denen die Chemie zerstören hilft, was die Schwesterkünste geschaffen haben, und doch auch so der Kultur dient, indem sie die materiellen wie die geistigen Güter einer Nation gegen frevelhaften Eingriff sichert — wohin man blickt, überall ist es derselbe Hergang: frei entwickelt sich die gelehrte Forschung, ohne durch Rücksichten des Nutzens gelenkt zu werden; aber die Verwertung neuer Erkenntnis für praktische Zwecke stellt immer bald und von selber sich ein. Auf diesem Zusammenhang beruht das ganze großartige Getriebe der modernen Industrie.

Das Verhältnis ist ein so segensreiches und einleuchtendes, daß wir wohl begreifen, wie in der Freude darüber die Hoffnung entstehen konnte, es müsse allenthalben hergestellt werden können, auch auf die Gebiete sich übertragen lassen, auf denen es, wie ich vorher zu zeigen versuchte, bis jetzt umgekehrt gewesen ist. In dem geistigen Charakter unsrer Zeit ist das historische Interesse ein ebenso starkes Element wie das naturwissenschaftliche; beide großen Zweige der Wissenschaft blühen: kein Wunder, wenn man meint, was dem einen natürlich und heilsam ist, müsse auch bei dem andern gelingen, d. h. es müsse auch im Bereiche der geschichtlichen oder Geisteswissenschaften die schaffende Tätigkeit aus gelehrter Forschung erwachsen. Das ist ein Irrtum, und einer der schwersten, an denen unser Zeitalter leidet.

Der Begründer der historischen Schule unter den Juristen, Savigny, warf in seiner Programmschrift im Jahre 1814 die Frage auf, ob die Zeit, in der er lebte, zur Gesetzgebung ebenso wie zur Rechtswissenschaft berufen sei; und er verneinte sie entschieden, weil helle Beleuchtung und scharfe Zergliederung der Begriffe etwas ganz anderes sei als naive Sicherheit des Rechtsbewußtseins, das im Volke leben und fortwachsen müsse, wenn gute Gesetze erzeugt werden sollten. Wie würde Savigny heute urteilen? Ich wage nicht zu behaupten, daß durch die Art, wie sich Rechtswissenschaft und Gesetzgebung in ihrer Wechselwirkung während des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt haben, die Sorge des vorausblickenden Mannes widerlegt worden sei. — Über Wesen und Geschichte der Religion sind gelehrte und scharfsinnige, auch gedankenreiche und verständnisvolle Schriften wohl niemals zahlreicher erschienen als in den letzten dreißig Jahren. Doch Religionsphilosophie ist noch keine Religion; deren Kraft und Fülle strömt aus ganz anderen, verborgenen, vom verstandesmäßigen Denken unberührten Quellen. Und bei allem Reichtum der theologischen Literatur wäre unser Zeitalter eher arm zu nennen, wenn man es mit Perioden vergleichen wollte, in denen das religiöse Leben zu so schöpferischer Kraft und williger Empfänglichkeit gesteigert war wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Auch Moral auf Wissenschaft zu gründen wird nie gelingen; sie bedarf einer stärkeren, die Persönlichkeit von Grund aus erfassenden Triebkraft. Ja man darf zweifeln, ob nicht die psychologische Analyse sittlicher Tatsachen und Vorstellungen der Befestigung des Willens zum Guten eher nachteilig als förderlich ist. Immanuel Kant hat die Pflicht als kategorischen Imperativ hingestellt; aber auch er gehört nun schon der Geschichte an. Wer sich heute klar macht, unter welchen Voraussetzungen Kant seine Ansichten gebildet hat, wie die Starrheit seines sittlichen Maßstabes, über die Schiller spottet, aus dem Widerwillen gegen die schwärmerische und weichliche Tugendanpreisung seiner empfindsamen Zeitgenossen entstanden ist, wer so Kant historisch begreifen lernt, der kommt in Gefahr, seinen Imperativ für minder kategorisch, das Pflichtgebot nicht für so allgemeingültig zu halten, wie es doch von rechtswegen sein soll.

Wenden wir uns heitreren Gegenden des Lebens zu, dem großen Reiche der Kunst! Auch da gibt es ein mannigfaltiges, wohlgegründetes Wissen; und ein gut Teil davon ist längst Gemeingut der Gesellschaft geworden. Die Kunstwissenschaft steht in hoher Blüte, in höherer —

so scheint es für den Augenblick — und jedenfalls allgemeinerer, als die Kunst selber. Das zeigt sich allein schon in dem ausgedehnten Gebrauche, zu dem sich das Wort „Stil“ entwickelt hat. Schwerlich haben die Menschen, für die Michel Angelo, Rubens, Albrecht Dürer ihre Werke schufen, so viel davon gesprochen wie die heutigen. Jene Zeiten besaßen einen Stil; den Zustand der unsrigen hat man nicht ungeschickt damit bezeichnet, daß sie im Suchen und Ringen nach einem eigenen Stil begriffen sei. Was man in der Architektur oder im Kunsthandwerk „stilvoll“ nennt, ist doch nicht, wie es dem eigentlichen Sinne des Wortes entsprechen würde, der unwillkürliche Ausdruck einer lebendigen, der ganzen Generation gemeinsamen Denkart und Weltanschauung, sondern die getreue Nachbildung eines fremden Stiles, der geschichtlich überliefert ist und durch Studium erlernt werden kann. Daß des Überlieferten, dessen, was zunächst verstanden und nachempfunden werden muß, so gar viel ist, darin liegt ein Hemmnis für das künstlerische Schaffen so gut wie für das poetische oder, wovon vorher die Rede war, für die Arbeit des Gesetzgebers. Wer hart sein wollte, könnte dem heutigen Geschlechte den Vorwurf machen, mit dem einmal der Herzog von Wellington einen jungen Mann, der sich um Anstellung in seinem Dienst bemühte, zurückwies: You are overeducated for your intellect.

Aber darf ein Vertreter der Schule so sprechen? Trägt sie nicht an dem ganzen Übel die Hauptschuld? Ist sie es nicht, die mit einer übergroßen Masse von Lernstoff das heranwachsende Geschlecht belastet? — In der Tat sind Beschwerden in diesem Sinne öfter gegen uns als von uns erhoben worden. Vor einigen Jahren trat ein geistreiches Buch, das damals viel Aufsehen machte, mit der Forderung und beinahe Prophezeiung auf, daß die wissenschaftliche Periode, in der wir uns befänden, durch eine künstlerische abgelöst werden müsse; die heutige Bildung beruhe einseitig auf dem Verstand, und daran sei das herrschende Unterrichtswesen schuld. Nicht einmal auf dem Felde, das doch von der Schule vorzugsweise gepflegt wird, dem sprachlichen, will man ihr zugestehen, daß sie etwas Rechtes schaffe. Ein namhafter Schriftsteller und Kritiker, zugleich Professor an der Berliner Universität, ist befremdet darüber, daß junge Studenten, vor ein Gemälde gestellt, nicht in Worten auszudrücken vermöchten, was sie darauf sehen. Über mangelnde Fähigkeit im schriftlichen Gebrauch der eigenen Sprache wird von Hochschullehrern aller Fächer geklagt. Nun gar, wenn es sich um eine fremde handelt! Man spottet über die Gelehrsamkeit der jungen Leute, die

französische und englische Grammatik aus dem Grunde gelernt hätten, aber nicht imstande seien einen französischen Brief zu schreiben, auf englisch ein Gespräch zu führen. Wenn sie ins fremde Land kämen, sei ihnen das grammatische Wissen nur hinderlich; denn es störe die Unbefangenheit, mit der andere, die schnell ein paar Brocken aufgerafft hätten, frischweg zu parlieren versuchten. Besonders unbeliebt unter den Einrichtungen der Schule sind die Examina; da würden, heißt es, eine Menge toter Kenntnisse ausgekramt, die nicht für irgendwelche Anwendung erworben seien, sondern um wieder vergessen zu werden. So sei der Typus, den die höhere Schule erzeuge, der eines Menschen, der alles weiß, aber nichts kann.

Ich unterlasse es, diese Vorwürfe im einzelnen zu prüfen; ein prinzipielles Bedenken darf ich entgegenstellen. Wenn das Schulwesen Übelstände enthält, so hängen diese gewiß mit allgemeinen Fehlern, an denen die Zeit leidet, zusammen; sind sie nun aber deren Ursache, oder etwa umgekehrt eins ihrer Symptome? Überschätzt die heute lebende Generation das Wissen, weil sie es auf der Schule so gelernt hat? oder muß es die Jugend in der Schule so lernen, weil diese mit ihren Einrichtungen selber ein Kind der Zeit und dem Einfluß herrschender Anschauungen unterworfen ist? Diese Frage ist einfach zu stellen; die Antwort ist nicht so leicht und so selbstverständlich, wie in der Regel angenommen wird. Um nur ein Beispiel zu geben — daß Prüfungen mit ihrem regelmäßigen Betriebe dahin drängen, das Wissen stärker zu betonen als das Können, liegt auf der Hand: was einer weiß, das kann man ihm abfragen; was er kann, ist viel schwerer zu beurteilen und zeigt sich zuverlässig erst in längerer Bewährung. Aber wer ist daran schuld, daß so viel geprüft werden muß? Wir Schulmeister gewiß nicht. Das Neueste auf diesem Gebiete, die sogenannte Abschlußprüfung, ist ohne, und man kann fast sagen, wider den Willen des höheren Lehrerstandes der Schule auferlegt worden. Und auch wer die Geschichte des Abiturientenexamens, das kürzlich sein hundertjähriges Bestehen feiern konnte, verfolgt, wird finden, daß der Anstoß zu seiner Einführung wie zu fortgesetzt peinlicher Ausgestaltung nicht von der Schule ausgegangen ist. Je mehr Gebiete menschlicher Tätigkeit der Verwaltung oder doch Aufsicht des Staates anheimfielen, je straffer die einzelnen Berufsklassen amtlich organisiert wurden, desto mehr wurde es nötig den Eintritt in diese Berufe an bestimmte Bedingungen zu knüpfen, deren Erfüllung dann durch ein Examen festgestellt werden mußte.

Die zunehmende Verstaatlichung von Zweigen des geistigen wie des wirtschaftlichen Lebens ist ja ein charakteristischer Zug unsres Jahrhunderts. Mag man ihn beklagen oder rühmen, jedenfalls hat die Schule ihn nicht hervorgebracht, sondern von ihm aus Einfluß erfahren. Und so durchweg: die Schule trägt zwar dazu bei, den geistigen Charakter eines Zeitalters zu erhalten; in erster Linie aber ist sie selber durch ihn bestimmt. Jede Nation hat die Gesetze und Einrichtungen, die sie verdient; sie sollte sich selbst anklagen, wenn sie mit ihrem Schulwesen unzufrieden ist.

Das sage ich nun aber nicht, um uns Lehrer von der Verpflichtung loszusprechen, da, wo ein Schaden erkannt ist, zur Hilfe die Hände zu regen. Wir können nicht alles tun, aber doch etwas. So hat man neuerdings versucht das Können auf der Schule dem Wissen gegenüber wieder mehr zur Geltung zu bringen; nicht immer in der glücklichsten Weise. Scheinbar ist es ja sehr einfach, die Einseitigkeit der wissenschaftlichen Fächer dadurch zu ergänzen, daß die technischen verstärkt werden. Dieser Gedanke hat mitgewirkt bei der Vermehrung der Turnstunden, er hat dazu geführt, daß der obligatorische Zeichenunterricht, der am Gymnasium früher nur bis Quarta reichte, auf zwei weitere Jahre ausgedehnt wurde. Professor Konrad Lange in Königsberg hat kürzlich in einem eignen Buche eine „künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" gefordert, die sich vorzugsweise auf das Zeichnen stützen soll und natürlich neue Ansprüche für dieses Fach begründen würde. Auch der Plan, einen Handfertigkeitsunterricht an den höheren Schulen einzuführen, beruht auf dem richtigen Gefühl, daß Können wertvoller ist als Wissen, hat aber dasselbe Bedenken gegen sich wie alle die angedeuteten Bestrebungen: sie vermehren die Menge der Dinge, die nebeneinander getrieben werden und sich gegenseitig den Platz wegnehmen, weil ein jedes im Grunde als Hauptsache gelten möchte. Die verwirrende Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände ist — daran zweifelt niemand — recht eigentlich das große Übel, an dem heute das höhere Schulwesen krankt. Wer an irgendeiner Stelle bessernd eingreifen will, wird gut tun, es jedenfalls so einzurichten, daß er dabei nicht dieses Übel noch vergrößert. Daß gegenwärtig die Fülle dessen, was es zu wissen und also zu lernen gibt, größer ist als vor 100, vor 50, vor 30 Jahren, daß sie immer noch weiter wächst, ist doch kein Zufall und keine Willkür, sondern liegt in der Natur der Welt und ihrer Entwicklung. Es kann nicht gelingen, an der Summe von Wissenschaft, die auf der Schule

getrieben wird, jetzt oder künftig wesentliche Abstriche zu machen. Dagegen wäre der Versuch denkbar, den Stoff der Art nach anstatt der Menge nach zu bereichern, das Können dadurch hereinzubringen, daß man es nicht äußerlich dem Wissen beigesellt, sondern innerlich mit ihm verschmilzt — wie wenn, um ein Gleichnis zu gebrauchen, in der Natur von der Vermischung zweier Elemente der Übergang stattfände zu ihrer chemischen Verbindung.

Bei den alten Griechen und Römern gab es den Unterschied von „Wissenschaft" und „Kunst" noch nicht; die Wörter, die sie dafür besaßen, ars und τέχνη, bedeuteten beides zusammen. Wir sind gewohnt, dieses Fehlen der Arbeitsteilung als eine Unvollkommenheit anzusehen; und historisch wohl mit Recht: beide Tätigkeiten waren noch nicht so reich entfaltet, so charakteristisch ausgebildet, daß man das Bedürfnis empfunden hätte sie im Namen zu sondern. Aber in solcher Verbundenheit liegt doch auch ein guter und bleibender Sinn. Zwischen Wissenschaft und Kunst besteht wirklich eine tiefe Gemeinsamkeit. Wie die allegorischen Gestalten beider, die von den Wänden dieses Saales auf uns herabschauen, bei allen Unterschieden, die der Künstler ihren Zügen und ihrer Haltung gegeben hat, doch eine geistige Verwandtschaft erkennen lassen, so ist es in der Tat: die Kunst kann des Wissens nicht entraten; und es gibt keine Wissenschaft, die nicht ein künstlerisches Element enthielte. Das gilt es denn zu pflegen und herauszuarbeiten, gerade heute, wo es in Gefahr ist erstickt zu werden.

Während die Geschichtsforschung reicher und feiner entwickelt ist als je zuvor, weist die moderne Literatur verhältnismäßig wenig große Leistungen der Geschichtschreibung auf. Die Forschung hat etwas Auflösendes: sie zerstört Irrtümer, ohne sogleich neue Wahrheiten zu schaffen, zeigt Lücken der Kenntnis, wo man früher den besten Zusammenhang zu haben wähnte. So wird, auch abgesehen von der wachsenden Masse des Stoffes, die Aufgabe des Zusammenfassens und Darstellens immer schwerer. Daß ein neu erscheinendes Buch, wie seinerzeit Mommsens Römische Geschichte, zugleich eine wissenschaftliche Tat und eine Bereicherung der allgemeinen Literatur ist, kommt heute kaum noch vor. In den Kreisen der strengen Fachmänner gilt es geradezu nicht als schicklich, wenn ein gelehrtes Werk auch erfreulich zu lesen ist. Dieses Vorurteil wird die Historie aufgeben und sich der künstlerischen Seite ihres Berufes wieder mehr erinnern müssen; und sie kann das tun, ohne die natürlichen Grenzen ihres Bereiches zu

überschreiten. Vielleicht hat eine Wendung nach dieser Richtung schon begonnen. In einer verwandten Wissenschaft, der klassischen Philologie, ist sie von zweien ihrer hervorragendsten Vertreter mit aller Entschiedenheit gefordert worden: Philologie sei ihrem eigentlichen Wesen nach nicht gelehrtes Wissen, sondern eine Kunst, nämlich die, durch Deutung und Nachempfindung ein Altertum in unsrer Phantasie wieder aufleben zu lassen. Und Beiträge zur Durchführung dieses Programmes sind gerade in neuster Zeit einige sehr wirkungsvolle gegeben worden. Ein Buch wie Erwin Rohdes Psyche, über den Unsterblichkeitsglauben der Griechen, ist nach Anlage und Sprache ein Kunstwerk; und unter den Erklärungsschriften zu alten Dichtungen mehren sich die, welche nicht mehr in Konjekturen und gelehrten Exkursen ihre Stärke suchen, sondern eine bescheidnere und zugleich nützlichere Rolle übernehmen, indem sie für das Verständnis des Textes ähnlichen Dienst leisten wie anderwärts der Vortrag des Schauspielers, der die Schöpfung des Dichters vor uns lebendig macht.

Das sind ja freilich Erwägungen und Unternehmungen, die außerhalb des engeren Gebietes der Schule liegen; aber der Geist, in dem sie arbeitet, wird von dort her beeinflußt. Und auch unmittelbar kann sie den Gedanken, daß eine jede Wissenschaft im Keime zugleich eine Kunst sei, für ihre Zwecke nutzbar machen. Nur vorsichtig darf ich von einem Fache sprechen, das unter meinen Herren Kollegen sehr viel gründlichere Kenner hat, will jedoch auch mit meiner Ansicht nicht zurückhalten, daß in der Mathematik für die Zwecke der Schule wichtiger als der Lehrsatz, der erkannt wird, die Aufgabe ist, die gelöst werden soll. Im französischen und englischen Unterricht der Realanstalten geht schon jetzt die Praxis mit Recht dahin, nicht bloß grammatische Kenntnisse und Verstehen eines Textes zu verlangen, sondern die Sprache selber mündlich und schriftlich anwenden zu lehren. Und mag immerhin der Protest eines einzelnen einstweilen eine bloß akademische Bedeutung haben — ich gedenke nicht müde zu werden im Streit für die Überzeugung, daß auch die beiden alten Sprachen ihren tief bildenden Einfluß nur dann zurückgewinnen können, wenn ihnen am Gymnasium wieder mehr Spielraum gewährt und die Möglichkeit wieder hergestellt wird, zu freiem Gebrauch jedenfalls des Lateinischen anzuleiten. Im deutschen Unterrichte, der sich zurzeit des lebhaftesten Interesses in weiten Kreisen erfreut, macht sich deshalb die Einwirkung des Zeitgeistes auch mit seinen Verkehrtheiten besonders stark geltend. So ist man gerade hier

geschäftig das Wissen zu übertreiben, Vorträge über Geschichte der Nationalliteratur und Aneignung ihrer Daten für wichtiger zu halten als Lektüre und Erklärung der großen Werke selber. Gewiß wollen wir uns bemühen, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Soll aber, weil wir mit Zeit und Kräften haushalten müssen, die eine der beiden Seiten zurücktreten, so ist die Entscheidung nicht schwer: eine Kenntnis mag, wer sie nicht hat, jederzeit aus Büchern entnehmen; die Fähigkeit, die Gedanken eines Autors nachzuempfinden, ein gelesenes Drama als wirkliche Handlung anzuschauen, die Situation, aus der ein Lied des Dichters erwachsen ist, in der Vorstellung wieder zu erzeugen, diese Fähigkeit ist ein Können, das, wie jedes andre, früh geübt sein will, wenn es überhaupt zur Entwicklung kommen soll.

Doch das alles sind einzelne Züge und verhältnismäßig kleine Mittel; eine Stelle gibt es — und damit wende ich mich zum Schluß an Sie, meine Herren Kollegen — wo wir Lehrer im großen einsetzen können, um eine falsche Abschätzung des Könnens gegen das Wissen der Schule fernzuhalten: das ist in der Auffassung unseres eigenen Berufes. Welcher von beiden Seiten steht er näher? Wenn man die Fülle von Bestimmungen und Verordnungen über den Betrieb des Unterrichtes ansieht, die besonders während der letzten zwei Jahrzehnte erlassen sind, so mag man wohl denken, sich darin auszukennen sei allein schon eine Wissenschaft. Und der Anspruch, eben einer solchen zu dienen, wird mit allem Nachdruck von denen erhoben, die ungefähr während des gleichen Zeitraums die Pädagogik zu einem philosophisch gegründeten und gegliederten System ausgebaut haben. Theorien der Erziehung hat es zu allen Zeiten gegeben; nichts ist natürlicher, als daß ein spekulativ angelegter Kopf den Trieb empfindet, das, was beim Unterrichten in ihm wie in den Köpfen der Schüler vorgeht, zu beobachten, zu beschreiben und auf psychologische Grundlagen zurückzuführen. Eigentümlich unsrer Generation, wenn auch nicht zum ersten Male in der Welt auftretend, ist nur der Glaube, durch das Studium einer solchen Beschreibung könne jemand, der es von Natur nicht ist, ein vorzüglicher Lehrer und Erzieher werden. Ich bekenne mich noch heute zu der entgegengesetzten Ansicht, die ich vor fünfzehn Jahren, übermütig wie man in der Jugend ist, in einer kleinen Spottschrift verfochten habe: daß, was die theoretische Pädagogik an praktischen Folgerungen ergibt, im besten Falle selbstverständliche Dinge sind. Sicher ist es zu wünschen, daß ein Lehrer recht viel wisse, daß er auch über seinen Beruf nachdenke;

aber das Beste, was ihm gelingt, gelingt ihm da, wo er nicht sich selber beobachtet, nicht nach Regeln verfährt, sondern unbewußt dem angebornen Triebe der Mitteilung folgt, der ihn zum Lehrer gemacht hat.

Wenn ich so unsre Tätigkeit mit der des frei schaffenden Künstlers in Parallele stellen möchte, so besteht doch, zu aller inneren Ungleichheit, ein großer äußerer Unterschied, der bei uns einer freien Entfaltung der Eigenart Schranken setzt: wir sind nicht jeder auf sich selbst gestellt, sondern sind angewiesen in einem Organismus zusammenzuarbeiten. Da geht es ohne gegenseitige Rücksichtnahme, ohne bewußten Verzicht auf manchen auch an sich berechtigten Wunsch nicht ab. Gerade heutzutage ist es nötig, sich dies klar zu machen, wo der Unterrichtsplan die alte Einfachheit verloren hat und zu einem künstlichen System geworden ist, dessen Teile so ineinandergreifen, daß jede Vernachlässigung und jeder Übergriff, jeder nur übertriebene Eifer an der einen Stelle das Gelingen an andern Punkten gefährdet. Aber auch für diese nicht leichte Aufgabe, die Herstellung eines erfolgreichen Zusammenspiels der Kräfte, ist die papierne Macht von Vorschriften und Festsetzungen, die es regeln sollen, viel weniger wirksam als das lebendige Gefühl der Gemeinsamkeit und der gute Wille, der gern dem Ganzen dient. Ich glaube zu wissen, daß ich an die Spitze eines Kollegiums gestellt bin, in dem diese Gesinnung besonders freudig und kraftvoll entwickelt ist. Erhalten Sie mir, meine Herren, die Bereitwilligkeit, die Sie meinem Vorgänger bewiesen haben, — nicht um meinetwillen, sondern um des hohen Zweckes willen, der uns vereint. Und so lassen Sie uns zur Arbeit, die wir heute unterbrochen haben, zurückkehren, in dem festen Vertrauen, daß sie gedeihen müsse zum besten der Jugend, die uns anvertraut ist, zum besten der schönen Stadt, deren Stolz diese Schule ist, zum besten des großen Vaterlandes, das uns trägt und in dessen Wachstum zuletzt wieder all unser Tun ausmündet. Das walte Gott.

XXX.
Haben und Sein.

Rede
zur Entlassung der Abiturienten, Düsseldorf 3. März 1905.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“: so steht als Motto über dem Teile von Dichtung und Wahrheit, der die Studentenzeit in Leipzig und Straßburg behandelt. Und der Verfasser selbst hat erklärt, wie er dieses „brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort“ verstanden wissen wolle. „Unsere Wünsche sind Vorgefühle der „Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten „imstande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer „Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine „Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen.“ Nicht jedes Leben ist so sehr wie das Goethes ein sicheres Wandeln nach gestecktem Ziele; aber in jedem sind die Wünsche der Jugend mitbestimmend für den Inhalt des Alters. Darum ist es für Sie, meine lieben Abiturienten, heut eine wichtige Frage: Was wünschen wir uns? was sollen wir uns wünschen? In der Antwort, die Sie selber sich geben, wird alles mitsprechen, was Sie bisher gelernt und erfahren haben; alles war wie eine Vorbereitung darauf, daß Sie mit dem rechten Wunsche und Verlangen, nicht satt und befriedigt, sondern hungernd und dürstend nach Größerem, Höherem, Freierem ins Leben hinaustreten sollten.

Was zu dieser Vorbereitung die Schule beigetragen hat, ist wohl nicht ganz so viel, als man nach dem Maße von Zeit und Mühe, das Sie ihr gewidmet haben, erwarten könnte. Unter den Mächten, die das geistige Wachstum eines jungen Menschen nähren und lenken, ist sie nur eine, und meistens nicht die entscheidende; unscheinbar ist ihr Wirken und Schaffen. Aber auch im Unscheinbaren liegen Keime des Lebendigen. Denken Sie z. B. daran, wie viel Mühe Ihnen in der Grammatik, zumal in der französischen, der Gebrauch der Hilfsverba gemacht hat: wann Haben das Rechte war, wann Sein erfordert wurde. Mit eben die-

sem Unterschiede läßt sich die große Frage begreifen, die jetzt vor Ihnen steht: sollen Sie sich eine Zukunft wünschen, in der Sie etwas Tüchtiges haben, oder etwas Tüchtiges sind? Am besten natürlich, beides. Aber das Beste ist nicht immer erreichbar. Und wenn versucht werden soll es zu erreichen, so ist auch dafür nötig, daß man sich klar mache, wie die beiden zu einander stehen, wie eins durch das andere gefördert oder beeinträchtigt werden kann.

Der natürlichste Wunsch ist immer der nach dem Haben. Rem facias, rem, läßt Horaz den Durchschnittsrömer sagen; und obwohl seitdem zwei Jahrtausende hindurch das Christentum auf die Menschheit gewirkt hat, ist doch die Freude am Besitz materieller Güter heute schwerlich geringer als damals. Nicht nur, was Horaz als Beispiel anführt, einen besseren Platz im Theater verschafft das Geld, sondern zu beinahe allen Genüssen, gröberen wie feineren, öffnet es den Weg. Und noch viel mehr als das: auch Ansehen und Ehre, Rang und Einfluß gewinnt der Wohlhabende leichter als der Besitzlose. Daß, wer Geld hat, auch Verstand habe, daß es zum Begriffe des anständigen Menschen gehöre, nicht ganz ohne Vermögen zu sein, sind naive Anschauungen, über die oft mit Recht gespottet worden ist. Sie üben trotzdem ihre Macht aus, und sie sind so uralt unter den Menschen, daß es nichts hilft sie vornehm abzulehnen; es kommt darauf an, das Körnchen Wahrheit zu finden, das in dem Irrtum steckt.

Wer die Mittel hat, um sich auf rechtmäßigem Wege das zu verschaffen was er gern haben möchte, kann diesem egoistischen Triebe folgen, ohne anderen zu schaden; leichter als für den Unbemittelten ist es für ihn, fremdes Recht und fremden Besitz zu respektieren. Er wird ferner so mancher Entscheidung, die er für seine Person oder als Glied einer Gemeinschaft zu treffen hat, unbefangener gegenüberstehen als der, den auf Schritt und Tritt die Sorge begleitet, ob er mit dem, was er hat, auch imstande sein werde, etwa erwachsenden Verpflichtungen zu genügen. Die äußere Unabhängigkeit erweckt das Vertrauen, daß ihr auch eine Unabhängigkeit der Gesinnung entsprechen werde. Es gibt Schwächen, Fehler, Vergehen, die der Vermögende leichter vermeidet als der, den seine Arbeit nur eben ernährt: das ist richtig. Aber irrig wäre es zu glauben, das Schwerere könne nie und das Leichtere müsse immer gelingen. Und eben diesen Irrtum scheint von jeher die herrschende Meinung begangen zu haben, indem sie aus dem angedeuteten Verhältnis zuversichtlich praktische Folgerungen zog.

Daß im öffentlichen Leben die Rechte der einzelnen Bürger am zweckmäßigsten nach dem Vermögen abgestuft werden, ist eine alte und weitverbreitete Lehre. Aber obwohl das früheste Beispiel ihrer Anwendung durch den Namen eines der sieben Weisen Griechenlands geweiht ist, darf man doch zweifeln — und unsere Zeit hat angefangen sehr ernstlich zu zweifeln —, ob in dieser Lehre der Weisheit letzter Schluß enthalten sei. Vielleicht werden Sie, meine jungen Freunde, dereinst berufen sein an einer richtigeren Verteilung politischer Aufgaben und Rechte mitzuarbeiten. Wenn Sie inzwischen mit offenem Auge und immer mehr sich klärendem Blick im Leben Umschau halten, so könnten Sie noch über eine andere bevorzugte Würdigung des Besitzes sich wundern: strengere und wirksamere Gesetze gibt es zur Sicherung des Eigentums als zum Schutze der Person. Und dieser Unterschied ist kein willkürlich gemachter, sondern entspricht den wirklichen Anschauungen wo nicht aller oder der besten doch der meisten Menschen. Don Juan steht da als ritterlich glänzende Gestalt, mit ihm verglichen zu werden wird wohl gar als Schmeichelei empfunden; wer sich an der Habe andrer Menschen in ähnlichem Grade vergangen hätte wie er an der Persönlichkeit, den würde nur Zorn und Verachtung treffen.

„Sei im Besitze, und du wohnst im Recht, und heilig wird's die Menge dir bewahren": so läßt der Dichter des Wallenstein seinen Helden sagen. Undenkbar, daß es den Spruch geben könnte: „Sei etwas, und die Menge wird dich schützen." Jesus von Nazareth und Sokrates der Athener hatten nichts, was die Mißgunst anderer erregen konnte; aber sie waren etwas, und zwar etwas, das, auch wenn sie hätten schweigen können, durch die Art ihres Seins den anderen ein stiller und doch vernehmbarer Vorwurf sein mußte: deshalb hat man sie umgebracht.

Gerade die Geringschätzung des Habens, von der diese Männer erfüllt waren, hat dazu beigetragen, den Unwillen der Menge gegen sie zu empören. Eine Gesinnung, die bereit ist auf den Gewinn der ganzen Welt zu verzichten, wenn er mit einem Verlust an dem eignen Gute, am inneren Sein erkauft werden muß, wird immer nur von wenigen verstanden und gewürdigt werden. Und doch, eine Ahnung davon, daß Haben etwas Geringes ist im Vergleich zum Sein, schlummert in allen. Die künftigen Juristen unter Ihnen werden bald mit den Grundformeln des Vertrages bekannt werden: Do ut des, oder Do ut facias, oder Facio ut facias. „Ich gebe damit du gibst, Ich gebe damit du tust, Ich tue damit du tust." Das ist einmal der Kauf, dann die Arbeitsmiete,

endlich das Abkommen über gegenseitige Arbeitsleistung. Auf diesen einfachen Beziehungen beruht die ganze Mannigfaltigkeit des wirtschaftlichen Verkehrs. Setzen wir einmal zur Probe ein: Do ut sis, oder Sum ut facias! Sofort sieht jeder: das geht nicht. Man kann einen Besitz veräußern, kann um eines lockenden Vorteils willen dies oder das tun; aber man kann nicht sagen: ich will so oder so sein, um Geld oder eine bestimmte Leistung von einem andern zu erlangen. Selbst wer sich zur Verstellung erniedrigt und Äußerungen heuchelt, die seinem Denken nicht entsprechen, der zeigt dann eben ein falsches Wesen und behält sein wahres Sein für sich. Im Grunde fühlen wir alle, daß Schiller recht hat, wenn wir es auch nicht so fein und stark zugleich auszusprechen vermocht hätten wie er:

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Das Sein bleibt unberührt vom geschäftlichen Treiben; es ist etwas Innerstes, im Hintergrund und in der Tiefe Wirkendes, oft unter dem Alltagskleide der Seele verborgen, bei manchem nur schwer und gegen wenige sich offenbarend, aber doch: der eigentliche Kern des Menschen.

Das Leben verlangt, daß wir uns auch des Habens befleißigen. Auch Sie, liebe Schüler, werden das künftig tun und werden, das wünsche ich Ihnen sogar, die Lust am Besitze und, was besser ist, am frischen Erwerb kennen lernen. Aber wir sollen in solchen Sorgen und Freuden nicht aufgehen, nicht durch die Pflege der Schale den Kern ersticken. Der Teil unserer Natur, der außerhalb der irdischen Welt wurzelt, drängt zum Sein. Am letzten Ende bedarf es dessen doch auch, um das, was man hat, würdig zu genießen. Kein lächerlicheres Bild, und deshalb kein von der Satire lieber und wirksamer gezeichnetes, als das eines Menschen, der reichlich hat und darauf pocht, ohne selber irgend etwas zu sein.

Alle edlere Erziehung ist auf das Sein gerichtet; so auch die, welche in diesem Hause geboten wird. Wenn das unglückliche, jetzt fast nur noch gemißbrauchte Wort von der allgemeinen Bildung ursprünglich einen guten Sinn gehabt hat, so war es der, daß es ein Wissen gebe, das nicht den praktischen Zwecken eines bestimmten Berufes dient, das nur um der Freude am Lernen willen gesucht wird, und dessen Wert darauf beruht, daß es in das innere Wesen des Menschen einfließt, seinem Geiste Nahrung gibt, ihn festigen und gestalten hilft. An solches Lernen hat man Sie zu gewöhnen, mit solchen Kenntnissen Sie auszustatten gesucht. Und wenn Sie heute an dieser Stelle vor mir sitzen, so beweist

schon diese Tatsache, daß die Mühe nicht erfolglos gewesen ist, daß Sie etwas gelernt haben, daß die Frucht der Arbeit in Ihnen gereift ist.

Doch halt! daß ich nicht mir selber widerspreche. Ist der Zustand der Reife, der Ihnen amtlich bezeugt wird, nicht auch wieder ein Haben? von einem Stoffe freilich, der sich nicht mit der Hand greifen und einpacken läßt, der jedoch ergriffen und festgehalten werden soll mit Verstand und Gedächtnis. Wir lachen über jenen Schüler, der gern etwas schwarz auf weiß besitzen möchte, um es getrost nach Hause zu tragen; aber kann nicht auch das, was einer als Wissen in sich aufgenommen und fest eingeprägt hat, ein Besitz bleiben, der tot ist? Er kann es sein, und ist es nur zu oft. Unvermeidlich tritt die Erstarrung ein, sobald jemand glaubt, in Kenntnissen und Anschauungen etwas Abgeschlossenes gewonnen zu haben, bei dem er ausruhen dürfe. Was leben soll, muß wirken, also auch Wirkungen empfangen, also auch sich ändern; denn auch die Dinge, von denen es umgeben ist, ändern sich unablässig. Wir erinnern uns des alten Streites griechischer Philosophen, ob die Grundtatsache der Welt im Sein oder im Werden liege. Das ist eine von den Fragen, die nie beantwortet werden können, die aber zuerst gestellt zu haben ein Großes war. Im irdischen Leben jedenfalls gibt es keinen dauernden Zustand, sondern ewigen Wechsel: wer sich freudig darin behaupten und im Gleichgewicht fühlen will, muß an dem allgemeinen Zuge des Fortschreitens und Umgestaltens teilnehmen. Es ist, wie wenn man auf leichtem Rade, den Blick geradeaus gerichtet, vorwärts und immer vorwärts rollt. Sobald Sie stehen bleiben wollen, müssen Sie absteigen; nur durch unausgesetzte Bewegung halten Sie sich aufrecht.

Für Sie, die nun von uns scheiden, ist es in diesem Augenblick hoffentlich eine überflüssige Mahnung, nicht in Ruhe zu verharren. Sie haben die Zeit vor sich, in der man am frischesten und bewußtesten sich entwickelt, am deutlichsten „wird". Wie viel Neues sollen Sie kennen lernen! Städte und Länder, Menschen — neue Lehrer, Freunde, Berufsgenossen — neue Gedanken. Auch für die, deren Weg nicht auf eine Hochschule führt, wird das Jünglingsalter bedeutend und inhaltreich sein. Öffnen Sie nur Augen und Verstand, um alles, was es zu sehen und zu erkennen gibt, auf sich wirken zu lassen, das Wertvolle daraus aufzunehmen zu innerer Verschmelzung. Schnell gehen die Jahre dahin. Bald kommt wieder der Tag, wo es heißt: sich besinnen, Ernte halten, zur Prüfung für den Beruf. Und davor ist mir dann ein wenig bange. Nicht vor einem schlimmen Ausgang. Das wäre eben jetzt, wo Sie in

Ihrer Laufbahn das erste Hindernis, viele mit schöner Sicherheit, genommen haben, ein unverdientes Mißtrauen. Doch auch ein bestandenes Examen hat seine Gefahr.

Eins hoffe ich allerdings: junge Männer, mit denen wir Goethe, Schiller, Lessing gelesen, die von griechischem Geist und römischer Tatkraft einen Hauch verspürt haben, müssen einigermaßen geschützt sein gegen die banausische Vorstellung, der ich außerhalb der Schule immer wieder begegne, als sei die eigentliche Frucht einer Periode des Lernens das Blatt Papier, das zum Schluß ausgehändigt wird, das man künftig vorlegen kann, um gewisse Ansprüche darauf zu gründen. Aber auch wer tiefer blickt und sich nicht so sehr über das Zeugnis freut wie über das, was bezeugt wird, auch der kann irre gehen, indem er glaubt, nun habe er etwas erreicht, sei etwas geworden, nun sei es gut. Nein; jede geistige Reife, auch die höchste, hat ihren rechten Wert erst darin, daß sie zu weiterem Wachstum den Keim enthält. Denken Sie an den ehrwürdigen Lehrer, zu dessen Füßen wir gemeinsam gesessen haben, Sokrates, wie er darauf ausging, denen, die sich für Wissende hielten, zu beweisen, daß sie nichts wüßten. Üben Sie diesen unbequemen Beruf an sich selber, nicht mit blasierter Freude an der Verneinung, als wäre alles menschliche Wissen eitel, sondern mit dem rechten Willen, den eignen Sinn vor Überhebung zu bewahren, sich aufzustacheln zu neuem Suchen und Arbeiten, zum Streben nach immer höheren Zielen.

Der äußeren Gestalt nach werden die Ziele des Lebens für die einzelnen, die bisher in derselben Schulstube aus- und eingingen, ungleich genug sein, glänzender die einen, die andern bescheidener: darauf kommt es nicht an. „Ein erhabner Sinn legt das Große in das Leben, und er sucht es nicht darin“: so sagt unser Dichter. Auch bei kargem Besitz und in abhängigem Stande kann man ein denkender, innerlich freier Mensch sein, auch auf der Höhe von Rang und Reichtum ein Knecht und ein Handwerker. Nicht was einer tut, sondern wie er es tut, bestimmt seinen Wert. Für alle gilt das, was ich Ihnen zum Abschied habe ans Herz legen wollen: Sein ist edler als Haben, Werden lebendiger als Sein. Halten Sie sich immer an das Edle und an das Lebendige!

XXXI.

Werde, der du bist!

Düsseldorfer Abschiedsrede.

14. Oktober 1905.

[Programm des städt. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Düsseldorf, Ostern 1906, S. 28 ff. Dort sind auch die vorhergegangenen Ansprachen eines Kollegen und eines Primaners abgedruckt. In der hier folgenden Wiedergabe ist an einer Stelle ein Ausdruck, der mißverstanden werden konnte, durch einen anderen ersetzt.

Meine Verwertung des Wortes von Pindar — von der sprachlichen Seite nicht unanfechtbar — war durch das angeregt, was Ranke in der Weltgeschichte (I 2 S. 11) darüber sagt.]

Ein freundlicher Sinn liegt in der altgriechischen Sitte, nicht nur bei der Begegnung sondern auch beim Auseinandergehen mit einer Aufforderung zur Freude sich zu begrüßen. Gerade zum Abschied ist das Χαῖρε ein gutes Wort; denn da fühlt sich das Herz schwer und gepreßt und bedarf wohl der Ermunterung. Das beste ist, wenn man den Blick vorwärts richten kann, in erweiterten Lebenskreis, zu neuen, größeren Aufgaben. So habe ich für manche Generation von Schülern, die wir nach vollbrachter Laufbahn ins Leben hinaussandten, von diesem Platze aus den ernsten Augenblick zu würdigen gesucht, wo dann durch alles, was ich sagen konnte, immer der Gedanke hindurchklang: „Blicke freudig! Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt." Den Mann, der die Höhe des Lebens überschritten hat, treibt es mehr, zurückzuschauen, der Erinnerung nachzugehen; aber auch aus ihr darf ich Freude schöpfen.

Sie, mein lieber Kapp, haben durch das, was Sie im Namen der Schüler sagten, meinem Herzen wohlgetan. Im geistigen Verkehr mit der Jugend habe ich immer die größte Freude gefunden; und ich bin es wahrlich nicht gewesen, der danach verlangt hat, um irgend welcher anderen Aufgaben willen ein so schönes Verhältnis abzubrechen. Da es nun aber sein muß, so wird der Schmerz der Trennung durch den

Gedanken gemildert, daß Sie ihn mitempfinden. Und dabei haben Sie in bezug auf die Art unseres bisherigen Zusammenlebens gerade das hervorgehoben, was auch mir immer die Hauptsache war: daß die Schranke zwischen Lehrern und Schülern im Bewußtsein beider gefallen sein muß, wenn ein recht lebendiger Austausch, ein gemeinsames Suchen und Arbeiten zustande kommen soll. Sie finden den Grund dazu in meiner Art des Unterrichtens; aber ich darf erwidern: Sie haben es mir auch Ihrerseits leicht gemacht durch Empfänglichkeit und innere Anteilnahme. Was ich vor sieben Jahren nach den Eindrücken der ersten Tage hier aussprach, daß die hellen Augen und der willig sich öffnende Sinn der hiesigen Jugend dem neuen Lehrer Mut und Hoffnung machten, das hat sich all die Zeit her aufs freudigste bestätigt, bei den Großen wie bei den Kleinen. Ich scheide voll Dank für alles, was das Wirken in so fröhlicher Gemeinschaft mir selbst gewesen ist, und kann doch euch, meine lieben alten jungen Freunde, nichts anderes zur Erwiderung geben als das Versprechen, daß ich euch nicht vergessen werde, und die herzlichsten Wünsche für das Leben, das vor euch liegt.

In dem Glückwunsche, sehr verehrter Herr Professor Volkmann, den Sie als Vertreter des Kollegiums mir ausgesprochen haben, sind auch manche Bedenken zum Ausdruck gekommen, mit denen Sie meinem Eintritt in den neuen Beruf entgegensehen. Seien Sie überzeugt, daß niemand sie lebhafter empfunden hat und noch empfindet als ich selbst. Ob es einem Manne meiner Denkart gelingen wird, innerhalb des Dienstpragmatismus der Verwaltung sich zu behaupten und Gutes zu wirken, ist eine Frage, die nur durch den Versuch beantwortet werden kann. Aber dieser Versuch mußte gewagt werden. Ich durfte mich nicht auf die Dauer der Aufgabe entziehen, eben die Ansichten, in denen ich mich mit den meisten meiner hiesigen Mitarbeiter eins weiß, in größerem Kreise, wenn es gelingen könnte, zur Geltung zu bringen. Und was mir dazu den Mut gibt, das sind die Erfahrungen, die ich gerade in Ihrem Kreise, meine Herren Kollegen, habe machen dürfen. Auch hier war die Stelle, die ausgefüllt werden sollte, keine unbedeutende, das was gefordert wurde, an der Spitze eines so großen Kollegiums Einheit des Ganzen und Selbständigkeit der Einzelnen zu wahren, nichts Leichtes. Aber von Anfang an hatte ich das Gefühl, daß mir Vertrauen begegnete. Und heute haben Sie es selbst ausgesprochen, daß ich nicht als vorgesetzter Beamter sondern als Freund von Ihnen scheide. Daß es so hat kommen können, danke ich Ihnen herzlich. Wir wollen einander auch

in Zukunft nicht fremd werden. An eine Zeit, die so harmonisch ausklingt, werde ich immer mit Freude und Stolz zurückdenken. Sie bleibt eine der wertvollsten und inhaltreichsten Perioden in meinem Berufsleben.

Aber ist auch für die Schule dieser Zeitraum ein bedeutender und inhaltreicher gewesen? Äußerlich gewiß. Die Zahl der Schüler zwar ist sich gleich geblieben: 739 bei meinem Eintritt, 739 nach dem zuletzt gestern aufgenommenen Bestande. Doch die Verteilung im Innern hat sich verschoben, so daß die Klassen noch um zwei vermehrt werden mußten. Dem Schulhause ist ein neuer Flügel mit vervollkommneten Anlagen für physikalischen und chemischen Unterricht hinzugefügt, im Zusammenhange damit eine andere und bessere Ausnutzung der schon vorhandenen Räume durchgeführt. Hof und Korridore, Lehrerzimmer und Klassen, auch der Saal, in dem wir zur heutigen Feier versammelt sind, tragen Spuren umgestaltender Tätigkeit. Und wie haben sich die verändert, die hier aus- und eingehen! Von 38 Mitgliedern, die das Lehrerkollegium im weitesten Sinne heute zählt, waren nur 17 schon hier, als ich kam; einen teuren Mann hat der Tod hinweggerafft, mehrere sind aus dem Amte geschieden, die meisten zu ehrenvollen Stellungen nach auswärts berufen worden. Noch stärker natürlich der Wechsel in der lernenden Jugend. Von jenen mehr als 700 Schülern, mit denen das Wintersemester 1898 eröffnet wurde, besuchen 100 noch heute die Anstalt. Und auch diese sind nicht mehr dieselben. Der heute Erwachsenen, mit denen ich zuletzt Platon gelesen oder — in Realprima — die Anfänge aristotelischer Logik besprochen habe, erinnere ich mich noch als munterer Quintaner; die kleinen Vorschüler von damals, deren helle Stimmen uns in der Deklamation zum Weihnachtsfeste oder zu Kaisers Geburtstag erfreuten, sind stämmige Jungen geworden, schon halbe Gelehrte, die Xenophon und gar Homer traktieren.

Doch das Älterwerden kommt von selber; entspricht dem äußeren Wandel auch der innere Fortschritt? Hat all unsere Arbeit in Korrekturen und Zensuren, in Vorbesprechungen und Fachkonferenzen, hat vor allem die tägliche und stündliche Aufmerksamkeit, womit wir das Leben unserer Zöglinge begleiteten, entsprechende Frucht getragen? Und ist in dieser Frucht ein mitbestimmender Einfluß gerade des Direktors zu spüren? — Es kommt mir nicht zu, solche Fragen zu beantworten; statt dessen sei ein grundsätzliches Bekenntnis ausgesprochen. Ich glaube, daß der Anteil, den erziehende und unterrichtende Tätigkeit an der

Entwickelung eines Menschen hat, in der Regel überschätzt wird. Gar zu zahlreich und verschiedenartig sind die Mächte, die auf einen jeden einwirken: Gedankenkreis und sittliche Grundstimmung des Elternhauses, Verkehr mit Altersgenossen, mit Gereifteren, Lektüre, Besuch der Kirche, des Theaters, freudige oder schmerzliche Erlebnisse. Das eigentlich Entscheidende aber kommt aus keinem von diesen, sondern ist angeboren.

> Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
> So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Jeder wird nur das, was er im Grunde schon ist: darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Aber freilich: er muß das, was er ist, erst werden. Denn mannigfaltig sind auch die Keime, die in einem jeden liegen, gute und böse, häßliche und edle. Es gilt, aus ihnen den wahrhaften und echten, der den inneren Beruf des Menschen bestimmt, herauszufinden und zur Entfaltung zu bringen. Γένοιο, οἷος ἐσσί, „Werde, der du bist": so mahnt Pindar den jugendlichen Herrscher von Syrakus. Dürfen auch wir so sprechen?

Es ist uralter Glaube, daß die eigentliche Natur des Menschen gut, daß nur durch eine Abirrung vom ursprünglichen Wesen das Schlechte hereingekommen sei. Dies bedeutet doch im Grunde die alttestamentliche Erzählung von dem Leben der ersten Menschen im Paradiese und von ihrem Fall; und dieselbe Ahnung verrät sich in der griechischen Sage, daß die frühesten Bewohner der Erde eine goldene Zeit voll Tugend und Frieden genossen hätten, daß dann von Stufe zu Stufe eine Verschlechterung eingetreten, ein silbernes, ehernes, eisernes Weltalter gefolgt seien. Uns allerdings, die wir nun wirklich, nicht bloß bildlich gesprochen, in einem Zeitalter des Eisens leben, mag es manchmal so scheinen, als sei die menschliche Natur in ihrem Kerne nichts weniger als gut. Hart und rücksichtslos herrscht auf zahllosen Gebieten des Wettbewerbes der Kampf aller gegen alle. Und da, wo kein Streit geführt wird, wo das Schwierige vollbracht ist viele zu gemeinsamer Tätigkeit zu vereinigen, könnte ein scharfer Beobachter finden, daß das, was sie zusammenhält, nicht so sehr der große Zweck ist, dem sie dienen, als die mancherlei kleinen

und persönlichen Vorteile, die jeder einzelne dabei zu erreichen hofft. Man kann es geradezu aussprechen hören: die Kunst, Menschen zu gewinnen, vollends zu leiten, bestehe darin, daß man ihren schlimmen Neigungen zu schmeicheln, ihre Fehler zu erkennen und auszunutzen wisse.

Namen von Parteiführern, von Staatsmännern, die, indem sie unedle Leidenschaften erregten und gegen einander ausspielten, zu glänzenden Erfolgen gelangt sind, würde jeder nennen können. Trotzdem ist die Behauptung falsch, die dadurch etwa bestätigt werden soll. Wohl mag es geschehen, daß zu einem unmittelbar geforderten Entschluß die Menschen sich leichter bequemen, wenn man ihre Schwächen zu Hilfe nimmt; auf die Dauer aber ist das eine gefährliche Bundesgenossenschaft. Selbst im politischen Leben, wo die Erreichung eines wertvollen Zieles auch mit schlechten Mitteln unter Umständen geboten sein kann, wird in solchem Falle der äußere Gewinn teuer bezahlt durch einen Verlust an gegenseitigem Vertrauen, also an innerer Kraft. Vollends aber verhängnisvoll wirken müßte das gleiche Verfahren im Bereich einer Tätigkeit, die ihrem Wesen nach so auf das Innere gerichtet ist wie die Erziehung.

Zunächst wir Lehrer unter einander — wie sollen wir hoffen, gemeinsam die Jugend zum Guten zu führen, wenn wir uns selbst nicht im Guten verbunden fühlen? Es genügt nicht, daß der einzelne Pflichttreue, Aufrichtigkeit, wissenschaftlichen Sinn von sich aus betätige, er muß die gleiche Gesinnung auch bei seinen Mitarbeitern voraussetzen. Freilich bringt ein tägliches und stündliches Zusammenleben von Männern, die nach Charakter und Geistesart verschieden sind, manchen Anlaß zu Reibungen, durch die einer am andern irre werden könnte. Man vermißt ein offenes Wort, das man meinte erwarten zu können; man spricht es selbst, um der Sache willen, und begegnet kleinmütiger Empfindlichkeit. Da muß man sich denn gegenwärtig halten, daß das, was einen peinlich berührt, nicht die wahre Natur des anderen ist; gerade dadurch hilft man, daß diese wieder hervortritt. Es gibt einen guten Spruch von Goethe:

> Wenn ein Edler gegen Dich fehlt,
> So tu, als hättest Du's nicht gezählt:
> Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
> Und Dir nicht lange im Debet bleiben.

Ich denke, meine Herren Kollegen, so ist es doch ganz überwiegend, herüber und hinüber, zwischen uns gehalten worden. Und vielleicht

gelingt es überhaupt in unserm Berufe leichter als in manchem andern. Das verdanken wir eben dem steten Verkehr mit der Jugend, die auch einen argen Pessimisten überzeugen kann, daß das Eigentliche der menschlichen Natur im Guten liegt. Jedenfalls möchte ich keinem, der diese Überzeugung nicht hat, raten, Erzieher zu werden. Gewiß gibt es Ausnahmen; auch wir haben Fälle erlebt, wo wir jede Hoffnung gedeihlichen Wirkens aufgeben mußten. Aber das war doch selten; viel öfter kam es vor, daß wir einen Verirrten auf den rechten Weg bringen konnten. Und wo dies gelang, da war immer das, was am meisten dazu beitrug, der Glaube an die im Grunde schlummernde Kraft des Guten. Der Erzieher muß diesen Glauben haben, um ihn auch im Zögling zu wecken, um dem vielleicht halb schon Verlorenen den Mut zur Besserung wiederzugeben.

Ähnlich ergeht es uns beim Lernen. Die Jugend wird am kräftigsten mitgerissen durch einen Lehrer, der nicht nur von eigner Freude an dem, was es zu wissen und zu forschen gibt, erfüllt ist, sondern den Schülern mit der unbeirrbaren Zuversicht gegenübertritt, daß sie sich mit daran freuen müssen. Schon Kinder und Knaben; vollends Jünglinge! Auf deutschen Universitäten ist es altes Herkommen, daß der Professor seine Zuhörer als „Kommilitonen" anredet. Diesen Brauch in die Schule zu übertragen geht nicht wohl an; aber etwas von dem kameradschaftlichen Sinn, der sich darin ausdrückt, ist auch bei uns am Platze. Meine Primaner wenigstens habe ich immer wie Mitarbeiter an gemeinsamen Aufgaben angesehen. Und wenn dieser oder jener im stillen lächeln mochte über die Naivität solcher Auffassung, so ist sie doch auf die Dauer meist richtig verstanden und gern erwidert worden. Manche wirksame Anregung zu eigenem Nachdenken und Forschen kann auch der Lehrer von seinen Schülern empfangen.

Ein noch schönerer Lohn ist es doch, wenn er beobachten darf, wie ein jugendlicher Geist sich entwickelt, zuerst unter seinen Augen, dann weiter, der Vollendung entgegen; durch mächtige Einflüsse, wie sie die Wissenschaft, das Leben ihm zuführt, getrieben und bereichert, und doch immer der angeborenen Art getreu. Denn, was im Menschen nicht ist, das kommt auch nicht aus ihm. Niemand darf erwarten, daß die Kornähre Trauben trage oder der Weinstock Erdäpfel. Wer mit empfänglichem Sinn aufnimmt, was ihm geboten wird, es treu sammelt und festhält, mag ein Sammler und ein Empfangender bleiben, aber lernen, diese bescheidene Kraft in den Dienst größerer Aufgaben zu stellen. Der Zweifler und Grübler wird weiter graben und bohren, aber mehr und

mehr die Stellen herausfinden, wo Schätze zu heben sind, d. h. er wird seinen Scharfsinn an fruchtbaren Problemen betätigen. So auch im Sittlichen. Es gibt Menschen, denen streitbare Lust im Blute sitzt — davon erleben wir ja dann und wann auch in den Schulräumen eine Probe —; einem andern ist es ebenso natürlich den Frieden zu lieben. Jeder kann auf seine Weise ein rechter Mann werden: wenn der eine mit Eifer das Schlechte und Gemeine bekämpft, der andere durch willige Unterordnung den Bestand einer guten Sache verstärkt.

Sicherlich hat die verständige Mutter in Goethes „Hermann und Dorothea" recht, wenn sie davor warnt, der Natur eines Kindes Gewalt anzutun:

> Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
> Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
> Gut und glücklich.

Gewiß sind der Erziehung überall feste Grenzen gesetzt, die wir achten sollen. Aber unselig verkehrt wäre es auf der anderen Seite, ihr deshalb den Abschied zu geben, in dem Vertrauen daß alles, was aus Mutter Naturs Händen hervorgehe, die Vollkommenheit schon in sich trage, und ruhig zusehen zu wollen, wie ein jeder, der das Leben erlangt hat, sich von selbst zur Persönlichkeit entwickelt. O nein! Es bedarf einer kräftigen Hand, um die guten Triebe zu schützen, daß sie nicht von den schlimmen, die überall beigemischt sind, überwuchert werden. Oder, noch treffender, ein anderer Vergleich! In den ungefügen Formen des Marmors, der aus dem Steinbruche kommt, erkennt der Blick des Künstlers eine lebensvolle Gestalt, die im harten Stoffe gebunden schlummert. In ahnendem Geiste schaut er sie vollendet und arbeitet ihr nach, bald leise, bald kräftiger schlagend, um alles zu entfernen, wovon das werdende Bild verdeckt wird. Vielleicht sind es gerade die seltsamen Zacken und Vorsprünge, die den schöpferischen Sinn befruchten und ein Werk von überraschender Schönheit entstehen lassen. Michel Angelo hat aus einem Block, den ungeschickte Hände bereits verhauen hatten, die köstliche Figur seines David herausgesehen und herausgemeißelt.

So ist es, oder so sollte es sein, auch in der Erziehung. Aber freilich, wer darf einem solchen Meister sich vergleichen? Und wenn es unter uns einen Mann gäbe, der Ähnliches vermöchte, wie soll er sein Werk vollenden? da doch früh genug der Zeitpunkt eintritt, wo der Knabe, zum Jüngling erwachsen, dem Zuchtmeister enteilt. Solcher Sorge gegenüber ist es ein tröstlicher Gedanke, daß wir Menschen alle ein Stoff

sind in der Hand eines großen Künstlers, der uns, nach besonderem Plane einen jeden, zur Vollkommenheit bilden will. Er verlangt nur, daß wir seinen hohen Willen verstehen, daß jeder mehr und mehr des Planes gewahr werde, der durch sein Dasein hindurchgeht, und nun selber daran mitarbeite, ihn zu fördern. „Der Meißel tut weh", sagt Paul de Lagarde, „der aus dem empfindenden Blocke den Gott herausschlägt; je weiter aber der Stahl in seiner Arbeit vorgeschritten, desto stiller hält der Marmor, der sich schon über die aus der Natur erstehende Geistesgestalt freut". —

Es ist heute das letzte Mal, nicht nur in dieser Stadt, sondern wohl für immer, daß ich zu meinen eigenen Schülern sprechen kann. Am schwersten wird es mir von denen zu scheiden, die während der letzten Wochen und Monate mir gegenüber gesessen haben, die zu selbständiger Lebensführung zu entlassen wir Lehrer uns rüsteten. Auch für die Jüngeren kommt einmal die Zeit, wo sie der Schule Lebewohl sagen und auf die Art von Erziehung angewiesen bleiben, die überall die schwierigste, freilich auch, wenn sie sich durchsetzt, die wirksamste ist: die Selbsterziehung. Da möchte ich gern allen, die zu hören bereit sind, noch ein gutes Wort und einen guten Wunsch mitgeben. Und das kann wohl nicht besser geschehen, als indem ich jedem einzelnen unter euch den Spruch des alten Dichters ins Herz rufe — auch mich soll er führen auf dem Wege, der sich vor mir auftut —: „Γένοιο, οἷος ἐσσί. Bleibe dir selber treu. Werde, der du bist".

Druck: Gebhardt, Jahn & Landt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

